

CARL FR. PH. v. MARTIUS

geb. 17. April 1794, gest. 13. December 1868.

SEIN LEBENS-

UND

CHARACTERBILD

INSBESONDERE

SEINE REISEERLEBNISSE IN BRASILIEN

VON

———

DOCT. PHILOS.

I.

LEIPZIG
LUDWIG DENICKE.
1869.

SEINER MAJESTÄT

DEM

KAISER VON BRASILIEN

DOM PEDRO II.

DE ALCANTARA,

DEM ERÖFFNER DES AMAZONENSTROMES,

DEM PFLEGER DER WISSENSCHAFT,

DEM FREUNDE DEUTSCHER SPRACHE

UND LITERATUR

MIT DEM AUSDRUCKE TIEFSTER VEREHRUNG

ZUGEEIGNET.

VORWORT.

Wohl darf man sagen, dass mit dem Reisenden, Forscher, Gelehrten, Redner und Schriftsteller Carl Fr. Ph. *v. Martius* einer der trefflichsten Männer der deutschen Nation vom irdischen Schauplatz abgetreten ist, einer jener Auserwählten, deren Vermächtniss eine reiche, sich in tausend Geistern verjüngende und vervielfältigende Saat ihrer rastlosen und bedeutungsvollen Thätigkeit bildet. Der Heimgegangene gehörte noch, um mit seinem berühmten Collegen und Freunde C. G. *Carus* zu reden, „zu der Élite jener mit aus dem Jahrhunderte *Lessing*'s, *Goethe*'s und *Schiller*'s herstammenden Naturen, deren Annäherung, wem sie irgend zu Theil geworden ist, gewöhnlich auch als wahrhaft beglückend erschien, und die sich

in jedem Sinne einer reinen Stellung zu Gott, Natur und Menschenwelt haben erfreuen dürfen."

Wenn daher von den dankbaren und pietätvollen Zeitgenossen eine *ausführliche* Schilderung seines Lebens und Wirkens, für welche *alle* zur Verdeutlichung und Würdigung dienenden Momente herangezogen werden konnten, in der auch namentlich seine wissenschaftliche Thätigkeit in ihrer Pragmatik, in ihrer ganzen Tragweite, ihrem Zusammenhange und ihrer Bedeutung eine eingehende Beleuchtung findet, mit Fug und Recht erwartet werden darf; so will ich versuchen, besonders durch *Martius* selbst, d. h. an der Hand seiner Werke, schon jetzt das Lichtbild von der Subjectivität des Hingeschiedenen zu entwerfen. Dabei verfolge ich zugleich die Absicht, auch allen Denen, welche weder durch Gemeinsamkeit der Studien mit ihm verbunden gewesen, oder sonst seiner liebenswürdigen Persönlichkeit nahe gestanden, noch überhaupt Näheres über ihn gewusst haben, klar zu machen, mit welchem Stolze wir ihn einen der Unsrigen nennen dürfen. Möchte dies mir, der ich zwar auf

dem biographischen Gebiete kein Neuling, der von *Martius* vornehmlich vertretenen Wissenschaft gegenüber jedoch mehr oder weniger ein Laie bin, nach Wunsch gelingen, damit die Arbeit selbst den Schein der Unbescheidenheit von mir nehme!

Dresden, den 24. Febr. 1869.

DR. HUGO SCHRAMM.

INHALTSVERZEICHNISS.

I.

„Gross war sein Geist und schön. Was die Natur zu geben,
Die Uebung zu erhöh'n vermag,
War sein, und gleichgestimmt mit seiner weisen Seele
Das liebenswerth'ste Herz."

(Wieland.)

I.

„Candide et fortiter“.

Die Familie *Martius* stammt ursprünglich aus Umbrien, und als Gründer des deutschen Zweiges wird *Galeottus Martius* angesehen, der, geboren zu Narni im Jahre 1427, als Professor zu Padua reformatorischer Bestrebungen angeklagt wurde*) und sich in Folge dessen um das Jahr 1480 an den Hof des Königs *Matthias Corvinus* von Ungarn flüchtete, wo er als „Schulmann, Philosoph, Astrolog und Bibliothekar" eine Anstellung fand. „Manches, was er selbst in seinen Anlagen und in seiner Gemüthsart hatte," — sagt der Vater unseres *Martius* in seinen „Erinnerungen aus meinem neun-

*) Das Manuscript der betreffenden Schrift, welche bei der Inquisition Anstoss erregte, existirt noch, und der Vater unseres *Martius*, wie dieser selbst, hegten immer den bis heute jedoch unerfüllt gebliebenen Wunsch, sie auch noch gedruckt zu sehen. S. in der III. Abth. den 2.—5. und 7. Brief.

zigjährigen Leben" (Leipzig, 1847) — „scheint sich auf die Familie vererbt zu haben. Einige Physiognomiker wollen behaupten, dass seine Gesichtszüge, welche in einer silbernen grossen Medaille, die in dem kaiserlichen Antikencabinet zu Wien zu sehen ist, in denen meines Grossvaters und in denen meiner Wenigkeit noch angedeutet sind. Doch war der alte Herr so wohlbeleibt, wie keiner seiner Nachkommen."

Diese siedelten sich in Böhmen an und verbreiteten sich von dort aus, nach dem alten Spruch: „Seid fruchtbar und mehret euch!" namentlich nach Franken und Sachsen. Meist finden wir unter ihnen trotz ihres „martialischen" Namens[1]) den geistlichen Stand vertreten und gerade den der Krieger am wenigsten, während sie auch einige Handwerker, Kaufleute, Aerzte und Staatsbeamte aufweisen.

Die nächsten Vorfahren des trefflichen Vaters unseres *Martius* waren Theologen, auch die Mutter des Ersteren, „eine Frau von resolutem Charakter, voll Verstand, voll Frömmigkeit und von einer heiteren Gemüthsart", war die Tochter eines Predigers,

des Pfarrherrn *Weinl* zu Drossenfeld im damaligen Fürstenthum Baireuth, er selbst aber, *Ernst Wilhelm Martius*, geboren am 10. September 1756 zu Weissenstadt, einem gleichfalls im Baireuth'schen gelegenen kleinen Städtchen am Fichtelgebirge, hatte sich aus besonderer Neigung der „Apothekerkunst" gewidmet, obgleich es für den Sohn einer Predigerfamilie fast unpassend erschien, dem Stande der „Neunundneunziger" oder „Goldgrubenleute" anzugehören, die im vorigen Jahrhundert nicht blos als pedantische Leute, sondern oft auch, was hier allein in Betracht kam, als Adepten und Charlatane angesehen wurden, und zwar bekanntlich nicht immer mit Unrecht.

Welch' hohes Alter er erreichte, ist schon oben angedeutet worden; er starb erst am 12. December 1849, und wenn es immer etwas Besonderes ist um einen neunzigjährigen Schriftsteller, so ist es noch weit bemerkenswerther, einen solchen zugleich noch so heiteren und zufriedenen Sinnes zu finden, als sich *E. W. Martius* in seinen „Erinnerungen" zeigt. Dieselben geben uns das Bild eines in sich selbst stillvergnügten Greises, auf

den das schöne Wort *Goethe's* volle Anwendung findet:

> Wem das Geschick die schönste Palme beut?
> Wer freudig thut, sich des Gethanen freut!

und dessen nähere Bekanntschaft überhaupt gemacht zu haben, also nicht blos, wie dies hier vornehmlich der Fall, um seines berühmten Sohnes willen, Niemand bereuen wird, der nicht allein in der Gegenwart Anreiz und Befriedigung zu finden glaubt, sondern auch in die Vergangenheit gern einkehrt. Freilich gehörte der alte *Martius* nicht zu den eigenthümlichen Gestalten deutschen Lebens, die im vorigen und in diesem Jahrhunderte auf dem öffentlichen Schauplatze eine grosse Bedeutung hatten, auf die gesammte Nation einwirkten und deren Theilnahme in hohem Grade sich aneigneten, aber er war die verkörperte deutsche Tüchtigkeit und mehr als einmal wird man bei der Lecture seiner „Erinnerungen“, die zu den vor einigen Jahrzehnten über den Krieg in Spanien von einem französischen Buchmacher in die Welt geschickten „Memoiren eines kaiserlichen Apothekers“ einen wohlthuenden Gegensatz bilden, an den deutschen Apotheker in des

vorhin genannten Dichters „Hermann und Dorothea“ erinnert.

Ernst Wilhelm Martius war 1771 in die Hofapotheke seines Oheims und Taufpathen zu Erlangen eingetreten, um fünf Jahre lang die damals sehr beschränkten und abhängigen Verhältnisse eines Lehrlings auf das Gründlichste kennen zu lernen. Damals hiessen z. B. solche junge Leute noch „Er“ oder „Ihr“, bekamen keine Servietten und silbernen Löffel bei Tische, durften sich nicht pudern, mussten meistentheils mechanische Arbeiten — zur Winterszeit in ungeheizten Räumen — verrichten, wie Stossen, Wurzeln schneiden, Lerchenschwamm pulvern u. dgl. m., durften im Dienste der Officin nur mit der Schürze ausgehen und sonst nie das Haus verlassen, ausser in den Frühstunden des Sonntags, um die Kirche zu besuchen. Nach beendigter Lehrzeit konnte zwar das bisherige Subjectulum sich pudern lassen, durfte auch einen Haarbeutel, sowie einen Degen und Stock tragen und in einem Rocke mit vergoldeten Knöpfen, in einer weitschössigen Weste und in Beinkleidern von recht greller Farbe einhergehen, aber auch die Gehül-

fen und Provisoren blieben noch manchem Zwange unterworfen; so musste *Martius* zu Regensburg und Kaufbeuern an Winterabenden im gemeinschaftlichen Wohn- und Esszimmer des Principals Kapseln und Räucherkerzen anfertigen, beim Jahreswechsel von den Aerzten, die er im Namen seines Principals zu beglückwünschen hatte, ein Douceur annehmen, wochenlang im Hause bleiben und sich mit einem jährlichen Gehalte von 50 bis 60 Gulden begnügen.

Seine guten Kenntnisse, seine Anstelligkeit und Rührigkeit, sein geistiges Streben und treffliches sittliches Verhalten erwarben ihm überall Achtung und Liebe und verhalfen ihm zu guten Stellen, bis er sich endlich 1791 als selbständiger Pharmaceut und „akademischer Bürger“ [2]) in Erlangen niederliess, wo wir ihn dann als einen durch und durch ehrenwerthen, braven Mann sehen, der sein Geschäft schwungvoll betreibt, dem gesammten Apothekerstande nicht blos durch wichtige Erfindungen [3]), sondern auch durch Beseitigung alter Missbräuche, wie 1796 durch die Abschaffung der Neujahrsgeschenke an die Aerzte und das Publicum, eine höhere

bürgerliche Achtung verschafft und selber in wissenschaftlichen Dingen rüstig fortschreitet, deshalb auch sowohl von der philosophischen Facultät zu Erlangen, als auch von der medicinischen Facultät zu Bonn das Doctordiplom ad honores erhält, sowie zum Honorarprofessor der Pharmacie ernannt und unter dem, auf seinen heitern Sinn sich beziehenden Namen *Democritus* in die kais. Leop.-Carolinische Akademie aufgenommen wird.

Als er dann am Abende seines langen Lebens es unternahm, seine Denkwürdigkeiten aufzuzeichnen, that er dies mit anspruchsloser Redlichkeit und Wahrheitsliebe, ohne Leidenschaft, mit sittlichem Ernst und freundlicher Milde; er wollte um's Himmels willen Niemand verletzen, gedachte mit Vorliebe des Guten, das er wahrgenommen, und wendete sich — ganz das Gegentheil seines fränkischen Landsmannes, des 1835 verstorbenen Geschichtschreibers Karl Heinr. Ritter *v. Lang* — von allem Schlechten ab. Das Hauptverdienst seiner „Erinnerungen“ aber besteht darin, dass wir in ihnen ein Buch besitzen, in dem sich, wie etwa in den Denk-

würdigkeiten der Caroline *Pichler*, die französische Revolution und die grossen Wandlungen des neunzehnten Jahrhunderts im häuslichen Kreise einer gebildeten Familie des Mittelstandes abzeichnen, und uns die Ansichten und Gesinnungen eines solchen Würdigen mitten unter jenen Weltbegebenheiten darstellen. Wir hatten, berichtet er u. a., in den Kriegszeiten viel zu thun und auch manchen Vortheil von dem vermehrten Gebrauche der Arzneien. Aber mit Unmuth wies er den Antrag eines französischen Regimentsarztes in der Cuirassierdivision d'Espagne zurück: die Rechnungen, welche für die Kranken derselben gestellt wurden, nach ihrem beiderseitigen Vortheile einzurichten. Auch ist es wohlthuend, die Ordnung und Ruhe wahrzunehmen, welche als die Göttinnen des Hauses jederzeit, mitten unter den gewaltigen Stürmen der Aussenwelt, walten, und das gleichmässige Festhalten an erprobten Einrichtungen, ohne dass *Martius* ein fortwährender Lobredner und ein starrer Verehrer des Alten gewesen wäre. Er selbst aber nannte als den grössten Segen in seinem Leben ein unerschütterliches Gottvertrauen

und eine lebendige Zuversicht von unserer Fortdauer nach dem Tode. „Nicht Allen“, sagte der 85jährige Greis am Tage vor seiner goldenen Hochzeit (12. Februar 1842), „wird es so wohl auf dieser Welt. Darum bin ich aber auch so ruhig und gefasst, von hier abzuscheiden, dass, wenn der Herr mich noch in der künftigen Nacht vor der goldenen Hochzeit abrufen will, ich mit Freuden dazu bereit bin.“

Indessen erlebte er wirklich das seltene Jubelfest, zu dem ihm auch Friedr. *Rückert* folgende Zeilen von Berlin aus sandte:

„Die Jahre machen weiss, doch nicht auch jeden weise;
Nicht jeder kommt so weit auf dieser Lebensreise,
Wie Du gekommen bist; o geh' nur immer weiter,
Der letzten Höhe zu, wie Sonn' am Abend heiter!“

und zwar feierte er es, denn sein glückliches Leben sollte „wunderbar sich runden“, in demselben Locale der *Harmonie*-Gesellschaft, wo er funfzig Jahre früher (nachdem er freilich, wie der goldene Hochzeiter in einem Festtoaste jovial bemerkte, dem damaligen Gesetze gemäss für die Dispensation 25 Gul-

den zu zahlen gehabt), mit seinem Bäschen *Regina Weinl* ehelich verbunden worden war. Von den Kindern jedoch, welche ihm die „treue, liebevolle und umsichtige" Gattin geschenkt hatte, waren nur drei am Leben geblieben: seine beiden Söhne *Carl Friedrich Philipp*, geboren zu Erlangen am 17. April 1794, und *Theodor Wilhelm Christian*, geboren ebd. am 1. Juli 1796 (an demselben Tage, wo der Vater das Geschäft seines Schwiegervaters übernommen, welches er auch 1824 diesem Sohne abtrat), sowie seine Tochter *Wilhelmine Christiana Augusta*, geboren am 14. Januar 1800.

Hören wir nun, was der alte *Martius* selber über die Erziehung seiner Kinder berichtet hat:

„In der Erziehung meiner Kinder suchte ich zuerst auf ihren Charakter zu wirken. *Wahrheit* und *Offenheit* gegen die Eltern habe ich stets als die erste Bedingung der Moralität und eines glücklichen Erfolgs in der Erziehung angesehen. Liebe und Sorgfalt der Eltern hat auch zur Folge gehabt, dass die Herzen meiner Kinder immer wie ein offenes Buch vor mir und meiner Frau

lagen. Dies hat sich Gott Lob! bis auf den heutigen Tag erhalten, und ohne Geheimnisse vor einander haben wir die gegenseitige Liebe nur gestärkt. *Lüge* ist, Gott sei Dank, in meiner Familie niemals vorgekommen. Für ein frommes und dankbares Gemüth sorgte meine gute Frau zunächst bei den Kindern dadurch, dass sie mit ihnen in der Stille am Morgen und Abend betete. Meine Knaben hielt ich vor Allem zur *Ordnung* an. Sie mussten sich in allen Dingen der Hausordnung fügen. Ihren ersten Unterricht erhielten sie, ebenso wie meine Tochter, in der Schule des ehrwürdigen Dr. *Pöhlmann*, der sich einen guten Namen unter den Pädagogen nach Pestalozzischer Methode erobert hat. Später schickte ich die Knaben in das Gymnasium unter Rector *Besenbeck*, und gab ihnen zugleich Privatlehrer, unter denen sich besonders der Subconrector Dr. Lorenz *Richter* um den ältern verdient gemacht hat. *Richter* war ein guter Lateiner, und, wenn auch gerade nicht geschmackvoll, ein strenger, deutscher Grammatiker.“ (Es ist charakteristisch für den bescheidenen Sinn des Vaters, dass er nicht auch von dem

Fleisse, dem Streben, der reichen Begabung seines Sohnes spricht, sondern das Verdienst des glänzenden Erfolgs von jenem Unterrichte in dankbarer Anerkennung nur dem trefflichen Lehrer beimisst, wie er denn überhaupt an den, auch nicht einmal zahlreichen Stellen seiner „Erinnerungen", wo er auf seine Söhne kurz zu sprechen kommt, zwar eine freudige Genugthuung seines Vaterherzens aus den Worten hervorleuchten lässt, nichts weniger aber als damit prunken will, dass sie's so herrlich weit gebracht.)

„Meine Kinder hatten das Glück," fährt er fort, „gute Freunde im Hause zu haben; denn es wohnte bei mir die vortreffliche Familie des Herrn Professors der Theologie *Hänlein*, später Consistorial-Directors in München, mit dessen Söhnen die meinigen in kindlicher Freundschaft aufwuchsen. Die Familien des 1837 verstorbenen berühmten Professors der Jurisprudenz, nachmaligen preuss. Geh. Legationsrathes Joh. Ludw. *Klüber*[4]), des Pfarrers *Abegg*, des an die Stelle eines *Delius* berufenen Professors der Chemie Friedrich *Hildebrandt*[5]) und des Lectors *Meynier*, alle in der Nachbarschaft

wohnhaft, stellten ihr Contingent zu dem Convent der Knaben, und da gab es denn allerlei Spectakel und manchmal einen Höllenlärm im Hause. Aber was verträgt nicht die Liebe der Eltern; und am Ende wären uns die Buben nicht recht gewesen, hätten sie den Kopf gehängt.“... Um zwölf Uhr wurde zu Mittag gespeist. Am Tische sassen nicht nur die Glieder meiner Familie, und die Gehülfen und Lehrlinge, sondern auch mehrere Studirende der Universität als Kostgänger. Da ich von Jugend auf ein Freund der Musik gewesen, so hatte ich meine Kinder darin unterrichten lassen, und es war für mich eine angenehme Stunde nach dem Essen, wenn diese mit ihrem Lehrer und einem oder einigen ihrer Freunde ein Quartett oder ein kleines Concert aufführten... Darnach aber kehrte Jedes wieder zu seiner Arbeit zurück, bis zum Abendessen, welches zeitig genommen wurde.“... „An den Winterabenden vereinigte sich nicht selten eine Auswahl von jungen Männern in meinem Wohnzimmer, wo wir uns mit deutscher Lectüre unterhielten. Mir war immer die Auswahl von Reisebeschreibungen am will-

kommensten; aber das jüngere Volk stimmte oft für Poesieen, wo dann *Schiller*, *Scume*, *Goethe* oder *Lafontaine's* Romane an die Reihe kamen."

Die Zahl jener Kostgänger — theilt der Vater unseres *Martius* an einer anderen, nicht zu übergehenden Stelle mit — belief sich manchmal bis auf sechs, einmal sogar auf neun. Schweizer, Tyroler, Franken, Westphalen, Preussen, Livländer und Russen sassen im traulichen Familienkreise neben einander. Jeder brachte seine eigene Art und Weise, seine Lebenserinnerungen und Ansichten und seinen Provinzial-Dialect mit. So gewährte unser Mahl die mannigfachste und eine stets sehr lebhafte Unterhaltung. „Während meines ganzen Hausstandes habe ich von 1796 bis 1824 nicht weniger als 110 jüngere Männer in meinem Hause als Miethsleute, oder an meinem Tische als Kostgänger gesehen... Der Umgang mit einer so bunten, gutgearteten Gesellschaft war mir, nach meiner heiteren und geselligen Gemüthsart stets sehr erquicklich; überdies verfehlte er auch nicht, auf meine heranwachsenden Kinder einen günstigen Einfluss auszuüben.

Nichts ist bildender für die Jugend, als von verschiedenartigen, tüchtigen Menschen umgeben zu sein, und deren Eindrücke in das noch weiche Gemüth zu empfangen."

Die ihrem eigenen Antriebe vollständig überlassene Wahl des Berufes konnte den beiden Söhnen nicht schwer fallen: derselbe war ihnen schon von Haus aus nahe gelegt worden, und so entschied sich denn auch der ältere, „der stets eine grosse Vorliebe für die Naturgeschichte gezeigt hatte", für das Studium der Medicin, der jüngere, für das der Pharmacie und Chemie. Zu dem Ersteren wenden wir uns nun ausschiesslich.

CARL FRIEDRICH PHILIPP MARTIUS, der bereits in der Wiege akademischer Bürger geworden war, insofern er bei seiner Taufe die Universitätsmatrikel zum Pathengeschenk erhalten hatte, bezog schon zu Ostern 1810, demnach als kaum 16jähriger Jüngling, die Hochschule seiner Vaterstadt. Energisch widmete er sich hier dem erwählten Fachstudium, liess aber dabei stets die Bezugnahme auf die Naturwissenschaften vorwaltend sein. Insbesondere hatten ihn günstige Verhältnisse auf die Botanik hingewiesen, in deren Elemente er bereits vom Vater, einem der drei Gründer der kgl. baierischen Botanischen Gesellschaft zu Regensburg, eingeführt worden war.

Im ersten Semester lehrte noch Joh. Christ. Dan. *v. Schreber* die Botanik. Von diesem seltsamen Gelehrten entwirft der

Vater unseres *Martius* in seinen „Erinnerungen“ folgende interessante Schilderung: „Seit 1769 Professor an der medicinischen Facultät, betrachtete er sich als den Fürsten der Erlanger Naturforscher. Sein ganzes Wesen war gravitätisch, gemessen und aristokratisch. Nach dem Tode von *Delius* wurde er (am 23. Dec. 1791) zum Präsidenten der kaiserlichen Akademie der Naturforscher gewählt, eine Ehre, auf die er allerdings als ein Schüler des grossen *Linnaeus*, als umfassender Gelehrter und fruchtbarer, gründlicher Schriftsteller Anspruch hatte. Die grosse Vielseitigkeit dieses Mannes machte ihn doppelt schätzbar für eine Universität, wo mehrere Doctrinen von einem und demselben Lehrer vorgetragen werden mussten. So diente er denn auch in zwei Facultäten. In der medicinischen lehrte er Botanik, Physiologie, Diätetik und *Materia alimentaria;* in der philosophischen mehrere cameralistische Fächer, die Landwirthschaft, Technologie, Cameralwissenschaft und sogar Polizei. Auch besass er sehr schöne Kenntnisse in der Astronomie, wie er denn namentlich die Untersuchungen *Schröter's* mit grossem Eifer ver-

folgte. Der griechischen und hebräischen Sprache war er mächtig und schrieb ein classisches Latein. Dieser grossen Gelehrsamkeit unerachtet war er kein anregender Lehrer. In seinen Vorträgen beschränkte er sich meistens darauf, irgend ein Compendium abzulesen und etwa durch Vorzeigung der betreffenden Gegenstände oder durch wenige Worte aus dem Stegreife zu erläutern. Es schien immer, als sei er ängstlich bemüht, ja nichts zu sagen, wodurch er sich eine Blösse geben könnte, und am allerwenigsten gerieth er mit seinen Zuhörern auf irgend ein Gebiet, wo er allgemeine Ansichten oder Grundsätze hätte aussprechen müssen. So blieben ihm seine akademischen Zuhörer immer in ehrerbietiger Entfernung. Nur die Erinnerung an seinen grossen Lehrmeister *Linnaeus* und an die Schule desselben in Upsala, welche er ebenfalls frequentirt hatte, machte ihn gesprächig. Er erzählte dann mancherlei interessante Anekdoten, vorzüglich auf seinen botanischen Exursionen, die er in früheren Jahren in ziemliche Weite um Erlangen auszudehnen pflegte.“ [6])

Durch *Schreber's* Einfluss sowohl, als

durch die überhaupt damals noch herrschende, ja fast allein erst bestehende, descriptiv-systematische Richtung der Botanik, welche eine ganz bestimmte, rück- und vorwärts über das achtzehnte Jahrhundert hinausgreifende Wissenschafts-Periode charakterisirt, wurde diese Richtung auch bei dem jungen *Martius* inducirt, der sich über dieselbe später folgendermassen auslässt:

„Es galt zunächst, die Pflanzenspecies als ein Fertiges zu fixiren, — zu beschreiben, und sie zwischen den übrigen anzuordnen, zu classificiren. Je mehr man hierbei, von einzelnen Merkmalen absehend, die Totalität eines gegebenen Pflanzenwesens und ihren Bezug zu allen übrigen in's Auge fasste, um so mehr näherte man sich dem, was die sogenannte natürliche Methode als ihre letzte Aufgabe anerkennt. Inzwischen zeigt eine gründliche Prüfung der Principien, die Ant. Laur. *de Jussieu* seinem unsterblichen Werke der *Genera Plantarum* zu Grund gelegt, und die er noch 36 Jahre später[8]) bekannt hat, dass dies sogenannte natürliche System des Pflanzenreichs in seinem Grundbaue den rein logischen Charaktar nicht verleugnet, dass es,

ebenso wie die früheren, sogenannten künstlichen, vielmehr eine Anordnung des Mannigfaltigen, nach gewissen Begriffen, d. i. eine Classification, als ein aus der höheren Einheit einer Idee organisirtes Mannigfaltiges, ein System im philosophischen Sinne sei.“ Wenn aber auch eine vielseitige und energische Fortbildung der Classifications-Methoden in jener Periode hauptsächlich vorwaltete, so erfuhren doch gleichzeitig auch die Physiologie und Anatomie der Pflanzen, und überhaupt alle übrigen Doctorinen, die wir unter der Botanik zu begreifen pflegen, wie die Pflanzengeographie, Pflanzengeschichte und Paläophytologie, mächtige Erweiterungen, ja die letzteren wurden in jenem, etwa 60 Jahre umfassenden Zeitraume erst zu selbstständigen Fächern erhoben. „Der Bewegung war hier so viel, des Stillstandes verhältnissmässig so wenig, dass wir diesem Zeitabschnitte füglich den Charakter einer Uebergangsperiode zuschreiben dürften, eine Bezeichnung, die der Periode sicherlich nicht zur Unehre gereicht, denn auf dem Gebiete des Geistes ist es nicht eine stationäre Ruhe, sondern das gesunde, richtige Maass des

Fortschrittes, was die Verdienstlichkeit der Leistungen bezeichnet."

Die beschreibende und systematisirende Richtung in der Botanik wurde bei unserem *Martius* noch mehr befestigt und genährt durch einen schon auf dem Gymnasium begonnenen freundschaftlichen Verkehr mit den Brüdern Christian Gottfried und Theod. Friedrich Ludw. *Nees v. Esenbeck*, von denen der letztere, 21 Jahre jünger, als der erstgenannte, 1805 in die Lehre des alten *Martius* gekommen war. Diese beiden hervorragenden Botaniker gehörten zu den Anhängern der Lehre von der Morphose und Metamarphose, jener Naturauffassung, die namentlich in Deutschland, zu Gunsten der genialen Forschungen eines Robert *Brown*, fast allgemeine Geltung erlangt hatte. Denn „seitdem *Blumenbach* die Einheit des Menschengeschlechtes nachgewiesen, seitdem die Zoologen die bunte Mannigfaltigkeit der Thiergestalt auf wenige Typen zurückgeführt, — seitdem endlich *Goethe*'s Versuch, „die Metamarphose der Pflanzen zu erklären", in die Anschauungsweise der meisten Botaniker

übergegangen war,*) hatte sich deren Mehrzahl immer energischer der sogenannten Morphologie zugewendet, und man fing nun an, auch die descriptive und systematische Botanik von diesem Standpunkte aus zu behandeln.“

Die Morphologie kann indessen nicht als ein isolirtes Ergebniss der Forschungen betrachtet werden, vielmehr hängt sie auf das Innigste mit der Naturphilosophie zusammen, welche in unserem Vaterlande während der zwei ersten Decennien dieses Jahrhunderts nicht blos auf die Medicin, sondern auch auf die Naturwissenschaften einen wesentlichen Einfluss ausgeübt hat, und für die daher auch der junge *Martius* eingenommen

---

*) Hierbei möge übrigens auf ein gehaltreiches Schriftchen von *Alfred Kirchhoff* über „Die Idee der Pflanzen-Metamorphose bei Wolff und bei Goethe“ (Berlin, 1867) aufmerksam gemacht werden, wo man die betreffenden Forschungen und Resultate des genialen *Caspar Friedrich Wolff* (geb. 1733, gest. 1794) mit *Goethe's* Untersuchungen und Conceptionen übersichtlich zusammengestellt und auch für letztere noch manche nicht genug gewürdigte Quelle nachgewiesen findet. Leider wurde *Wolff* von Botanikern kaum gelesen, nicht verstanden und bald vergessen.

wurde, um sich freilich später von ihr ganz wieder abzuwenden. Denn als man von der constructiven und deducirenden Methode jener Schule mehr und mehr auf die reine Induction, auf die unmittelbarste Anerkennung des Naturobjects zurückkam, konnte es ihm nicht entgehen, „dass durch jene Richtung in die Naturwissenschaften, und zumal in die Botanik, ein Antheil von Poesie gebracht worden war, dessen sie sich gegenüber von dem Ernste der Aufgabe und den gleichzeitigen Fortschritten in Frankreich und England füglicherweise wieder zu entschlagen hätte. Die romantische Schule in der deutschen Poesie hat innige Beziehungen zu der deutschen Naturphilosophie, „die durch den universalen Feuerkopf eines *Oken* die bedeutungsvollste Vertretung finden sollte. Zwar glaubte Al. *v. Humboldt* auch noch am Schlusse seiner Laufbahn an eine Erneuerung des Bündnisses, welches schon einmal, im Jugendalter der Menschheit, Philosophie, Physik und Dichtung mit Einem Bande umschlang, an eine Versöhnung der feindlichen Pole des schlichten Empirismus und der spekulativen Naturphilosophie, — denn, sagt er im „Kos-

mos" (I., S. 69), der Inbegriff von Erfahrungskenntnissen und eine in allen ihren Theilen ausgebildete Philosophie der Natur (falls eine solche Ausbildung je zu erreichen ist) können nicht in Widerspruch treten, wenn die Philosophie der Natur ihrem Versprechen gemäss, das vernunftmässige Begreifen der wirklichen Erscheinungen im Weltall ist, und wo der Widerspruch sich zeigt, liegt die Schuld entweder in der Hohlheit der Speculation oder in der Anmassung der Empirie, die mehr durch die Erfahrung erwiesen glaubt, als durch dieselbe begründet ward, — er selbst aber hat sich im Verfolge seiner Studien stets auf eine empirische Betrachtung beschränkt und auch nicht an jener Ausgleichung mitzuwirken versucht. Vielmehr hat er von Paris aus auf die Ausschreitungen der deutschen Naturphilosophen mit steigendem Missbehagen geblickt, und je rascher die französische und englische Medicin und Naturwissenschaft an der Hand concreter Beobachtung vorwärts schritten, um so schärfer deutsche Phantome gegeisselt. „Der berauschende Wahn des errungenen Besitzes," meint er im „Kosmos" (a. a. O.) „eine eigene, abenteuerlich-symbolisirende

Sprache, ein Schematismus, enger, als ihn je das Mittelalter der Menschheit angezwängt, haben, in jugendlichem Missbrauche edler Kräfte, die heiteren und kurzen Saturnalien eines rein ideellen Naturwissens bezeichnet.“ (Vergl. „Briefe von Al. *v. Humboldt* an *Varnhagen von Ense*.“ 2. Aufl., Lpz. 1860, S. 90.)

Kein Wunder also, dass zur Blüthezeit der Naturphilosophie auch die Theorie der Pflanzen-Metamorphose einen ganz besonderen Reiz ausübte, den Alfr. *Kirchhoff* in der genannten Schrift richtig und glücklich mit folgenden Worten ausdrückt: „So bunt auch das Leben stets bewegter Reigen die Bilder der Entwickelung vorüberkreisen lässt: in ihren Grundzügen zeigen all’ diese Bilder eine innige Verwandtschaft. Poesie und Sage haben längst das Zauberband zwischen geistiger und sinnlicher Welt geschlungen, und bezeichnend genug folgt unsere Sprache den Stufen jeder Entwickelung mit denselben bildlichen Deutungen; sie redet in kindlicher Befreundung mit dem schönen Reiche der Blumen von einem Keime bei dem geheimnissvollen Uranfange eines werdenden Dinges, von einem Wachsen, Blühen, sogar von

einem Fruchten, wenn in der Vollendung des einen Seins der Urgrund zu einem anderen still bereitet worden. So weist schon die Sprache sinnig auf die Pflanze hin, deren Wachsthum ein treuer Spiegel der natürlichen Entwickelung überhaupt sein muss, wenn anders die Natur eine einige ist. Oft in so kurzer Daseinsfreude zeigt die Pflanze schnell nach einander alle Phasen der Entwickelung, und während der thierische Organismus der Jugendgestalt in verborgener, aber unablässiger Wandelung zu einer ganz anderen werden lässt, die vergleichende Rückblicke dem Auge des Beschauers unmöglich macht — erhält die Pflanze in der Regel treu das Gebilde der früheren Zeit, indem sie zu neuen und immer neuen Formen den aufstrebenden Körper stufenweise erhebt. Aber eben durch diesen offenkundigen Zusammenhang des Neuen mit dem Alten, die Aehnlichkeit und doch wieder auch die Unähnlichkeit zwischen dem Erzeugten und dem Erzeugenden, thut sich gerade hier das Räthsel alles Werdens auf: wie in der Vielzahl wechselnder Zustände die Einheit des sich Entwickelnden erhalten bleiben, wie es

trotz all' dem ruhelosen Wandel noch ein seliges Sein geben könne?" . . . Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zu *Martius* zurück!

Fast mehr noch als von der, überdies nur ein halbes Jahr währenden Unterweisung des ihm zwar ungewöhnlich gewogenen, aber pedantischen Professors *Schreber* zog er, nach seinem eigenen Ausspruch, von der praktischen Pflanzenkenntniss des botanischen Gärtners *Rümmelein* Nutzen. Unter seinen Universitätslehrern aber sind besonders noch der Zoolog Georg Aug. *Goldfuss* (gest. 1848 als Professor in Bonn), der oben schon einmal erwähnte Chemiker *Hildebrandt* (gest. zu Erlangen 1816), der Mediciner und Philolog Gottl. Chr. *Harless* (gest. ebd. 1815), der Mediciner und Philosoph Heinr. Aug. *Vogel* (gest. zu München nach 1834) und der Kliniker *v. Wendt* zu nennen, welch' letzterer auch als Arzt und Menschenfreund in hohem Ansehen stand.[9])

Die Medicin vollständig mit der Botanik zu vertauschen, diesen Gedanken fasste *Martius*, als der Botaniker *v. Schrank* und der Zoolog *v. Spix* im Jahre 1812 nach Erlangen

kamen, um im Auftrage der baierischen Regierung die Sammlungen des verstorbenen *Schreber* für die kgl. Akademie der Wissenschaften zu München um 12,786 Gulden zu erwerben. Bei dieser Gelegenheit sprachen jene beiden Akademiker den Wunsch aus, *Martius* möchte akademischer Eleve [10]) werden und dem alternden *v. Schrank* in der Leitung des neuangelegten Botanischen Gartens in München beistehen. Daraufhin unterzog sich *Martius* im folgenden Jahre den erforderlichen Prüfungen, ward am 23. März 1814 als Eleve angenommen, durch *v. Schrank* und den damaligen Generalconservator Frhrn. *v. Moll* in die Geschäfte des Botanischen Gartens eingeführt, und bezog am 17. April 1814, also gerade an seinem zwanzigsten Geburtstage, den ersten Theil eines Jahresgehalts von 500 Gulden. Ein paar Wochen vorher — am 30. März — war er noch von der medicinischen Facultät der Universität Erlangen zum Doctor creirt worden.

Die nächsten zwei Jahre vergingen unter der mit seiner Stellung am Botanischen Garten zu München verknüpften Thätigkeit, unter eifrigst fortgesetzten Studien und gele-

gentlich, im Interesse seiner Wissenschaft unternommenen kleinen Reisen. Auf einer derselben, die ihn in das Salzburgische und Kärnthnische führte, nahm er an den Excursionen des schon seinem Vater befreundeten, 1846 verstorbenen Botanikers Heinr. Dav. *Hoppe* theil, welcher damals auf dem Untersberge Alpenpflanzen sammelte. Auf einer dieser Excursionen sollte auch durch *Martius* das Schicksal eines anderen hochberühmten Naturforschers unserer Tage, des Zoologen Karl Ernst *v. Baer*, seiner Entscheidung entgegengeführt werden, ohne dass dieser es geahnt hätte. Ich lasse ihn selbst darüber berichten, nachdem ich zuvor behufs des Verständnisses bemerkt habe, dass sich *Baer*, obgleich er in Dorpat und Wien bereits dem Studium der Medicin obgelegen, doch noch für keine Wissenschaft definitiv bestimmt hatte. Weit mehr als zur Medicin, die er mit grosser Skepsis zu betrachten gelernt, fühlte er sich zu den Naturwissenschaften hinzugezogen; insbesondere sprach in ihm eine dunkle Ahnung für vergleichende Anatomie. Und so war er im Sommer des Jahres 1815 von Wien aufge-

brochen, um im übrigen Deutschland entweder für diese, oder für Botanik und Geologie einen Ankerplatz zu finden. Zuvörderst aber wollte er nochmals den Schneeberg besuchen und weiter in's Gebirge vordringen. Dabei konnte nun auch der Untersberg nicht weggelassen werden, zumal *Baer* den Dr. *Hoppe* dort zu finden hoffte. „Ich machte also den Plan", erzählt er weiter (in den „Nachrichten über Leben und Schriften des Herrn Geheimraths Dr. Karl Ernst *von Baer*, mitgetheilt von ihm selbst." St. Petersburg 1866, S. 164 ff.) „von Salzburg früh nach dem Untersberg aufzubrechen, den Berg selbst so weit zu besteigen als möglich, und zur Nacht wieder in Salzburg zu sein. Am Fusse des Unterberges war eine Art Herberge, in welcher *Hoppe* zu wohnen pflegte. Ich erfuhr dort aber, dass er jetzt nicht anwesend sei, sondern mit einem andern Herrn weiter — ich glaube nach dem Glockner — gegangen war. Ich nahm einen Führer nach dem Untersberge, durchstreifte diesen nach allen Richtungen und war gegen Abend wieder in der Herberge, um etwas zu essen und dann nach Salzburg zu gehen. Mein Führer

warf sich platt auf den Boden und versicherte, er könne nicht weiter. Er hatte freilich das wandernde Herbarium getragen, das ich nun wieder auf meinen Rücken laden musste. Als ich abmarschiren wollte, kam der Wirth mit einem Gedenkbuche, in das ich etwas einschreiben sollte. Das langweilte mich, da ich zu eilig war, um Geistreiches oder Poetisches einzuschreiben, wie ich es vorfand. Ich notirte also nur mein Bedauern, dass ich den berühmten Dr. *Hoppe* nicht vorgefunden, da ich ihm gern einige botanische Zweifel vorgelegt hätte. So ging ich ab und wurde unterwegs von dem prachtvollsten Alpenglühen belohnt, das ich jemals gesehen habe. Die Alpen, denen ich so herzlich ergeben war, schienen dankbar von mir Abschied zu nehmen, denn jetzt sollte es in der Ebene weiter gehen. Ich hielt lange an, um das Alpenglühen ganz zu geniessen. Als es aufgehört hatte, ging ich eine Strecke weiter, legte mich aber dann, noch vor Erreichung der Stadt, auf den Boden nieder und schlief ein. Die Nacht war ziemlich kalt. Ich trug eine starke Verkältung davon, die mich einige Tage in Salzburg aufhielt, dann ging

es weiter. Ich war erst ein paar Tage gegangen, als in einer kleinen Stadt — es muss in Wasserburg gewesen sein — ein Paar Männer mir in den Weg traten und mich fragten, ob ich der Doctor *Baer* sei? Ich bejahte es und besah mir jetzt die Fragenden, die mir sehr neugierig schienen. Der eine war ein ältlicher Mann, mit eigenthümlich herabhängenden Kleidungsstücken, wie es mir däuchte, der andre stand in blühendster Jugend, mit dunklem Haar, um das ich ihn sogleich beneidete, da mich mein helles immer verdrossen hatte. Der ältere nannte sich Dr. *Hoppe*, der jüngere hiess Dr. *Martius* und war der künftige Palmen-Vater. Sie waren bald nach mir in die Herberge am Untersberge gekommen, hatten meinen Stossseufzer nach botanischer Belehrung gelesen, und Dr. *Hoppe* war so gefällig, sie mir geben zu wollen. Ich hatte jedoch mein Herbarium nach München vorausgeschickt und konnte nichts vorzeigen. Dagegen hatte es mich unterwegs, nachdem die Gebirge mehr zurückgetreten waren, sehr gequält, dass ich fortmarschirte und noch gar kein Ziel hatte. Ich fragte also stehenden Fusses, ob die

Herren nicht wüssten, wo man vergleichende Anatomie treiben könnte? „Gehen Sie zu *Döllinger* nach Würzburg", sagte der jüngere. „Wenn Sie mich in München aufsuchen wollen, werde ich Ihnen ein Päckchen Moose mitgeben; der alte Herr liebt es, mit diesen in Mussestunden sich zu beschäftigen." Ich dankte sehr denn nun hatte ich ein Ziel. Ich glaube, dieser ganze Strassencongress hat nicht fünf Minuten gewährt; er wurde für mich aber doch sehr wichtig. . . ." Das *Martius*'sche Introductions-Mittel bewährte sich und *Baer* fand in Ignaz *Döllinger* (gest. 1841) einen Lehrer, wie er sich bis dahin vergeblich gewünscht hatte ...

Von den Männern aber, welche in den Jahren 1815 und 1816 von bedeutendem Einflusse auf die geistige Entwickelung unseres *Martius* waren, sind neben dem berühmten Ex-Jesuiten Franz *v. Paula v. Schrank*, welch' trefflichem Manne er zweiundzwanzig Jahre lang amtlich nahe stand [11]), und dem stupend vielseitigen Frhrn. *v. Moll*, dem „edelsten Panurgos unter der Sonne", dessen 6000 Arten enthaltendes Herbarium *Martius* später geschenkt erhielt, „als Dankbezeugung dafür,

dass dieser, sein junger Freund, seinen Namen durch Gründung der Gattung Mollia in das Pflanzensystem eingeführt" hatte[12]), besonders auch die Akademiker Ad. Heinr. Friedr. *v. Schlichtegroll* (gest. zu München 1822) und Sam. Thom. *v. Sömmering* (gest. zu Frankfurt a. M. 1830) hervorzuheben. In Bezug auf den letztern sagte *Martius* in der am 29. März 1859 von ihm gehaltenen Säcularrede zur Erinnerung an frequentirende Mitglieder der mathematisch-physikalischen Classe der münchener Akademie der Wissenschaften: „Darf ich es wagen, den Eindruck wiederzugeben, den der hochgefeierte Mann, *sicherlich zu meinem Gewinn*, auf mich gemacht hat, so waren es Eine Begabung des Geistes, Eine des Gemüthes, wodurch seine Arbeiten das eigenthümliche classische Gepräge erhielten: ein hellenisches Schönheitsgefühl für Maass und Verhältniss organischer Gestalt und eine ethische Scheu vor dem Tadel der Unwahrheit." [13])

Am folgenreichsten jedoch für die Laufbahn unseres *Martius* sollte es werden, dass er schon in den ersten Jahren seines münchener Aufenthalts die Aufmerksamkeit des

Königs *Maximilian Joseph I.* von Baiern aut sich zog, der, wie die beiden Könige Sachsens *Friedrich August I.* und *II.*, ein warmer Freund der Pflanzenwelt war und daher häufig den Botanischen Garten besuchte, wo er sich gewöhnlich vom jungen *Martius* begleiten liess.

Bereits im Jahre 1815 ertheilte der König *Maximilian Joseph*, jener „grosssinnige Beförderer der Wissenschaften, überzeugt von den Vortheilen, welche für letztere und für die Menschheit überhaupt aus der nähern Kenntniss Amerikas hervorgehen, zu diesem Ende der Akademie der Wissenschaften zu München den Befehl, über eine in's Innere von Südamerika zu machende literarische Reise Bericht zu erstatten." Schon unter den damals zur Reise Ausersehenen befand sich ausser dem oben erwähnten Akademiker *Spix* auch unser *Martius*, obgleich derselbe noch nicht einmal Adjunct der Akademie war, wozu er erst im October 1816 ernannt wurde, nachdem ihn bereits am 12. Mai desselben Jahres die kaiserl. Leopoldin.-Carolinische Akademie mit dem Beinamen *Cal-*

listhenes unter ihre Mitglieder aufgenommen hatte.

Eingetretene Hindernisse bestimmten zwar die Regierung, die Expedition einstweilen noch zu verschieben, als jedoch auf dem Congresse zu Wien eine Heirath zwischen der österreichischen Erzherzogin Carol. Jos. *Leopoldina* und dem portugiesischen Kronprinzen, nachmaligem Kaiser Dom *Pedro I.* von Brasilien, vereinbart worden war und die österreichische Regierung beschlossen hatte, „Gelehrte im Gefolge der erlauchten Braut nach Brasilien abgehen zu lassen“, erneuerte sich im König von Baiern der alte Wunsch, und er kam mit dem wiener Hofe überein, auch einige Mitglieder seiner Akademie der Expedition beizuordnen. Und wiederum fiel dafür die ehrenvolle Wahl auf *Spix* und *Martius*, die demnach am 28. Januar 1807 die Weisung erhielten, eiligst nach Wien und von da nach Triest abzureisen, um sich dort auf den bereit liegenden Fregatten nach Rio de Janeiro einzuschiffen. Gleichzeitig ward der Akademie aufgetragen, ihre beiden Mitglieder mit gelehrten Aufträgen, sowohl in Beziehung auf deren specielle Hauptfächer,

als überhaupt auf Alles, was in den Kreis ihrer Beobachtungen und Forschungen fallen dürfte, und mit denjenigen Instrumenten zu versehen, von deren Anwendung während der Reise sich vorzüglich interessante Resultate für die Wissenschaften erwarten liessen.

Diesen Aufträgen zufolge wurde die Bereicherung der Zoologie und Botanik den Reisenden zur Hauptpflicht gemacht, zugleich aber mittelbar die Berücksichtigung der übrigen Zweige der Wissenschaft, soweit es Zeit und Umstände zuliessen, anempfohlen. Demgemäss übernahm also insbesondere *Martius* die Bestimmung die tropische Pflanzenwelt in ihrer ganzen Ausdehnung zu erforschen. Und zwar sollte ihm neben dem Studium der dort vorzugsweise einheimischen Familien namentlich die Untersuchung derjenigen Formen obliegen, welche durch ihre Verwandtschaft oder Identität mit denen anderer Länder Schlüsse über das ursprüngliche Vaterland und die allmälige Verbreitung derselben auf der Erde gestatten. Diese Forschung wollte er mit der Berücksichtigung der klimatischen und geognostischen

Verhältnisse in Verbindung bringen, und deshalb auch auf die niedrigsten Bürger des Pflanzenreiches, wie die Moose, Pilze und Flechten, ausdehnen. Ebenso sehr sollten die Veränderungen, welche sowohl die einheimischen, als die eingeführten Pflanzen unter gewissen äusseren Einflüssen erleiden, sowie die Geschichte des Bodens und der dort gebräuchlichen Cultur seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Ferner gedachte er von der Untersuchung des inneren Baues und der Entwicklung der tropischen Gewächse interessante Aufschlüsse über die Gesetze des Pflanzenlebens überhaupt, sowie von der Beobachtung etwa vorkommender Spuren einer früheren, nun untergegangenen Vegetation Materialien für die Begründung geognostischer Ansichten zu gewinnen. Endlich glaubte er durch eine genaue Erforschung der brasilianischen Arzneikörper aus dem Pflanzenreiche, sowie aller übrigen vegetabilischen Stoffe, deren Benutzung für Künste und Gewerbe dienlich werden könnte, und durch sorgfältige Aufzeichnung der Art und Weise, wie solche in ihrem Vaterlande angewendet werden, dem Zwecke seiner Sendung

zu entsprechen. Hauptsächlich aber ward es den beiden Reisenden, nebst den Beobachtungen und wissenschaftlichen Forschungen im Gebiete ihrer speciellen Fächer, wobei wechselseitige Hülfe und Unterstützung vorausgesetzt wurde, zur Obliegenheit gemacht, die akademischen Sammlungen durch Uebersendung aller Naturprodukte aus sämmtlichen Reichen, als der besten Belege für die gemachten Beobachtungen, möglichst zu vervollständigen.

Ausserdem wurden ihnen auch rücksichtlich der übrigen Zweige der Naturwissenschaft besondere Wünsche ausgedrückt, In Betreff der Mineralogie sollte ihre Aufgabe sein: genaue Berücksichtigung der Erdbildung im Allgemeinen und der geognostischen Verhältnisse der Gebirgsformationen, deren Aufeinanderfolge, Mächtigkeit, Streichen und Fallen; ferner die Untersuchung des bisher zum Theil noch problematischen Vorkommens des Goldes, der Diamanten und anderer Edelsteine, sowie aller wichtigeren Fossilien. — Aus dem Gebiete der Physik sollten Gegenstände der Beachtung bilden: die De- und Inclination der Magnetnadel und deren

tägliche Variation, die elektrischen Erscheinungen nach den verschiedenen Graden der Länge und Breite,[14]) die Durchsichtigkeit und Färbung, das Leuchten, die Temperatur und der Salzgehalt des Meeres in verschiedenen Gegenden und Tiefen, die Temperatur der Luft, die Erscheinung der *Fata Morgana*, die mittlere Temperatur und die klimatischen Unterschiede an verschiedenen Orten des Festlandes, das periodische Schwanken des Barometers, die verschiedene Erhöhung der Länder, die Spuren des allmäligen Zurück- oder Vorwärtsschreitens des Meeres an den Küstenländern, die Strömungen, die örtlichen Anomalien in Ebbe und Fluth, die Elektricität der Fische u. a. m. — Die historische und die philosophisch-philologische Klasse der Akademie schliesslich erinnerten an die Beachtung der Sprachen, der Volksthümlichkeiten, der mythischen und historischen Ueberlieferungen, der älteren und neueren Monumente, als Schriften, Münzen, Idole, und überhaupt alles Dessen, was über den Culturzustand und die Geschichte der Ureinwohner sowohl, als der sonstigen Bewohner Brasiliens Licht verbreiten könnte, oder sich auf die Topographie

und Geographie jenes so wenig bekannten Landes bezieht.

Bei dieser Fülle vielseitigster und zum Theil schwieriger Aufgaben denke man noch daran, dass *Martius* noch nicht einmal 23 Jahre alt war, als er die grosse Reise antreten sollte! Und wie kurz war die Zeit für die Vorbereitung dazu! ja, von einer eigentlichen, speciellen, von einer so gründlichen und umfassenden Vorbereitung, deren sich z. B. Alex. *v. Humboldt* erfreute, als er die Küsten Europas verliess, konnte gar nicht die Rede sein, nur die allernöthigsten Zurüstungen zu treffen, waren die beiden Reisenden im Stande. *Martius* hat dies oft beklagt, von der Wissenschaft freilich sollte es nicht im Entferntesten gespürt werden.

Nachdem die nöthigen Bücher, Instrumente, die Feldapotheke und der sonstige Reiseapparat direct nach Triest abgeschickt waren, verliessen *Spix* und *Martius* am 6. Februar 1817 München, um zunächst nach Wien zu gehen, wo sie am 10. Februar eintrafen. Hier genossen sie bei ihrer weiteren Ausrüstung die thätigste Unterstützung, besonders von Seiten des Fürsten *Metternich*

und wurden sie mit den übrigen — jetzt gleichfalls verstorbenen — Reisegefährten, welche die österreichische Regierung zur wissenschaftlichen Expedition ausgewählt hatte, bekannt gemacht; es waren: Prof. *Mikan* aus Prag (für Botanik und Entomologie), Dr. med. *Pohl* (für Mineralogie und Botanik), *Natterer*, Assistent beim k. k. Naturalienkabinet, (für Zoologie), der Landschaftsmaler Th. *Ender*, der Pflanzenmaler *Buchberger* und der Hofgärtner *Schott*. Da verschiedene Umstände das Auslaufen der beiden für die Expedition auserkorenen Fregatten verzögerten, so wurde erst am 4. März die Weiterreise nach Triest angetreten, wo unsere beiden Reisenden in den ersten Tagen zufälligerweise dasselbe Gasthofszimmer bewohnten, in dem einst J. J. *Winkelmann* ermordet worden war. Nachdem sie noch einen Ahstecher nach Venedig und Padua gemacht, bezogen sie endlich am 7. April „das neue Quartier zu See", und lichteten drei Tage später die „Austria" und „Augusta" die Anker. Bald wäre aber aus der ganzen Expedition nichts geworden, denn nur schwer entgingen die beiden Schiffe, auf deren erstgenanntem sich

Spix und *Martius* befanden, der ihnen schon am zweiten Tage der Fahrt von einem Bora-Sturme drohenden Gefahr des Untergangs. Da die „Augusta“ noch beträchtlichere Havarien als die „Austria“ erlitten hatte, so musste diese, nachdem sie in Pola ausgebessert worden, die Reise bis Gibraltar allein fortsetzen, erreichte aber dessen Hafen, da ein widriger Wind zu einem Anlegen bei Malta veranlasst hatte, erst am 12. Mai. In den letzten Tagen dieses Monats traf von Wien der Befehl ein, dass die „Austria“ ihre Weiterfahrt nicht bis zur Ankunft der anderen Fregatte aufschieben sollte, und so wartete das Schiff blos noch einen günstigen Wind ab, um — am 3. Juni — die Rhede von Gibraltar wieder zu verlassen und nur in Funchal noch einmal anzulegen.

Zwischen dem 11. und 12. Juni ward der Wendekreis des Krebses passirt. Was nun *Martius* über die Reiseeindrücke auf der Fahrt durch jene Region des Friedens und der Ruhe berichtet hat, ist für ihn zu charakteristisch, als dass ich es hier nicht wörtlich wiedergeben sollte:

„Während die Zusammenwirkung der

Elemente sich immer harmonischer und grossartiger darstellte, begann auch der gestirnte Himmel für die Bewohner des kleinen Fahrzeuges immer mehr in's Gleichgewicht zu treten. Am 15. Juni erschien uns zum ersten Male jenes herrliche Sternbild des südlichen Himmels, das Kreuz, welches jedem Seefahrer ein Zeichen des Friedens, und, nach seiner Stellung, ein Weiser der nächtlichen Stunden ist. Schon lange hatten wir auf dieses Gestirn, als einen Führer zur andern Hemisphäre gehofft; unbeschreiblich war daher unsere Freude, als wir dessen an dem feierlich glänzenden Himmel ansichtig wurden. Von Allen ward es, als ein Zeichen des Heils, mit den Regungen tiefer Andacht betrachtet; vorzüglich aber wurde das Gemüth bei seinem Anblicke durch den Gedanken gehoben: auch bis in diese Region, welcher dieses schöne Sternbild unter dem bedeutungsvollen Namen des Kreuzes leuchtet, hat der Europäer den Adel der Menschheit, wissenschaftliche und christliche Bildung, getragen, und sucht ihn, angetrieben von hohen Gefühlen, bis in die fernsten Gegenden mehr und mehr zu verbreiten. In

eben dem Grade, als sich der südliche Sternenhimmel über unsern Horizont erhob, sank jener der nördlichen Hemisphäre hinab. Nur mit schmerzlichen Empfindungen blickten diejenigen, welche Europa ausschliessend ihr Vaterland nannten, auf den immer tiefer sinkenden Polarstern hin, bis er endlich in den dichten Nebeln des Horizontes verschwand..."

Wem klänge nicht hier jene Klage des unsterblichen *Dante* in der Seele wieder:

O settentrional vedovo sito,
Poi che privato se di miar quelle!

(O du verwais'tes Land, du öder Nord —
Du siehst den Glanz des schönen Lichtes nimmer!)

„Glänzend taucht in dieser Gegend", fährt *Martius* fort, „am Morgen die Sonne aus dem Meere auf, und vergoldet die den Horizont umlagernden Wolken, welche bald hierauf in grossartigen und mannigfaltigen Gruppen dem Zuschauer Continente mit hohen Gebirgen und Thälern, mit Vulcanen und Meeren, mythologische und andere wundersame Gebilde der Phantasie vor Augen zu führen scheinen. Allmälig rückt das Gestirn des Tages an dem ätherisch blauen Himmel aufwärts; die feuchten, grauen Nebel fallen

nieder; das Meer ruht oder steigt und fällt sanft mit spiegelglatter Oberfläche in einem regelmässigen Pulsschlag. Mittags erhebt sich eine fahle, blass schimmernde Wolke, der Herold eines plötzlich hereinbrechenden Gewitters, das mit einem Male die ruhige Scene unterbricht. Donner und Blitz scheinen den Planeten spalten zu wollen, doch bald hebt ein schwerer, salzig schmeckender Platzregen, unter brausenden Wirbelwinden herabstürzend, das Toben der Elemente, und mehrere halbkreisförmige Regenbogen, gleich bunten Triumphbögen über den Ocean ausgespannt und auf der gekräuselten Oberfläche des Wassers vervielfältigt, geben die friedliche Beendigung des grossen Naturschauspiels kund. Sobald Luft und Meer wieder zur Ruhe und zum Gleichgewicht zurückgekehrt sind, zeigt der Himmel von neuem seine durchsichtige Bläue; Heerden von fliegenden Fischen schwingen sich scherzend über die Oberfläche der Gewässer hin, und die buntfarbigsten Bewohner des Oceans steigen aus dem, in der Tiefe von hundert Fuss noch durchsichtigen Elemente herauf... Taucht die Sonne allmälig an dem

bewölkten Horizonte hinab, so kleiden sich Meer und Himmel in ein neues, über alle Beschreibung erhabenes Prachtgewand... Unter anhaltendem Wetterleuchten am grauenden Horizonte nimmt der Tag Abschied, während sich der Mond aus dem unabsehbaren Ocean still und feierlich in den nebellosen, oberen Weltraum erhebt. Bewegliche Winde kühlen die Atmosphäre ab; häufige, besonders von Süden her fallende Sternschnuppen erhellen magisch die Luft; das dunkelblaue Firmament, sich mit den Gestirnen auf dem ruhigen Gewässer abspiegelnd, stellt das Bild des ganzen Sternengewölbes dar, und der Ocean, selbst von dem leisesten Lüftchen der Nacht bewegt, verwandelt sich in ein still wogendes Feuermeer.

„Gross und feierlich sind die Eindrücke, welche der Ankömmling hier von der Macht und dem Frieden der Elemente erhält; fremd aber und ungewohnt der heissen Zone, empfindet er auch unangenehm die Nässe und Kühle des Morgens und Abends, und die drückende Schwüle des Mittags............

„Es war am 29. Juni, einem Sonntage, wo wir, gemäss unserer Schiffsrechnung, den

Erdtheiler durchschneiden sollten. Da die See ziemlich ruhig war, wurde dieser Tag durch eine Messe gefeiert. Die Einsamkeit des Orts, die ernste Stille und Grösse der Elemente, welchen hier, in der Mitte der beiden Erdhälften und des unermesslichen Oceans, das kleine Fahrzeug preisgegeben war, mussten in dem Momente, als die Verwandlung mit militärischem Trommelschlag angekündigt wurde, jedes Gemüth tief erschüttern, besonders aber diejenigen, welche dabei an die Allmacht in der Natur und an die geheimnissvolle Metamorphose aller Dinge dachten. Der Tag ging unter anhaltendem Südost-Winde ruhig vorüber. Die Nacht war hell und klar; die Pole des Sternenhimmels ruhten schon auf dem Horizonte und der Vollmond stand in herrlichem Lichte über unserem Haupte; Vega, Arctur, Spica, Scorpion, in welchen oben Jupiter glänzte, die Füsse des Centauren leuchteten hehr am Firmamente; das südliche Kreuz hatte die senkrechte Stellung angenommen und zeigte auf Mitternacht, als wir uns, der Berechnung zufolge, am Orte des Gleichgewichts von Himmel und Erde befanden, und, den Aequa-

tor durchschneidend, in die südliche Hemisphäre hinüber steuerten. Mit welchen lebhaften Hoffnungen, mit welchen unaussprechlichen Gefühlen traten wir in diese andere Welthälfte ein, die uns eine Fülle neuer Erscheinungen und Entdeckungen darbieten sollte! Ja, dieser Moment gehört zu den feierlichsten und heiligsten unseres Lebens. In ihm sahen wir die Sehnsucht früherer Jahre gestillt, und gaben uns, in seliger Freude und ahnender Begeisterung, dem Vorgenusse einer fremden, an Wundern so reichen Natur hin.“

Noch vierzehn Tage, und die Reisenden sollten ihr endlich nahe sein!

„Am Abend des 13. Juli“ — ich lasse wiederum *Martius* selbst erzählen — „verkündete der Commandant. dass wir am andern Morgen Cabo frio erblicken würden. Mit welcher Sehnsucht sahen wir dem Moment entgegen, wo uns, nach einer Reise von zwei und vierzig Tagen, wieder der Anblick eines Continents zu Theil werden sollte! Auf das Genaueste bestätigte sich die Aussage des Capitäns, und am Morgen des 14. Juli erschien im Westen, gleichsam im Nebel

schwimmend, eine lang gestreckte Gebirgskette. Allmälig zertheilten sich die täuschenden Wolken und wir erkannten in grauer Ferne deutlicher das waldige Gebirge von Cabo frio, welches zuerst von den Wachen auf dem Mastkorbe und dann von der ganzen Schiffsgesellschaft mit Jubel begrüsst wurde.

„Der Tag war entzückend klar und hell, und ein günstiger Wind trieb uns an dem hohen Cap vorüber; alsbald öffnete sich unserm Blicke, obgleich noch entfernt, der herrliche Eingang der Bai von *Rio de Janeiro.* Rechts und links erheben sich, gleich Pforten des Hafens, steile Felsenberge, von den Wellen des Meeres bespült; der südliche derselben, Pâo d'açucar, in Form eines Zuckerhutes emporragend, ist das bekannte Wahrzeichen für ferne Schiffe. Nach Mittag gelangten wir, immer mehr der zauberhaften Perspective uns nähernd, bis zu jenen colossalen Felsenthoren, und endlich durch sie hindurch in ein grosses Amphitheater, aus welchem der Spiegel des Meeres wie ein friedlicher Landsee hervorglänzte, und labyrinthisch zerstreute, duftende Inseln, im Hintergrunde durch einen gewaltigen Gebirgs-

zug begrenzt, wie ein paradisischer Garten voll Ueppigkeit und Majestät emporgrünten. Von dem Forte de S. Cruz aus, durch welches der Stadt unsere Ankunft signalisirt wurde, brachten uns einige Seeofficiere die Erlaubniss, weiter zu segeln. Bis dieses Geschäft beendigt war, weideten sich die Augen Aller an einer Gegend, deren Lieblichkeit, bunte Mannigfaltigkeit und Pracht alle Naturschönheiten weit übertraf, welche wir noch je gesehen hatten. Von der dunkelblauen See erheben sich die Ufer im hellen Sonnenglanze, und aus ihrem lebendigen Grün blinken zahlreiche weisse Häuser, Kapellen, Kirchen und Forts hervor. Hinter ihnen thürmen sich kühn, in grossartigen Formen, Felsenkuppen auf, deren Seitenabhänge in aller Ueppigkeit und Fülle eines tropischen Waldes prangen. Ein ambrosischer Duft verbreitet sich von diesen köstlichen Waldungen, und entzückt fährt der fremde Schiffer an den vielen, mit herrlichen Palmenwäldern bedeckten Inseln vorüber. So wechselten stets neue, anmuthige und erhabene Scenen vor unseren erstaunten Blicken, bis endlich die Hauptstadt des jungen Königreichs, von

der Abendsonne festlich beleuchtet, vor uns ausgebreitet lag, und wir, an der kleinen Insel das Cobras vorbei, ganz in ihre Nähe gelangt, Abends fünf Uhr die Anker fallen liessen. Ein unbeschreibliches Gefühl bemächtigte sich unserer Aller in dem Momente, da der Anker auf den Grund eines andern Continentes hinabrauschte, und der Donner der Kanonen mit einfallender Kriegsmusik das ersehnte Ziel der glücklich vollendeten Seereise begrüssend verkündete."

Der Aufenthalt in Rio de Janeiro und dessen Umgegend erstreckte sich auf mehrere Monate; dann trennten sich die baierischen und österreichischen Naturforscher, um je ihre besonderen Pläne zu verfolgen, von denen der für die Ersteren vorgezeichnete im Allgemeinen die grossartige Aufgabe stellte, die Hauptprovinzen, ohne Bevorzugung bestimmter Gegenden, auf dem längsten Wege forschend und sammelnd zu durchziehen. Galt es doch, das ungeheure, wissenschaftlich zum grössten Theil noch unbekannte „Land des heiligen Kreuzes", wie Brasilien von *Camoens* genannt worden, gewissermassen erst aufzuschliessen!

Am 8. Dezember 1817 brachen *Spix* und *Martius* aus Rio de Janeiro auf, um sich zunächst landeinwärts nach der im Stromgebiete des Rio de Plata liegenden Provinz San Paulo mit der Hauptstadt gleichen Namens zu wenden.

Der Anfang dieser Expedition war nicht geeignet, sie mit frohen Hoffnungen zu erfüllen. Kaum hatten sie von dem Nebenwege in die breite Hauptstrasse von S. Cruz eingelenkt, als ihre Lastthiere sich theils niederwarfen, theils zwischen den Häusern und Gärten zerstreuten, auch mehrere sich der Kisten, die sie trugen entledigten und das Weite zu gewinnen suchten. Die Verwirrung nahm zu, als Hr. *Dürming*, der preussische Consul zu Antwerpen, der sich damals in Rio de Janeiro aufhielt und unseren Reisenden das Geleit gegeben hatte, von seinem scheu gewordenen Thiere abgeworfen wurde, und, am Arm stark beschädigt, nach der Stadt zurückgebı acht werden musste. Dieses Schauspiel zügelloser Wildheit giebt im Anfange jede Caravane, bis sich die Thiere an die Last und an einen zusammenhängenden

Zug gewöhnt haben; Neulinge freilich, wie *Spix* und *Martius* waren, mussten mit Angst und Besorgniss erfüllt werden. Letztere stiegen noch mehr, als sie bemerkten, dass eines Maulthiere, welches eine kostbare Ladung hatte, gar nicht wieder zum Vorschein kam. Es war mit seinem Gepäcke in die Stadt zurückgelaufen, wo es wahrscheinlich sehr bald einen andern Herrn gefunden haben würde, wäre nicht der Arieiro, der Führer der Maulthiere, so glücklich gewesen, es endlich am Hafen und zwar schon in fremden Händen anzutreffen und zu unseren Reisenden wieder zurückzuführen. Ermattet von dem unruhigen Suchen und Hin- und Herreiten mussten sie daher, obgleich kaum eine Stunde von der Stadt entfernt, ohnweit eines königlichen Landhauses anhalten, um die zerstreuten Thiere und Treiber wieder zu sammeln. Nachdem sie hier unter ängstlichem Harren den grössten Theil des Tages zugebracht hatten, setzten sie endlich mit der neugeordneten Truppe ihre Reise fort, passirten die nach Canta-Gallo und Minas führende Seitenstrasse und erreichten mit Sonnenuntergang Campinho, eine 3 Legoas von Rio gelegene Fa-

zenda nebst einer Venda, welche die Hauptbedürfnisse für die vorüberziehenden Caravanen feil hat. Solche Buden finden sich auf dem grösten Theile des Weges von Rio de Janeiro nach S. Paul und nach den wichtigsten Orten in Minas Geraës, und sind, da die Pflanzungen in feuchten Gründen oder in den Urwäldern von der Strasse entfernt liegen, sehr häufig die einzigen Plätze, welche den Reisenden noch an Europa und an europäische Einrichtungen erinnern.

Am 10. December Morgens langten *Spix* und *Martius* in dem kleinen Orte S. Cruz an, wo sie von einem Landsmanne, dem Obristlieutenant *Feldner*, welcher sich gerade dort befand, um die für den königlichen Hof in Rio eingerichteten Kohlenbrennereien zu leiten, auf das Freundschaftlichste empfangen wurden. Noch unerfahren mit dem Reisen in Brasilien hatten sie übrigens in Rio viel überflüssiges Gepäck mitgenommen und sahen sich nun in die Nothwendigkeit versetzt, die Thiere an Last zu erleichtern. Nachdem daher alle unnöthige Bürde ausgewählt und zurückgelassen war, brachen sie am 11. December von S. Cruz wieder auf, mussten

aber schon am Morgen des 13., als sie ihre Maulthiere beladen liessen, eine neue traurige Erfahrung von der Schwierigkeit des Transports in diesem Lande machen: ein Lastthier, welchem man den blechernen Cylinder mit Barometerröhren aufgebunden hatte, ward plötzlich scheu, rannte in den nahen Wald und konnte nicht eher eingefangen werden, als nachdem es alle Bürde abgeworfen und die Instrumente vernichtet hatte. Dieser Verlust war um so schmerzlicher, als er während der ganzen Reise nach S. Paulo nicht ersetzt werden konnte, wohin glücklicher Weise einige Barometerröhren zu Wasser vorausgeschickt worden waren. Die physikalischen Wissenschaften hatten ja damals selbst in den Hauptstädten Brasiliens nur noch wenig Pflege gefunden, die Barometer und andere derartige Instrumente wurden daher von den Wenigen, die sich mit meteorologischen Beobachtungen beschäftigten, als die kostbarsten Werkzeuge angesehen.

Auch hatten unsere Reisenden in der nächsten Zeit viel durch Regen zu leiden, und während ihrer Anwesenheit in S. Paulo,

das wir sie am letzten Tage des Jahres erreichen sehen, stellte sich die richtige Regen zeit mit grosser Regelmässigkeit ein. Diese war natürlich ihrem Wunsche, die naturhistorischen Merkwürdigkeiten der Gegend kennen zu lernen, höchst ungünstig, denn sobald sie ihre Wanderungen weiter als in die nächste Umgebung der Stadt ausdehnten, mussten sie ganz durchnässt nach Hause zurückkehren. Die Pflanzenwelt begann zwar allmälig mit verjüngter Kraft zu erwachen, Thiere erschienen jedoch noch minder häufig. Daher beschlossen unsere Reisenden, den für den Naturforscher ohnehin etwas lästigen Aufenthalt in der Stadt abzukürzen und sich nach der 20 Legoas entfernten Eisenfabrik von S. Joâs de Ypanema zu wenden, deren schöne Umgebung mit ihrem beträchtlichen Reichthum an Pflanzen und Thieren ihnen vom Director der Fabrik, dem Obristlieutenant *Varnhagen* in Rio, sehr anziehend geschildert worden war.

Der Abstecher nach Ypanema wurde auch in anderer Beziehung sehr interessant. Zur Zeit, als *Spix* und *Martius* die Capitanie S. Paulo durchreisten, befand sich weder in der

Hauptstadt, noch auf dem Lande ein promovirter Arzt! Statt dessen hatte sich fast in den meisten Häusern eine oder die andere Frauensperson den Wirkungskreis der Curateira zugeeignet. „Man hat Unrecht", sagt *Martius*, „wenn man annimmt, dass deren praktische Kenntnisse von den Heilkräften der Naturkörper vorzugsweise durch Traditionen der amerikanischen Ureinwohner an die gegenwärtigen Generationen übergegangen seien. Ein langer Umgang mit den Indianern hat uns überzeugt, dass die Indolenz dieser Unglücklichen sie selbst von der Erforschung heilsamer Naturkräfte abhält. Aberglaube, Gleichgültigkeit gegen das Leben und Fühllosigkeit bei den Leiden ihrer Nächsten lassen die Indianer nicht zur Benutzung der sie überall umgebenden wohlthätigen Naturgaben gelangen, deren Erkennung ihren, für einfache Beobachtung geschärften Sinnen nicht schwer fallen würde, sobald sie ein lebendiges Interesse für dieselben hätten. Das grösste Verdienst in der Auffindung und Benutzung heilkräftiger Pflanzen kommt daher, so wie das der Entdeckung der Goldminen, den Paulisten zu.

Ihr thätiger Sinn und ihre Neugierde, von der reichen Natur aufgeregt, verfolgte die Entdeckungen, welche sich ihnen zufällig oder höchst selten vermittelst der Andeutungen der Ureinwohner darboten, mit der dem Europäer eigenthümlichen Schärfe. Der menschliche Geist benutzt in diesem Gebiete der Forschungen überall die Andeutungen der Natur, und schliesst von den physischen Merkmalen der Dinge, von Geruch, Farbe, von der Aehnlichkeit gewisser Formen mit Theilen des menschlichen Leibes u. s. w. analogisch auf die inneren Kräfte der ersteren und ihre Wirkungsart als Heilmittel. So dachte sich z. B. der mit lebendigem Natursinnbegabte Pauliste bei jeder hochrothen Farbe eine Beziehung auf das Blut, bei der gelben auf Galle und Leber; ... er fand in der testikelförmigen Wurzel der Contrayerva (*Dorstenia brasiliensis*) und in den herzförmigen Blättern des Coraçâo de Jesus (*Mikania officinalis nob.*) eine Andeutung von nerven- oder herzstärkenden Eigenschaften, und betrachtete die grosse glänzende Blume der *Gomphrena officinalis nob.* als einen Ausdruck vieler vortrefflicher Eigenschaften der

Wurzel, welche er deshalb mit dem vielsagenden Namen des Paratudo (Gut für Alles) bezeichnete. ... Bei diesem Colonistenvölkchen, das nur seiner eigenen Einfalt und dem Reichthum der es umgebenden Natur überlassen war, begann die Medicin mit blossen praktischen Erfahrungen und Volkssagen, und nahm denselben Charakter an, welchen sie in Europa während des Mittelalters trug, und als dessen Zeugen noch die Elennklauen, der *Scincus officinalis* u. s. w. in mehreren veralteten Pharmacopöen auftreten. Wie einst *Hippokrates* die Votivtafeln der Tempel, so muss der wissenschaftliche Arzt hier die einfältigen Berichte und Erfahrungen des Landvolkes zur Erweiterung des Arzneischatzes benutzen ...“

Nur wenige Tage erst waren *Spix* und *Martius* in Ypanema, als sich auch schon das Gerücht von der Ankunft zweier fremden Aerzte weithin durch diese einsamen Gegenden verbreitet hatte, und von allen Seiten Kranke herbeikamen, die von ihnen Rath und Heilmittel verlangten. In Zeit von vierzehn Tagen gaben sie gegen fünfhundert Recepte an die herzuströmende Menge aus,

wobei ihre kleine Reiseapotheke zur Hälfte geleert wurde.

Von dem thierischen Magnetismus war den einfachen Bewohnern dieser Gegenden noch gar nichts bekannt geworden, und sie hörten die Erzählung der Fremden von dieser, nach ihrer Auslegung dämonischen Heilmethode nicht ohne Unglauben an. Hätte man die magnetische Cur für hysterische Frauen vorgeschlagen — in keinem Theile Brasiliens findet man so viele Melancholische und Hysterische als in der Provinz S. Paulo —, so wären die Ehemänner derselben gewiss nicht gleichgültig bei der Ausführung geblieben; es bot sich aber eine andere Gelegenheit zu einem solchen Versuche dar:

„Ein junger Negersclave," — erzählt *Martius* — „welcher durch eine plötzliche Erkältung den Gebrauch des rechten Armes verloren hatte, ward von seinem Herrn vor uns geführt, um über dessen Krankheitszustand zu entscheiden. Nach hinreichender Erforschung des Umstandes hielten wir die Anwendung des Magnetismus auf den kranken Arm für das zweckmässigste Mittel. Einer von uns liess ihn daher den Arm auf

den Tisch legen, und magnetisirte kaum einige Minuten lang, als der Kranke durch ein lebhaftes Spiel aller Muskeln des Armes die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich zog. Der Arzt, hiedurch ermuntert, verdoppelte seine Bemühungen; als er nach kurzer Zeit dem Neger mit gebieterischer Stimme zurief: Steh' auf, hebe deinen Arm empor! erhob der Kranke noch halb zweifelhaft den Arm, und da er so alle Bewegungen ungehindert vorzunehmen vermochte, stellte sich dem Beobachter eine Scene dar, welche eines Meisterpinsels würdig gewesen wäre. Der Gegenwärtigen Staunen und scheue Furcht vor diesem Acte von Zauberei, der ehrfurchtsvolle Triumph unseres Wirthes, die Freude des Sclaven und die Dankbarkeit des Herrn vereinigten sich zu einem sehr belebten Bilde. Wir verweilten nicht lange genug in Ypanema" — fährt *Martius* fort — „um uns von der Dauer des Wohlbefindens des schwarzen Magnetisirten zu unterrichten; merkwürdig aber musste uns auf jeden Fall die Schnelligkeit sein, mit welcher eine einzige Manipulation auf ihn gewirkt hatte. Diese Erfahrung schien uns die Ansicht zu bestä-

tigen, auf welche der Physiolog durch viele andere Verhältnisse hingewiesen wird: dass der Europäer an Intensivität des Nervenlebens die gefärbten Menschen übertreffe, und auf eine ganz specifische Weise, sowohl somatisch als psychisch die übrigen Rassen beherrsche. Es ist schon von mehreren sinnreichen Schriftstellern bemerkt worden, dass die einzelnen Rassen, wenn auch gleichförmig organisirt, doch in verschiedenen Beziehungen mehr oder weniger vollkommen qualificirt seien, und namentlich den Europäer eine höhere Ausbildung der geistigen Organe und Kräfte für die geringere niedriger Facultäten entschädige. Wenn so z. B. der Mensch kaukasischer Rasse wirklich dem Neger an Beweglichkeit und sexueller Productivität, dem Amerikaner an festem und stämmigem Bau, an Muskelkraft, an Ausdauer und Longävität, und diesem wie dem Mongolen an Schärfe der Sinne nachsteht, so übertrifft er diese doch alle rücksichtlich der körperlichen Schönheit, der symmetrischen Bestimmtheit, Proportion und Haltung, und rücksichtlich der moralisch freien, selbstständigen, allseitigen Entwickelung des Geistes. Jene schöne

Harmonie aller einzelnen Kräfte, welche nur durch das Vorwalten des Edelsten im Menschen hervorgebracht und unterhalten wird, ist es, welche die Würde desselben genauer bestimmt, als die vorherrschende und vielleicht auch übermässige Ausbildung einzelner niedriger Organe. Das Resultat dieser schön gegliederten, vollkommeneren Einheit der menschlichen Kräfte ist es, die als wahre, von der Idee der Freiheit unzertrennliche Humanität angesehen werden kann. Freiheit, begründet durch ein lebendiges moralisches Bewusstsein, und entwickelt durch die Herrlichkeit der Religion und echter Wissenschaft hat dem Europäer den Stempel von Würde und Hoheit aufgedrückt, welche ihn bisher fast unbewusst siegreich durch alle Welttheile führten, ihn unter den rohen Kindern der Natur selbst da, wo zügellose Vermessenheit an die Stelle der ersten Einfalt getreten ist, beschützen, und Ehrfurcht überall um ihn her verbreiten. Auch wir hatten, als wir uns längere Zeit unter den Indianern aufhielten, Gelegenheit, das Uebergewicht zu erproben, welches die Natur des Weissen auf dieselben ausübt. Jene Rasse zeigt, wie auch

die äthiopische und deren Mischlinge, gleichsam eine geheime Scheu vor den Weissen, so dass ein Blick von demselben, ja eine blosse Erscheinung sie in Furcht setzt, und ein Weisser stillschweigend über Hunderte derselben herrscht. Mehr noch ist dieses bei Schwarzen der Fall, welche zwar rasch zur That hervorspringen, aber doch keinen wahren, festen Muth haben, und daher bei der angeborenen Ueberlegenheit des Weissen durch dessen festen Willen gleichsam psychisch unterjocht und bezwungen werden."

Die Witterung war unseren Reisenden während ihres Aufenthaltes in dem schön gelegenen Ypanema, von wo aus sie auch verschiedene Ausflüge unternahmen, noch günstiger, als sie erwartet hatten. Zwar regnete es auch hier fast an jedem Tage, indessen hielt der Regenguss nur wenige Minuten mit Heftigkeit an. Die Luft war auffallend trockener, als in S. Paulo.

Bevor sie von Ypanema wieder abreisten, sendeten sie Alles, was sie bisher an Naturalien gesammelt hatten, in Kisten verpackt, nach Rio de Janeiro. Der Plan ihrer am

10. Januar fortgesetzten Reise ging dahin, Villa Rica mit Ausgang der Regenzeit zu erreichen und dann während der trockenen Jahreszeit den Sertâo (die Wüste) von Minas Geraës zu durchstreifen. Zu diesem Behufe mussten sie aber in Jundiahy, einem Orte, den man gewissermassen als einen Landhafen bezeichnen kann, ihren Trupp Maulthiere reorganisiren. Anhaltende Regen aber, dichter Nebel, die in Folge dessen grundlosen Wege, überschwemmten Landstrecken und angeschwollenen Flüsse, über denen die Brücken eingerissen waren, gestatteten nur ein sehr langsames, mit grossen Unannehmlichkeiten verbundenes, oft auf unüberwindliche Hindernisse stossendes Fortkommen. Nachdem sie so die ersten goldreichen Districte der Provinz Minas Geraës in nordöstlicher Richtung durchzogen hatten, schien endlich vom 14. Februar an die Regenzeit vorüber zu sein. Dies und die Thätigkeit des wackeren Führers, der alle Sorge für die Lastthiere, die Herbeischaffung der Vorräthe und die zweckmässige Verpackung der Kisten übernahm, vermehrte die Anmuth der Reise durch Gegenden, welche von Schritt zu Schritt

an Schönheit und Interesse zuzunehmen schienen.

In Minas ist es gewöhnlich, jeden Tagmarsch zu vollenden, ohne dazwischen Halt zu machen. Daher wurde täglich von 6 oder 7 Uhr Morgens bis 2 oder 3 Uhr nach Mittag gereist, dann an einem Rancho, seltener auf offenem Felde, wo nur Wasser vorfindlich war, abgepackt; man trieb die mit Mais abgefütterten Maulthiere nach genauer Untersuchung des Gesundheitszustandes auf die Weide, bereitete dasselbe Mahl wie am Morgen, zu welchem auch die geschossenen Vögel und Affen abgeliefert wurden, und verwahrte das Gepäck so, wie es nach der jedesmaligen Localität am besten vor dem Regen geschützt schien. War ein Besuch von Onzen während der Nacht zu befürchten, so wurde das Lager mit Wachtfeuern von allen Seiten umgeben, und für einen grossen Holzvorrath schon bei Tage gesorgt. Während des Marsches hatte sich Gelegenheit geboten, Bemerkungen über die durchreiste Gegend, und was sich in der Nähe des Weges an Mineralien, Pflanzen, Thieren u. s. w. vorfand, zu sammeln. Der Rest des Tages, nach-

dem der Trupp gelagert war, wurde in gleicher Absicht zu Streifereien in der Nähe, und die Stunden der Dämmerung und der beginnenden Nacht wurden mit Eintragen gemachter Bemerkungen in die Tagebücher, mit Zubereitung, Trocknung und Verpackung der Sammlungen hingebracht. Dieses Naturleben hatte seine eigenen Reize, welche durch die gegenseitige Mittheilung der Freude über die gemachten Entdeckungen, oder durch Gespräche, in denen unsere Reisenden nicht selten die Erinnerung ihrer fernen europäischen Freunde feierten, erhöht wurden. Endlich gehörte auch die Musik in den Kreis ihres täglichen Lebens, denn keine Nacht überliessen sie sich eher dem Schlafe, als bis *Martius* bald kunstlose brasilianische Volkslieder, bald manche deutsche, die angenehmen Gefühle der Gegenwart mit der Erinnerung an das Vaterland verknüpfende Melodien auf seiner Violine hatte ertönen lassen.

Nachdem der Rio Verde und Rio do Peixe passirt worden, ging die Caravane über die hohen Gebirge von Capivary nach der Passage am Wasserfall des Rio Grande, des

Hauptastes des Rio de la Plata. Indem dort der Rio Grande unter dem donnernden Geräusche seines Falles gleichsam von den vaterländischen Bergen Abschied nimmt, um sich in die niedrigen Gegenden nach Westen zu wenden, bereitet er zugleich den Wanderer auf grossartigere Naturerscheinungen vor, die seiner warten, wenn er weiter gegen Norden fortgeht. Die Berge nehmen an Höhe und Steilheit zu, die Thäler werden dem entsprechend tiefer, massige Felsen an den Gipfeln oder im Thale unterbrechen häufiger die anmuthig grünenden Gehänge und Matten; die Quellen eilen mit schnellerem Laufe den Gründen zu; man sieht sich bald auf hohen Standpunkten, die eine erhabene Aussicht auf mannigfaltige isolirte Bergkuppen und tiefe Thäler eröffnen, bald zwischen drohend steilen Bergwänden eingeschlossen. Alles nimmt immer mehr den Charakter einer heroisch-romantischen oder wahren Alpen-Gegend an. Aus den dunklen, tiefliegenden Urwäldern in diese freien offenen Gefilde versetzt, wie ganz anders wird es dem Reisenden zu Muthe! ... So zogen unsere Reisenden mit frohen Gefühlen und

mit dem höchsten Interesse an den neuen Erscheinungen der Fauna und Flora dahin, bis sie am 28. Februar wohlbehalten in der Hauptstadt des Minenlandes, in Villa Rica, dem heutigen Villa Imperiale de Oiro Preto, ankamen.

Hier hielten sie sich zunächst bis zum 31. März auf, an welchem Tage sie, nur mit einem einzigen Lastthiere und einem Treiber in ihrem Gefolge, einen Abstecher zu den Coroados-Indianern am Rio Xipotó unternahmen, von dem sie erst am 21. April wieder zurückkehrten, um nun auch noch die Umgegend von Villa Rica zu durchwandern. Mittlerweile waren die Sammlungen wieder sehr angewachsen und mussten abermals nach Rio de Janeiro geschickt werden, was der Generalgouverneur übernahm. So kamen die ersten Tage des Maimonats heran, ehe unsere Reisenden die Hauptstadt von Minas Geraës verliessen und sich zum Besuche des Diamantendistrictes und des Termo von Minas Novas auf den Weg machten. Ich muss mich hier kürzer fassen und will nur erwähnen, dass sie sich vom Termo aus zu dem militärischen Posten gegen die Botocudos

begaben, um auch diese Wilden näher kennen zu lernen. Da sie aber gerade den Posten im Kriegsstande mit den Antropophagen fanden, so mussten sie diesen Gedanken aufgeben und bald wieder umkehren. Die Absicht, geognostische Forschungen in Betreff verschiedener Edelsteine vorzunehmen, liess sie dann nach den nordöstlichen Wildnissen an den Flüsschen Piauhy und Calhao aufbrechen. Der Weg dahin war überaus mühevoll und gefährlich. Sie vertieften sich zu Pferde in eine bergichte Waldung, durch die sie sieben lange Legoas fortjagten, so schnell es der engverwachsene Pfad und die Kraft der Rosse erlaubten. Alles um sie her trug ein eigenthümliches, ihnen fremdes Gepräge und erfüllte das Gemüth mit Bangen. Der dichte Wald erschien wie ein weites Grab, denn die dürre Jahreszeit hatte allen Schmuck der Blätter und Blüthen von ihm abgestreift; nur selten rankten sich dort dornige Smilaxarten oder schnurartige Gewinde von Cissus, mit einzelnen Blättern besetzt, in die Höhe, oder ragten hier stattliche Blumenrispen von Bromelien zwischen den Zweigen hervor; um so sichtbarer erschienen

die Stämme in ihrem ganzen ungeheuren Umfange, ihre Aeste, wie Riesenarme, in den dunkelblauen Aether streckend. Der herbstlich erstarrte Wald ertönte vom Geschreie mannigfaltigen Gefieders, vorzüglich krächzten Araras und Periquitos. Scheue Gürtelthiere und Ameisenfresser begegneten den Reitern zwischen in hohe Wälle aufgeworfenen Cupims geschäftiger Ameisen, und träge Faulthiere hingen dumpf hinbrütend an den weissen Aesten der Ambauba *(Cecropia peltata)*, die sich hie und da zwischen den übrigen Bäumen erhob. Heerden von Brüllaffen liessen sich aus der Ferne vernehmen. Das hohe, dürre Gras war von wimmelnden Ballen kleiner Carabatos bedeckt, die sich, wenn sie zufällig berührt wurden, mit Blitzesschnelle über den Körper verbreiteten und ein bösartiges Jucken erregten. Nicht selten raschelte an den eilig Vorüberjagenden eine Schlange durch's Dickicht hin. Dazu kam schliesslich, dass, als die Sonne unterging und sich plötzliche Dämmerung ausbreitete, dem ängstlich werdenden Führer anzumerken war, dass er den Weg verloren hatte. In dieser Noth erkannte

er endlich in einem Nebenthale, zwischen Gebüschen versteckt, das Haus einer ihm wohlbekannten Familie, und rieth, dort die Nacht zuzubringen, „doch“, setzte er zögernd hinzu, „reiten Sie, meine Herren, allein voraus, denn, würde ich sogleich erblickt, so müsste der Sohn des Hauses glauben, ich käme, ihn vor Gericht zu holen, wegen des neuerlich von ihm verübten Brudermordes!“ Schaudernd ritten *Spix* und *Martius* vor das Haus; ein Greis, von Gram gebeugt, dessen ehrwürdiges Antlitz schneeweisses Haar umlockte, hiess sie mit bebender Stimme willkommen, und betheuerte, dass er mit seiner wahnsinnigen Tochter allein zu Hause sei. Als sie ihn über ihre Absicht beruhigt hatten, und der Führer auch herbeigekommen, brach er in laute Wehklagen und Verwünschungen seiner Söhne aus, deren Einer vor wenig Jahren aus Eifersucht auch den Oheim getödtet hätte. Mit Entsetzen sahen sich die Reisenden vor diesem mit Blut befleckten Hause des Jammers an, und befahlen dem Führer, sie lieber zurückzuführen in die unbefleckte Einsamkeit des Waldes. Der Greis zeigte den Pfad zum Hauptwege zurück, und

sie fanden nicht weit davon die Hütte einer verlassenen Baumwollenpflanzung, vor der sie ein grosses Feuer anzündeten. Die Mühseligkeiten des Tages hatten sie sehr ermattet, doch konnten sie keinen Schlaf finden: immer kehrte das Bild des unglücklichen Greises zu ihnen zurück, während der Führer sie mit den Erzählungen vieler Mordthaten wach hielt, die, nach seiner Versicherung, im Termo von Minas Novas so häufig vorkämen, dass in einem Jahre siebenundzwanzig, im andern achtzehn gezählt worden wären ... Selbst die Nacht auf einen solchen Tag voll trauriger Eindrücke, sollte noch ihr Entsetzen haben. Unsere Reisenden waren schliesslich kaum etwas eingeschlummert, als sie durch ein heftigeres Prasseln des Feuers und ein eigenthümliches Pfeifen und Schnarchen geweckt wurden. Als sie das Gewehr in der Hand, aus der Hütte treten wollten, hielt sie der wohlerfahrene Führer mit Aengstlichkeit zurück, und zeigte auf eine grosse Schlange, welche mit wüthenden Sprüngen und Windungen die Feuerbrände auseinander zu schleudern suchte. Es war die sogenannte Surucucú *(Trigonocephalus*

Alecto, Cuv.), die stärkste unter den Giftschlangen Brasiliens, welche sich durch diese Eigenheit bei Nacht doppelt furchtbar macht. Mehrere Schüsse auf das Unthier liessen es es zwar stille werden, es war jedoch am andern Morgen in der Nähe nicht zu finden.

Nach einem aus geschabtem braunem Zuckerbrode und mit Wasser angerührtem Maniocmehl bestehenden frugalen Frühstücke ward der höchst mühsame Ritt nach Gupiara oder Calhao, einigen elenden Strohhütten, den Wohnungen der Steingräber, fortgesetzt. Dieses Ziel ward zwar erreicht, verhalf aber zu keinen neuen Beobachtungen, so dass es also um so weniger als ein Opfer erschien, die traurigen Wälder nach ein paar Tagen wieder zu verlassen, und gegen Nordwesten nach S. Domingos umzukehren, wohin inzwischen der Trupp beordert worden war. Dies ist der nördlichste bedeutendste Ort im Termo von Minas Novas und als der Hauptstapelplatz des Baumwollhandels nach Bahia zu betrachten. Hier mussten unsere Reisenden gemäss den ihnen gemachten Schilderungen von dem Sertâo, wohin sie sich nun wenden wollten, die Kauf-

buden benutzt werden, um sich mit den Bedürfnissen für eine lange Reise durch einen fast entvölkerten Landstrich zu versehen. Ein Ochse wurde geschlachtet, das Fleisch in dünne Leisten geschnitten, gesalzen, und an der Sonne getrocknet. Mit diesem Mundvorrathe, sowie mit Reis, Maniocmehl, türkischem Korn, Bohnen, Speck und Branntwein wurden Säcke aus roher Rindshaut angefüllt, welche man den Maulthieren paarweise aufzuladen pflegt. Deren Treiber, der zugleich als ein des Landes kundiger Führer gemiethet wurde, sorgte für hinlänglichen Vorrath an Hufeisen und Nägeln. Die Tragsättel der Maulthiere wurden frisch gepolstert, und neue den angekauften Thieren angepasst. Endlich wurden auch die Waffen durch einen portugiesischen Schmied ausgebessert, und neuer Vorrath an Pulver und Blei angeschafft. Während dieser Vorbereitungen erhielten die Reisenden eine Einladung seitens des Pfarrers von Tocayos, diesen Ort und das benachbarte Quartel zu S. Miguel zu besuchen, um dort die Botocuden zu beobachten; da sie aber durch einen reisenden Goldgräber erfuhren, dass sich

schon der Prinz Max *v. Neuwied* mit heldenmüthiger Aufopferung Erkundigungen über diese merkwürdigen Menschenfresser zum besondern Vorwurf gemacht hatte, so glaubten sie sich ähnlicher Bemühungen überhoben, und wendeten sich am 4. Juli nach dem Sertâo, der, nach den Berichten der Einwohner, wie ein Land der Wunder, aber auch der Gefahren vor ihnen lag.

Die Aufnahme war überall im Sertâo nicht weniger gastfreundlich, als im übrigen Minenlande; doch wie verschieden erschienen die Bewohner jener einsamen Gegenden im Vergleiche mit den gesellig gebildeten, feingewandten Städtern von Villa Rica etc.! Der Sertanejo ist ein Kind der Natur, ohne Kenntnisse, ohne Bedürfnisse, von derben, einfachen Sitten. Mit der Scheu vor sich selbst und vor seiner Umgebung fehlt ihm die Zartheit des sittlichen Gefühls, was sich schon durch die Vernachlässigung in der Kleidung beurkundet; er ist aber gutmüthig, theilnehmend, uneigennützig und friedfertig. Die Einsamkeit und der Mangel geistiger Beschäftigung reizen ihn zum Karten- und Würfelspiele, sowie zur sinnlichen Liebe, wo er,

hingerissen von seinem Temperamente und der Hitze des Klimas, mit Raffinerie und Unersättlichkeit geniesst. Eifersucht ist fast die einzige Leidenschaft, die hier zu strafbaren Excessen führt. Uebrigens ist der geringste Theil dieser Sertanejos von rein europäischer Abkunft; die Meisten sind Mulatten in der vierten oder fünften Generation, Andere sind Mischlinge von Negern und Indianern, oder von Europäern und Indianern.

Auf dem Wege nach dem Dorfe Contendas, in nordwestlicher Richtung, an dem Ursprunge des Riachâo, eines hellen und trinkbaren Wassers, übernachteten unsere Reisenden vom 17. auf den 18. Juli im freien Felde. Bei diesem ersten Bivouak im Sertâo liessen sie es an keiner Vorsichtsmassregel fehlen: die Lastthiere und Pferde wurden mit zusammengebundenen Vorderfüssen in eine benachbarte natürliche Verzäunung getrieben, zahlreiche Feuer im weiten Kreise um das Lager angezündet und der Arieiro beordert, mit *Spix* und *Martius* abwechselnd Nachtwache zu halten. Die Erfahrung sollte zeigen, dass diese Vorkehrungen nicht am unrechten Orte waren, denn kaum war das fru-

gale Nachtmahl von Bohnen und Speck, wozu *Spix* noch die Ausbeute seiner Jagd an einigen Papageien geliefert hatte, verzehrt, und die Reisegesellschaft in ihren Hangmatten zur Ruhe gegangen, als die Wache sie durch einen Flintenschuss aufschreckte. In demselben Augenblicke brachen die Maulthiere unter ängstlichem Schreien, aneinander gedrängt, aus ihrer Huth hervor, von einer grossen gefleckten Onze verfolgt, die sich jedoch beim Anblicke der Feuer langsam entfernte. Der wachthabende Führer behauptete, auf eine andere geschossen zu haben, und dies war auch wahrscheinlich, da diese Thiere häufig paarweise auf Raub auszugehen pflegen. Nach einem solchen Abenteuer war es natürlich um die Ruhe des Bivouaks geschehen, und die aufgehende Sonne fand die Caravane wieder auf dem Marsche.

Das bald erreichte Contendas war zum Standquartier ausersehen, wo die Producte des Sertâo, namentlich aus dem Thierreiche gesammelt werden sollten. Daher nahmen die Reisenden mit Freuden die Einladung des dortigen Pfarrers an, in seinem Hause

einige Wochen zu verweilen. Derselbe war ihnen auch durch seinen regen Eifer für Naturgeschichte so nahe verwandt, dass es der mannigfachen Empfehlungen an ihn gar nicht bedurft hätte, um ihn zum thätigen Gehülfen in ihrer Unternehmung zu machen. Zugleich machten vielseitige Kenntnisse, ein heller, durch mehrjährigen Aufenthalt in Europa und durch grosse Lebenserfahrungen gereifter Geist den Umgang mit diesem Geistlichen ebenso lehrreich, als er anmuthig war durch die Heiterkeit seines Gemüthes und die Lebendigkeit seines Humors. In dieser Gesellschaft vergassen *Spix* und *Martius* die Einsamkeit des Sertâo und die Mühseligkeiten der Jagden, welche ihr Wirth nach den verschiedenen Thieren eifrig mit ihnen anstellte. Die Beute war eine reiche, nur wollte es nicht gelingen, einer Onze und einer der grösseren Riesenschlangen habhaft zu werden, welch' letztere in den sumpfigen Niederungen der hügeligen Umgegend von Contendas hausen. Ebenso fehlte es nicht an giftigen Tausendfüssen, Skorpionen und Spinnen, und unsere Reisenden mussten es sich daher zum Gesetze machen, frische

Wäsche und Stiefel vor dem Anziehen sorgfältig zu mustern, und wenn sie auf einem Bette schliefen, dieses vorher durch Klopfen von den gefährlichen Gästen zu säubern. Mehrmals kamen ihnen beim Eröffnen eines Koffers spannenlange Scolopendern entgegen.

Beiläufig sei hier erwähnt, dass die Natur, wenn sie auch den Menschen im Sertâo mit mancherlei Feinden umgeben hat, ihn doch dadurch zu entschädigen sucht, dass sie ihm die Bedürfnisse eines einfachen Lebens mit Freigebigkeit darreicht, und ihn mit einer überaus zahlreichen Nachkommenschaft segnet. Die Fruchtbarkeit der Frauen ist hier unglaublich gross, und die Zunahme der Bevölkerung in dieser Gegend gehört unter die wunderbarsten Erscheinungen. Nach den Versicherungen jenes Pfarrers hatte die Gegend um Contendas um das Jahr 1780 etwa nur drei Frauen aufzuweisen und zur Zeit der Anwesenheit unserer Reisenden sollte der Landstrich zwischen dem Rio Verde Grande und dem Rio de S. Francisco fast zehntausend Einwohner zählen, wovon viertausend von Zeit zu Zeit nach

Contendas zur Kirche kommen konnten, die übrigen aber entfernter angesiedelt waren. Eine Frau in Contendas von einigen funfzig Jahren zählte 204 lebende Abkömmlinge, eine andere, welche schon 70 Jahre alt, einen gleich alten Mann geheirathet hatte, gebar ihm Drillinge, die alle am Leben blieben. Es war keine Seltenheit, eine Mutter von acht bis zehn Kindern zu sehen, welche erst 20 Jahre zählte! Unglückliche Geburten kommen fast nie vor. Zwar verblühen die Weiber schnell, und ihre feinen lebendigen Züge verändern sich bald bei der häufigen, und durch warme Bäder vermehrten Disposition zum Fettwerden, aber erst später verlieren sie ihre Lebenskraft und die dem andern Geschlechte eigenthümliche organische Thätigkeit. Unter den Männern findet man riesige Gestalten und starke gewaltige Greise, welche allen Humor der Männerjahre erhalten haben. Die Sterblichkeit ist so gering, dass jährlich nur drei bis vier Personen sterben, während siebzig bis achtzig geboren werden. Da jeder Familienvater in seinen Kindern Gehülfen für seine Arbeiten erzieht, so ist der Kindersegen nicht

wie in unseren civilisirten Ländern, ein Gegenstand der Noth und Klage, sondern der Stolz der Eltern.

Nachdem unsere Reisenden während eines Aufenthaltes von drei Wochen in dem gastfreien Hause des Pfarrers die wichtigsten Schätze des Sertâo, namentlich aus dem Thierreiche, gesammelt hatten, verliessen sie Contendas, diesen freundlichen Ort, der für sie nicht umsonst den bedeutungsvollen Namen trug. Ein paar Tage darauf sahen sie zu ihrer grossen Freude den Rio de S. Francisco seine spiegelnden Wellen in majestätischer Ruhe vorüberfliessen.

Dicht am Ufer des Stromes bezogen sie die Fazenda Capâo, um das zahlreiche Gepäck unterzubringen. Sie glaubten sich hier in ein ganz fremdes Land versetzt. Statt der dürren, blattlosen Waldungen oder der Campos des hochliegenden Sertâo sahen sie sich rings umgeben von saftiggrünenden Wäldern, welche ausgedehnte Fischteiche umsäumen. Als sie gegen Abend einen dieser Teiche beschlichen, — welch' sonderbares Schauspiel stellte sich da ihren Blicken dar! Hunderte der rosenfarbenen Löffelgänse

standen in langen Reihen, gleichsam compagnienweise vereinigt, längs den Ufern hin, und wadeten, mit dem Schnabel emsig im Sumpfe umhersuchend, langsam vorwärts. Tiefer im Wasser schritten gravitätisch einzelne grosse Störche, mit ihren langen Schnäbeln die Fische verfolgend. Auf einer kleinen Insel inmitten des Teiches waren dichte Schwärme von Enten und Wasserhühnern gelagert, und zahlreiche Kibitze umkreisten im schnellen Fluge die Ränder des Waldes, auf der Jagd nach Insecten beschäftigt. Hier herrschte endloses Geschnatter, Geschrei und Gezwitscher der mannigfaltigsten Vögelgeschlechter und je länger unsere Reisenden das seltsame Schauspiel betrachteten, um so weniger konnten sie es über sich gewinnen, die Behaglichkeit dieses Naturzustandes durch einen feindseligen Schuss zu stören. Sie sahen hier gewiss mehr als zehntausend Thiere neben einander, welche, jedes nach seiner Weise, den angeborenen Trieb der Selbsterhaltung verfolgten. Das Gemälde der ersten Schöpfung schien vor den Blicken der Beschauer erneuert, und dieses so überraschende Schauspiel hätte noch angenehmer

auf sie wirken müssen, wäre nicht das Resultat ihrer Betrachtungen der Gedanke gewesen, dass Krieg, ewiger Krieg die Losung und die geheimnissvolle Bedingung alles thierischen Daseins sei.

Nachdem sie eine Skizze von diesem seltsamen Reiche der Vögel entworfen hatten, führte sie der Pfarrer von Contendas, welcher seine Gäste begleitet hatte, auf einem andern Wege gen Capâo zurück. Die Wanderer vertieften sich in das Dickicht eines verwachsenen Waldes und waren kaum eine Viertelstunde darin fortgegangen, als sich ihnen die Aussicht auf einen andern Teich eröffnete, der, von dichtem Gebüsch überhangen, vom Scheine der untergehenden Sonne geröthet, still und melancholisch vor ihnen lag. Während das grelle Geschrei der Bewohner der Luft noch in ihren Ohren tönte, waren sie wie durch Zauberei in ein Land des Todes versetzt. Kein Vogel zeigte sich, die Gegend schien wie ausgestorben, selbst die schwüle, geheimnissvoll über der Tiefe des dunklen Gewässers ruhende Luft bewegte keinen Zweig, kein Blatt. Verwunderungsvoll an ihren Führer gewendet, wur-

den *Spix* und *Martius* von ihm bedeutet, dies sei blos der Aufenthalt zahlloser Kaimans und der gefrässigen Piranha (*Myletes macropomus*, *Cuv.*), eines Fisches von der Grösse eines Karpfen und mit einem Rachen der schärfsten Zähne bewaffnet. Indem sie diesen grauenvollen Ort mit *Dante*'s Höllensee verglichen, streckten mehrere jener geschuppten Ungeheuer, schnarchend und spritzend ihre Rachen aus dem Gewässer hervor, und es fanden die Worte des Dichters volle Anwendung:

Che sotto l'acqua ha gente che sospira,
E fanno pullular quest' acqua al summo.

Der Reichthum an zoologischen Merkwürdigkeiten bestimmte *Spix*, in Capâo auf einige Tage zurückzubleiben, während *Martius* es für seine Pflicht hielt, dem Wunsche des Pfarrers zu entsprechen und über den S. Francisco nach Brejo de Salgado zu eilen, um der Gemahlin eines dem Pfarrer befreundeten Brasilianers, welche an einer beunruhigenden Krankheit darniederlag, ärztliche Hülfe zu bringen. Neben dieser ärztlichen Beschäftigung fehlte es dort aber auch nicht an mancherlei angenehmen Zerstreuungen,

zu denen die lebensfrohen Bewohner von Salgado einluden: Fischereien mit grossen Netzen, welche die zahlreichen Fischgattungen des Stromes verschafften, wechselten mit der Jagd nach Kaimans, nach Fischottern und Straussen.

Noch längere Zeit verweilten unsere Reisenden im Stromgebiete des S. Francisco, den sie wiederholentlich überschritten, dann reisten sie durch die ansteigenden einsamen Ebenen am Rio Carynhanha, deren Sümpfe überreich mit Kaimans bevölkert waren, bis zur Grenze der Provinz Goyaz, kehrten hierauf wieder nach Malhada, an den S. Francisco zurück, durchzogen von hier aus unter vielen grossen Mühsalen und Strapazen, sowie mancherlei Gefahren, das Innere der Provinz Bahia und langten am 10. November 1818 in deren Haupt- und Hafenstadt S. Salvador oder Bahia an.

Die Umgegend von Bahia ist reich an freundlichen Landschaften; das ungleiche Terrain der Landspitze, mit fruchtbaren Pflanzungen besetzt, erhebt das Gemüth oft durch die Aussichten, welche es auf die unendliche Fläche des Oceans gestattet, und die Inseln

der Bai erquicken durch den idyllischen Charakter ihrer, mit ewigem Grün bekleideten und von häufiger Cultur gleichsam veredelten Fluren. Jedoch findet man hier weder den romantischen Wechsel der Ansichten, noch die Fülle und Kraft dichtbelaubter Urwälder, noch jene grossartigen Formen der Gebirge, welche vereint Rio de Janeiro zu einem der schönsten Orte der Erde machen.

Es musste daher unseren Reisenden von Wichtigkeit sein, den Charakter der unentweihten Wälder in anderen Gegenden der Provinz kennen zu lernen, und sie nahmen deshalb mit Freuden eine Einladung nach der Comarca dos Ilheos an, wo sie in der Fazenda Almada durch deutsche Sprache und deutschen Händedruck willkommen geheissen wurden. Ein Deutscher hatte den Muth gehabt, sich in dieser Wildniss niederzulassen, um nach Abbrennung grosser Strekken Waldes Mais, Reis, Zuckerrohr und Kaffee zu bauen. Die Vegetation streitet hier mit aller Stärke des jugendlichen und unbesiegten Bodens gegen die Thätigkeit des Menschen. Gross und mannigfaltig sind die Plagen, denen sich der kühne Pflanzer in

diesen einsamen Wildnissen, abgeschnitten von der übrigen gebildeten Menschenwelt, aussetzen muss; denn abgesehen von der Mühseligkeit der Ausrodung dichtverwachsener Wälder, wo mancher Baum, von zehn bis zwölf Fuss Durchmesser, zwei Aexte mehrere Tage lang beschäftigt, wo das Abbrennen bisweilen nur unvollkommen gelingt, Würmer, Schnecken, Ameisen und Vögel den Pflanzen um so mehr nachstellen, als diese wie zarte Fremdlinge in den Wäldern erscheinen, — so ist der Ankömmling und seine Dienerschaft manchen Krankheiten, vorzüglich kalten Fiebern und Hautausschlägen ausgesetzt; er leidet von den Mosquitos, welche ihn zwingen, seine Hütten während des Tages sorgfältig zu verschliessen, weil sie den Schatten aufsuchen; er hat nicht selten Mangel an gewöhnter gesunder Kost, da er sich alle Provisionen von Fleisch, Butter etc. aus der Ferne kommen lassen muss, und endlich sind ihm seine Schwarzen eine beständige Quelle von Sorgen, da sie, bei irgend einer Unzufriedenheit, gar leicht Gelegenheit zur Flucht in die benachbarten unermesslichen Wälder oder zum

Aufenthalte bei entfernten Fazendeiros finden.

Auf alle diese, in Europa nicht hinreichend gewürdigten Schwierigkeiten wurden *Spix* und *Martius* von ihrem gastfreundlichen Wirthe aufmerksam gemacht; sie erkannten so, welche Kraft des Charakters, ja sogar welcher Antheil von Glück und Zufall nothwendig sei, um die Unternehmung deutscher Colonisten in jenen Gegenden so erfolgreich zu machen, als man sich bei uns nicht selten vorspiegelt.

Es war gerade zur Weihnachtszeit 1818, als sich unsere Reisenden in der bergigen Waldgegend von Almada aufhielten. So vernahmen sie statt des erhebenden Geläutes der Glocken und des festlichen Gesanges, wovon das christliche Europa an diesen, hier winterlichen Tagen wiedertönt, auf einer Fahrt nach dem kleinen See von Almada, zwischen duftenden Blumenranken und grotesken Pallisaden der Aninga hinrudernd, das Pfeifen der Wasserhühner und das Gebrüll bärtiger Heulaffen, welches weithin durch die sonst stillen, dichten Wälder schallte.

In diese selbst wollen wir sie auf ihrer Wanderung nach Ferradas begleiten, welche sie unter der Leitung von Camacans-Indianern unternahmen. Das Terrain ist äusserst ungleich, und in den tieferen, zum Theil sumpfigen Gegenden stellt die Vegetation dem Vorwärtsschreiten fast unbesiegbare Hindernisse entgegen. Ueberdies sind hier kleine giftige Schlangen nicht selten, welche namentlich in den Höhlen der Ananasstauden liegen. Die Führer vermieden daher die niedrigsten Gründe. Auf dem thonigen Boden sind Gras und Kräuter selten, aber um so majestätischer erheben sich die Stämme namenloser Baumgeschlechter, die sich in einer Höhe von hundert und fünfzig Fuss zu einem dichten Laubgewölbe ausbreiten. Viele dieser riesenhaften Gewächse zeichnen sich auch noch besonders durch strahlige Ausbreitung des untersten Theiles ihrer Stämme aus, wodurch sie ihre ungeheure Last in dem Boden mehr und mehr zu befestigen suchen. Unzählbar ferner sind die Formen von gerade ausgespannten oder schlangenartig gewundenen Schlingpflanzen, von Ananas- und Aronstauden, von Farnkräutern und pracht-

vollen Orchideen, die an feuchten Orten die Hochstämme überziehen. Solche phantastische, oft trügerische Gestalten spannen die Einbildungskraft des Wanderers und erregen nicht selten die Anwandlungen einer bangen Furcht, zu der ohnehin die schauervolle Stille dieser Wälder vorbereitet. Welche Wirkung aber der andauernde Einfluss dieser grausenvollen Einsamkeit auf das menschliche Gemüth äussern, beurkundeten die indianischen Führer. Trippelnden, jedoch schnellen Schrittes gingen sie voran, und schienen mit allen Sinnen in das Stillleben der Umgebung versunken. Jeder Windstoss, der die ruhigen Wipfel bewegt, jeder Laut eines Thieres wird von den Indianern vernommen, — nach allen Seiten wendet er die kleinen dunklen Augen, die weitabstehenden Ohren; — er erfasst gleichsam auf einmal alle Handlungen, die in diesem grossen Naturschauspiele, durch welches er hinwandelt, vorgehen, er setzt alle in Beziehung zu seinen Bedürfnissen; — hier lockt er mit täuschendem Rufe den Pagagei aus den Zweigen herab, dort hat er im Nu das durch die Zweige fliehende Eichhörnchen ausgekundschaftet; mit

Schnelligkeit sammelt er während des Gehens die Larven grosser Käfer, einen Leckerbissen, aus faulem Holze auf, oder bricht die jungen Stengel von Costus ab, um durch den auszusaugenden Saft dem Durste vorzubeugen. So macht er sich die ganze Umgebung für seine Zwecke dienstbar, und verfolgt mit sicherer Eile seinen Weg. Obgleich, um den sumpfigen Niederungen auszuweichen, manche Umwege gemacht wurden, blieben doch die braunen Führer unserer Reisenden der eingeschlagenen Richtung nach Südwest immer treu, und steuerten zuversichtlich durch die ungeheure Waldung. Nur nachdem am Mittag des ersten Tages an dem Ufer eines klaren Waldbaches geruht und die Branntweinflasche öfter von ihnen in Anspruch genommen worden war, erhoben sie untereinander mancherlei Zweifel über die kürzeste Richtung, und sobald eine Art von Urtheil, statt des bisher waltenden Instinkts, sie leiten sollte, verloren sie ihre Unbefangenheit und Sicherheit. Nachdem sie eine gute Weile weiter geführt und, um den Rückweg nicht zu verfehlen, die Spitzen der Zweige, an denen vorübergegangen wurde, abgebrochen hat-

ten, blieben sie stehen, und verfielen in träumerisches Hinbrüten, aus dem sie nur durch die Versicherung erweckt werden konnten, dass ihre Leitung mit der Aussage des Compasses vollständig übereinstimme. So zeigten diese verwahrlosten Kinder des Waldes selbst in ihrem Elemente jene Schwäche des Verstandes und jenen Mangel an Selbstvertrauen, welche einen Hauptzug in dem Charakter des Indianers ausmachen.

Mittlerweile war der Abend hereingebrochen, es fing an, langsam und immer stärker zu regnen und auf einmal umgab die Wanderer die Nacht mit undurchdringlichem Schleier. In der Nähe eines kleinen Baches wurde nun Halt gemacht, und in wenigen Minuten war ein schrägaufsteigendes Lattenwerk errichtet, das sie mit den Wedeln einiger gefällten Palmen deckten, und durch eine dichte Lage von Farnkräutern zu ihrer Schlafstätte einrichteten. Auch die Indianer bauten sich, Jeder einzeln, einen solchen Zufluchtsort, oder suchten sich grosse Stücke von Baumrinden abzuziehen, womit sie sich bedeckten. Unsere Reisenden waren zwar hinreichend mit Mundvorrath und auch mit

Kaffe versehen, aber ein Kochgeschirr war vergessen worden. Die Erfindungskraft der Indianer wusste jedoch auch dafür Rath; ein junges, noch ungetheiltes Blatt der Pati-Palme *(Cocos botryophora)* von etwa 4 Fuss Länge ward kahnförmig unter einem Stocke festgebunden und, mit Wasser gefüllt, dem Feuer ausgesetzt. Zur Verwunderung unserer beiden Reisenden erreichte das Wasser den Siedepunkt ohne Berstung dieses vegetabilischen Topfes, und sie entbehrten bei ihrem idyllischen Abendmahle selbst den erregenden Trank Arabiens nicht. Die Wachtfeuer, welche vorzüglich zum Schutze gegen wilde Thiere angezündet worden waren, drohten, bei der Nässe des Brennmaterials, alle Augenblicke zu verlöschen, und da das Blätterdach der improvisirten Schlafstätte dem Regen nicht mehr widerstand, brachten die Reisenden den grössten Theil der Nacht wachend zu.

Die Eindrücke einer solchen Einsamkeit bereichern das Gemüth des europäischen Wanderers mit früher unbekannten Gefühlen. In besonderer Schönheit und wunderbarem Glanze erschienen die Leuchtkäfer,

welche von Zeit zu Zeit, besonders wenn es etwas aufgehört hatte zu regnen, in grosser Menge umherschwärmten. Eine andere Erscheinung, die hier von Neuem die Aufmerksamkeit auf sich zog, war das durch die von starken Muskelbündeln vermittelte Zusammenziehung und Erweiterung des eigentlichen Trommelapparats am Unterleibe dieser Thiere entstehende durchdringende Schnarren einer grossen Cicade, welches sich mit dem Tone eine Kindertrompete vergleichen lässt.

Mit Aufgang der Sonne hatte sich ein dichter Nebel in der Waldung gelagert, welcher sehr lebhaft die Einwirkung der aus den faulenden Pflanzenstoffen entwickelten Dünste auf die Geruchsnerven empfinden liess. Diese mephitischen Effluvien sind von einem ganz eigenthümlichen Geruche, und bringen eine üble Wirkung auf alle Diejenigen hervor, welche solche Einflüsse nicht gewöhnt sind. Sie besteht in einem heftigen Schauder, dem das sogenannte Tertianfieber folgt.

Nass und ermüdet setzte die Reisegesellschaft ihren Weg durch einen ebenso dichten

wie unwirthlichen Wald, über Berge, Bäche und umgestürzte vermoderte Bäume bis gegen Mittag fort, wo endlich die Indianer einige Waldwege erkannten, welche auf eine breitausgehauene, zum Theil ziemlich reine Strasse führten, auf der nach einigen Stunden Ferradas erreicht wurde ...

Der Aufenthalt in der Camorca dos Ilheos währte fünf Wochen. Dann kehrten *Spix* und *Martius* nach Bahia zurück und setzten ihre Hauptreise durch den Sertâo von Bahia fort. Diese war, namentlich in den wasserarmen Catingaswäldern, wo die Reisenden den Thau von den kahlen Granitfelsen ablecken mussten, um nur die Zunge zu feuchten, mit noch grösseren Beschwerden und mit nicht geringeren Gefahren verbunden, als sie grossentheils schon bisher zu bestehen gehabt: so erlag der Führer der Maulthiere den Folgen eines Schlangenbisses. Indessen erreichten die kühnen und unerschrockenen Forscher bei Joazeiro glücklich den Rio de S. Francisco und reisten von da durch einen Theil der Provinz Pernambuco und über die Grenzgebirge dois Irmâos nach Oeiras, der Hauptstadt der Provinz Piauhy, dann über

Cachias nach S. Luiz, der Hauptstadt von Maranhâo.

Dort erwartete sie die Nachricht, dass ihnen der König „aus besonderer gnädiger Rücksicht“ die Erlaubniss, die Provinz von Gram Pará zu bereisen, ertheilt und die nöthigen Empfehlungsbriefe übersenden habe lassen. „Nun stand uns“ — schrieb später *Martius* — „jene reichste und wundervollste Natur offen, welche sich unter den Segnungen des Aequators ausbreitet; und da wir während der ganzen Reise von allen Wünschen der Seele uns dorthin getrieben fühlten, so war es, als gäbe uns die erhaltene Erlaubniss jede verlorene Kraft des Körpers zurück, um jenes Land der Verheissung erfolgreich zu besuchen.“ Wollten sie aber die Schifffahrt auf dem Amazonenstrome unternehmen, so durften sie die Monate August und September nicht versäumen, in denen östliche Winde die Reise stromaufwärts begünstigen. Daher kürzten sie den Aufenthalt in dem gastfreundlichen Maranhâo ab und bestiegen am 20. Juli 1819 ein ihnen zu Gebote gestelltes portugiesisches Kriegsschiff, um zunächst längs der Küste

der Provinzen Maranhâo und Pará hin die gefährliche Fahrt nach Santa Maria de Belem (Bethlehem), der gewöhnlich nur Pará genannten Hauptstadt jener gleichnamigen Provinz, zu machen, die sie fünf Tage später erreichten.

„Als die Sonne des 25. Juli am klaren Horizonte aufstieg,“ — erzählt *Martius* — „beleuchtete sie um uns her ein Labyrinth von kleinen und grösseren Eilanden, und im Hintergrunde die Ufer des Continents und der gegenüberliegenden Ihla de Marajó. Dicht, hoch und jugendlich grün ragte rings um uns her der Wald empor, feierlich und stille, als wäre jetzt erst diese einfach grosse Natur den schöpferischen Gewässern entstiegen. Scherzende Fische, die eilig durch die Fluth schwärmten, und buntes Gefieder auf den blüthenreichen Zweigen schienen die einzigen Bewohner der grossen Einsamkeit; bis uns blaue Rauchsäulen, aus der Tiefe des Waldgrüns aufsteigend, an den Herrn der Erde, den Menschen mahnten, der hier in glücklicher Abgeschiedenheit heimisch geworden. Noch nie war uns die Schöpferkraft der mütterlichen Erde so majestätisch entgegen-

getreten, als hier, wo in überschwenglicher Fülle die Pflanzenwelt hervorquillt aus jeder Scholle Landes, die, vom Strahle der Aequatorialsonne befruchtet, sich über das zeugende Gewässer erhebt. Dieses Bild von der schaffenden Kraft des Planeten erneuerte sich fortdauernd vor uns in seiner einförmigen Grösse, je näher wir der Stadt entgegenfuhren. Da uns die Fluth nicht sehr begünstigte, so legten wir uns gegen Ende derselben nochmals vor Anker, um nicht auf eine der vielen Sandbänke im Strome getrieben zu werden. Nach Mittag gelangten wir zur Ansicht der kleinen Befestigung, Forte da Serra, im Flusse (Rio do Pará), und bald darauf trat die Stadt Pará mit ihren reinlichen Häusern, der Cathedrale und dem Pallaste, zwischen dem dunklen Grün der Cacaopflanzungen und dem glänzenden Waldsaume zahlreicher Inseln, hervor. Unmittelbar vom Schiffe aus besuchten wir den Generalgouverneur, der uns, nicht blos im Sinne der königlichen Empfehlungsschreiben, sondern auch aus freier Neigung und literarischer Theilnahme, auf die gütigste Weise bewillkommnete, und während des langen Aufent-

halts in seiner Provinz mit den schmeichelhaftesten Beweisen von Wohlwollen und Vertrauen beehrte. So befanden wir uns denn, nach mancherlei Drangsal und Gefahr, in dem langersehnten Pará. Eine heitere Befriedigung lag im Rückblicke auf die Vergangenheit; ein fernes Ziel war erreicht; vom Wendekreise bis zur Linie hatten wir das reiche Land durchzogen, unsern Sinn erfüllt mit den Wundern mannigfacher Anschauung. Die Gegenwart fand uns am Erdgleicher, im Orte des Gleichgewichts, der schönsten Harmonie aller irdischen Weltkräfte; und wie die höchste Freude der Menschen herüberstammt aus dem Reiche der Ahnungen und Ideen, so schwelgten wir im Hochgenusse unaussprechlicher Gefühle, welche die erhabene Heiligkeit des Ortes in uns erzeugte. Als wir, zum ersten Male hier erwacht, die Läden unserer Wohnung (eines Landhauses) aufstiessen, und die Sonne wie im Triumphe am tiefblauen Aether emporstieg, und die Flur sich ihr im glänzenden Thauschmucke entgegenbreitete, und das Säuseln der, vom linden Westhauche bewegten Palmen in das Loblied einstimmte, das in lauten Tönen von

bunten Vögelschaaren in die Lüfte getragen wurde: — da fühlten wir uns von der herrlichen Naturfeier erhoben, gekräftigt, geweiht zu fernerer That und höherem Genusse! ...

„Nur wenige Tage hatten wir die Rossinha, jenen anmuthigen Landsitz bei Pará, welcher uns durch wohlwollende Gastfreundschaft eröffnet war, bewohnt, so empfanden wir eine schnelle und allgemeine Veränderung unseres physischen Zustandes. Verjüngt und erkräftigt richteten wir uns auf, feuriger schlugen unsere Pulse, rascher bewegten wir uns, mit grösserem Verlangen setzten wir uns zum Mahle, und die Gegenstände um uns her traten den klareren Sinnen in höherem Glanze entgegen. Mit Erstaunen bemerkten wir diese schnelle Veränderung an uns selbst; und mochte es nun die gesunde Luft oder die heitere Umgebung unseres Aufenthaltes, mochte die Freude über die Erreichung eines langersehnten Zieles es sein, was eine so zauberhafte Wirkung veranlasste, — wir wünschten uns Glück zu dieser Wiedergeburt, und gelobten, sie in froher Thätigkeit zu nützen.

„Unsere Wohnung, ein sehr geräumiges Viereck, welches nicht blos uns in zahlreichen Gemächern aufnahm, sondern auf der Hinterseite von mehreren Negerfamilien, den Dienern in diesem schönen Besitzthume, besetzt war, bot, obgleich nur wenig von der Stadt entfernt, alle Reize der Einsamkeit dar. Vorn breitete sich eine ebene Wiese aus, von künstlichen Hecken umfangen, und unterbrochen von einzelnen Palmen, dort von zerstreutem Buschwerke. An die Rückseite des Hauses schloss sich ein geräumiger Küchen- und Baumgarten, von dem aus sich enge Fusspfade zu einem ungleichen unbebauten Terrain fortschlängelten, das, mit schattenreicher Waldung und mit undurchdringlichem Dickicht bewachsen, sich ohne Abgrenzung in die Ferne zog. Hier wanden sich durch die Niederungen Gräben und Teiche hin, und aus dem Gewässer schoss ein wildes Gehäge breitblätteriger Schilfe und stachliger Rohrpalmen empor. Mit Grauen verliert sich der Naturforscher, unsicheren Schrittes, in diese Gründe, wo ihn das Gefieder des Waldes verlässt, nur scheue Capivaren bisweilen seinem Blicke begegnen,

oder ein heftiger Moschusgeruch jene gepanzerten Ungeheuer, die Kaimans, verräth, welche sich, wie die tiefste Verworfenheit, in Moder und Dunkel verborgen halten.

„So fanden wir uns also in einer Gegend, die auf der einen Seite schon durch Cultur veredelt worden, auf der andern aber noch die wilde und unbesiegte Zeugungskraft des amerikanischen Bodens vergegenwärtigte; und ein einziger Blick führte uns die mannigfachsten Naturentwickelungen vor. Wenn wir aber bei jedem Schritte den üppigen Reichthum, die unermessliche Fruchtbarkeit dieser Schöpfung bewundern mussten, so fühlten wir uns zugleich erhoben und erquickt von dem Ausdrucke unaussprechlicher Ruhe und Harmonie, den die Natur hier athmet. Was uns umgab, trat vornehmlich hervor als ein Laut, eine Handlung in dem grossen herrlichen Drama der Welt, wo Alles und Jedes, vom Schöpfer mit der unsterblichen Lust des Seins beseeligt, sich nach seiner Weise zu Preis und Dank hervordrängt; und bedeutsamer, offenbarer als anderswo schienen uns die Pflanze wie das Thier, die Elemente wie der Aether und die den Pla-

neten bemeisternde Sonne zu dem erhabenen Hymnus des Lebens zusammenzuklingen. *Noch nirgends hatte diese Betrachtungsweise sich in unserm Innern so tief, so nothwendig angekündigt*, als hier, wo die Nähe des Erdgleichers unserm Standpunkte eine neue, uns heilige Bedeutung verlieh, und wir hielten an diesem Orte des Vollgenusses angelangt, uns aufgefordert, die Frucht einer Betrachtung zu brechen, welche vorhergehende einzelne Erfahrungen und Anschauungen allmälig in uns gereift hatten.“

Die Stimmung und Auffassung jener für *Martius* zeitlebens unvergesslichen Tage beurkundet am besten ein Blatt seines Tagebuches, welches hier, zugleich zur Spiegelung seines inneren Lebens, noch Platz finden möge:

„Pará, den 16. August 1819. Wie glücklich bin ich hier, wie tief und innig kommt hier so Manches zu meinem Verständnisse, das mir vorher unerreichbar stand! Die Heiligkeit dieses Ortes, wo alle Kräfte sich harmonisch vereinen und wie zum Triumphgesang zusammentönen, zeitigt Gefühle und

Gedanken! Ich meine, besser zu verstehen, was es heisst Geschichtschreiber der Natur sein. Ich versenke mich täglich in das grosse und unaussprechliche Stillleben der Natur, und vermag ich auch nicht, es zu erfassen in seiner göttlichen Pragmatik, so erfüllt mich doch die Ahnung seiner Herrlichkeit mit nie gefühlten Wonneschauern. —

„Es ist 3 Uhr Morgens; ich verlasse meine Hangmatte, denn der Schlaf flieht mich Aufgeregten; ich öffne die Läden und sehe hinaus in die dunkle, hehre Nacht. Feierlich flimmern die Sterne, und der Strom glänzt im Widerscheine des untergehenden Mondes zu mir herüber. Wie geheimnissvoll und stille ist Alles um mich her! Ich wandle mit der Blendlaterne hinaus in die kühle Veranda und betrachte meine trauten Freunde: Bäume und Gesträuche, die um die Wohnung herstehen. Manche schlafen mit dicht zusammengelegten Blättern, andere aber, die Tagschläfer sind, ragen ruhig ausgebreitet in die stille Nacht auf; wenige Blumen stehen geöffnet; nur ihr, süssduftende Paullinienhecken, begrüsset mit feinstem Wohlgeruche den Wanderer, und du, erhabene,

düsterschattende Manga, deren dichtbelaubte Krone mich gegen den Nachtthau schützt. Gespensterhaft flattern grosse Nachtschmetterlinge um die verführenden Lichter meiner Laterne. Immer stärker durchnässt der Thau die frisch aufathmenden Wiesen, und die Nachtluft legt sich feucht auf die erwärmten Glieder. Eine Cicade, die im Hause wohnt, lockt mich mit heimischem Gezirpe wieder hinein, und leistet dem glücklichen Halbträumer Gesellschaft, der den Tag erwartet, vom Gesumse der Mosquiten, den paukenähnlichen Schlägen eines Ochsenfrosches, oder dem klagenden Rufe des Ziegenmelkers wach erhalten. Um fünf Uhr seh' ich ringsum den Morgen dämmern; ein feines, gleichmässiges Grau, mit Morgenroth verschmolzen und davon erheitert, umzieht den Himmel; nur der Zenith ist dunkler. Die Formen der Bäume treten näher und näher, der Landwind, der im Osten aufsteht, bewegt sich langsam; — schon schimmern rosenrothe Lichter und Reflexe um die Kuppeln der domartig gewölbten Caryocar-, Bertholetia- und Symphoniastämme. Die Zweige, die Blätter regen sich; die Träumer wachen auf und baden in der

erfrischten Morgenluft; Käfer fliegen, Mükken summen, Vögel rufen, Affen klettern schreiend in's Dickicht zurück; die Nachtschmetterlinge suchen lichtscheu taumelnd ihre Waldnacht wieder; auf den Wegen regt sich's, die Nagethiere laufen in's Gemäuer zurück, und die hinterlistigen Marderarten schleichen sachte vom Geflügel, dem der prunkende Haushahn den Morgen ausruft. Immer heller wird's in der Luft; — der Tag bricht an; — eine unbeschreibliche Feier liegt über der Natur: die Erde erwartet ihren Bräutigam; und siehe! da ist er: wie rothe Blitze leuchtet der Sonnenrand, jetzt steigt die Sonne empor, — in einem Nu ist sie ganz über dem Horizonte, auftauchend aus feurigen Wellen, und wirft glühende Strahlen über die Erde hin. Die magische Dämmerung weicht, grosse Reflexe flüchten sich verfolgt von Dunkel zu Dunkel, und auf einmal steht rings um den entzückten Beschauer die Erde in frischem Thauglanz, festlich, jugendlich, heiter: die schönste Braut. Kein Wölkchen am Himmel, ungetrübt wölbt er sich über der Erde. Alles ist Leben; Thiere und Pflanzen im Genusse, im Kampfe.

„Um sieben Uhr beginnt der Thau zu verschwinden, der Landwind lässt etwas nach, schon wird die zunehmende Wärme bemerklich. Die Sonne steigt schnell und senkrecht am klaren und durchsichtig blauen Himmel auf, in welchem alle Dünste gleichmässig aufgelöst sind, bis sich späterhin, niedrig am westlichen Horizonte, kleine, weissflockige Wolken bilden; diese spitzen sich gegen das Tagesgestirn zu, und verlängern sich allmälig weithin am Firmamente. Um die neunte Stunde wird die Wiese ganz trocken; der Wald steht im Glanze seiner Lorbeerblätter; andere Blüthen entfalten sich, andere hat schneller Liebesgenuss bereits hinweggerafft. Noch eine Stunde später, und die Wolken wölben sich hoch auf, sie gestalten sich zu breiten dichteren Massen, und ziehen bisweilen verdunkelnd und kühlend unter der Sonne hin. Goldbeschwingte Käfer und Kolibris schwirren lustig näher, ein lebendiges Farbenspiel gaukeln bunte Schmetterlinge und Libellen am Ufer durcheinander; die Wege wimmeln von Ameisen, die in ausgedehnten Zügen Blätter zu ihren Bauwerken schleppen. Aber auch die trä-

geren Thiere empfinden den Sonnenreiz; das Krokodil steigt vom Schlamme des unteren Ufers weiter herauf und lagert sich in den heisen Sand; Schildkröten und Eidechsen werden aus ihren feuchten Schatten hervorgelockt; buntschillernde und düsterfarbige Schlangen schleichen in die warm beleuchteten Fusswege. Die Wolken senken sich tief, sie sondern sich schichtenweise ab, immer schwerer, dichter, düsterer umhüllen sie bläulichgrau den Horizont, gegen den Zenith thürmen sie sich an zu helleren, weitverbreiteten Massen, ein Abbild riesiger Gebirge in der Luft. Auf einmal überzieht sich der ganze Himmel, nur hie und da blickt noch die tiefe Bläue zwischen durch; die Sonne verbirgt sich, aber um so heisser liegt die Gluth der Luft auf der Landschaft ...

„Mittag ist vorüber: trüb, schwer, melancholisch hängt diese Stunde über der Natur; immer tiefer greift die Spannung, und das Weh ist da, welches die Luft des Tages gezeugt hat. Hunger und Durst jagen die Thiere umher; nur die ruhigen, die trägen, in die Schatten des Waldes geflüchteten ahnen nichts von der gewaltigen Krise der Natur.

Aber sie kommt; raschen Schrittes und unabweislich wird sie hereinbrechen: schon erkältet sich die Luft, die Winde fahren wild gegeneinander; sie wühlen den Wald auf, und dann das Meer, das immer schwärzer einherwogt, und die Flüsse, die dunkler, und vom Winde übertönt, lautlos dahin zu fliessen scheinen . . .

„*Der Sturm ist da!* — zwei-, dreimal reisst ein fahler Blitz durch die Wolken; zwei-, dreimal rollt der Donner, rollt langsam, ruhig, erhebend; Tropfen fallen. — Die Pflanzen athmen aus der Ermattung neu auf; ein neuer Donner, und — nicht Regen, Wasserströme giesst nun der erschütterte Himmel aus. Der Wald erseufzt; das lispelnde Pätschern der bewegten Blätter wächst zum Rauschen an, zum weithin tönenden dumpfen Getrommel. Blumen schwanken, Blätter fallen, zerrissene Aeste, morsche Stämme stürzen; mit Gewalt nimmt der Orcan den letzten Reiz der Jungfräulichkeit von den niedergedrückten Pflanzengeschlechtern. Warum auch nicht? — Haben sie nicht geblüht und geliebt; kräuselt nicht die Inga ihre bereits entleerten Staubfäden zusammen; lässt

nicht die Banisterie die goldenen Blättchen von dem bereits befruchteten Kelche fallen; giebt nicht der Aronschaft fruchtschwer seine verwelkte Hülltute dem Sturme Preis? — Auch die Thierwelt hat diese furchtbare Stunde ergriffen; verstummt, entsetzt flattert das Gefieder des Waldes am Boden; zitternd suchen die zahllosen Geschlechter der Insecten unter Blättern, an Stämmen Schutz; von Krieg und Mord abgemahnt, lässt das Säugethier nach in der Verfolgung; nur die kaltblütigen Amphibien freuen sich der herabstürzenden Fluth, und tausendstimmig singen die Chöre der Frösche und Unken aus den feuchten Wiesen auf. In Bächen rauscht das trübe Wasser durch die engen Waldwege dem Strome zu, oder ergiesst sich in die Risse des Bodens. Mehr und mehr nimmt dabei die Temperatur der Luft ab, die Wolken entleeren sich allmälig, — aber nur noch kurze Zeit, und der Sturm ist vorüber.

„In verjüngtem Glanze tritt die Sonne aus lang gedehnten Wolkenschichten hervor, die mehr und mehr auseinander ziehen, nach Süden und Norden sich senken, und wie am Morgen in dünnen, leichten Gestalten

den azurnen Grund des Firmaments umsäumen. Schon lächelt der Himmel aus tiefblauem Auge die Erde wieder an, und bald hat sie den Schreck vergessen. Eine Stunde länger, und keine Spur des Sturmes ist mehr vorhanden, in neuer Frische, vom warmen Sonnenstrahl abgetrocknet, stehen die Pflanzen, und das Thier bewegt sich wieder nach alter Weise, den angestammten Trieben Folge leistend.

„So zieht der Abend heran, und neue Wolken erscheinen zwischen den weissen Flocken am Horizonte; sie führen bald einen fahlgelben Schein in die Landschaft ein, der harmonisch den Hintergrund der hohen Waldung, den Strom und das Meer verbindet. Die Sonne sinkt, und tritt, umgeben vom buntesten Farbenschmelze, aus dem westlichen Thore des Firmaments; Ruhe und Liebe hat sie der Creatur zurückgelassen; mit dem Dunkel des Abends wird Thier und Pflanze zu neuen Ahnungen fortgerissen, und trauliches Geflüster und Schwirren belebt die Schatten des Waldes; verjüngte Liebessehnsucht athmet in den wollustreichen Düften, die aus neu erschlossenen Blumen strömen,

die Natur überlässt sich dem gewaltigen Zuge des Geschlechts. Noch schwimmen einzelne Lichtblicke im Abendglanze der untergegangenen Sonne um die Firsten, da steigt in stiller Kühle, ruhig, mild und geisterhaft, der silberweisse Mond über den dunklen Wald hervor, und in neue, weichere Formen verschmelzen sich die Gestalten.

„Es kommt die Nacht; in Schlaf und Traum sinkt die Natur, und der Aether, sich in ahnungsvoller Unermesslichkeit über die Erde wölbend, von zahllosen Zeugen fernster Herrlichkeit erglänzend, strahlt Demuth und Vertrauen in das Herz des Menschen: die göttlichste Gabe nach einem Tage des Schauens und des Geniessens."

Zu den glücklichen Eindrücken einer solchen Natur kamen auch noch alle Vortheile behaglicher Häuslichkeit und geselliger Verbindungen, welche den Reisenden gleich bei der Ankunft auf das Freundlichste dargeboten worden waren. Der Tag wurde zu Wanderungen in jenen merkwürdigen Urwäldern benutzt, der Abend in der erheiternden Gesellschaft europäischer Freunde verlebt, zu welch' letzteren später insbesondere

der aus Livorno gebürtige und seit 14 Jahren in Rio Negro ansässige Milizen-Capitän Franc. Ricardo *Zany* gehörte. Durch eine glückliche Verknüpfung von Umständen ward derselbe nachher *Martius'* Begleiter auf dem grössten Theile von dessen Reise im Innern von Pará und und Rio Negro, und gleichartige Gesinnung wie gleicher Antheil an den Gefahren und Genüssen dieser siebenmonatlichen Reise besiegelten zwischen Beiden eine dauernde Freundschaft. Jene heiteren Abende wurden überdies durch die kunstreichen Töne eines trefflichen Flötenspielers belebt, der aus Cayenne nach Pará gekommen war. Gleich einem zweiten Orpheus versammelte dieser durch seine Musik allerlei Creaturen um sich her, so dass unseren beiden Forschern, deren Aufmerksamkeit selbst der scheinbar unbedeutendste Umstand auf sich zu lenken vermochte, die seltene Gelegenheit geboten wurde, den Eindruck zu beobachten, welche ungewohnte Töne auf gewisse Thiere ausüben.[15])

Schon die ersten Spaziergänge um die Stadt hatten die Reisenden belehrt, dass sie sich hier auf einem, von jedem früher be-

suchten sehr verschiedenen Boden befanden. Ueberall Bäche, Teiche und Wassergräben, sehr wenige Strassen und Fusssteige durch das Festland; die einzelnen Wohnungen und Plantagen fast immer in der Nähe der Gewässer, und die Bewohner statt der Wagen und des Zugviehes fast lediglich die Communication unzähliger Wasserstrassen benutzend. Daher ward es auch für *Spix* und *Martius* nothwendig, einen kleinen Nachen. der von einem oder zwei Indianern regiert werden konnte, stets bereit zu halten, um die verschiedenen Buchten des Stromes, die Bäche, welche sich in ihn ergiessen, und die mit beiden in Verbindung stehenden Gräben zu befahren, welche, zur Zeit der Fluth mit Wasser gefüllt, bequeme Gelegenheit darbieten, sich in Gegenden des Continents zu vertiefen, zu denen jeder Landweg fast unzugänglich bleibt. Für diejenigen Excursionen aber, welche zu Lande unternommen werden konnten, waren Reitpferde zur Verfügung gestellt werden.

Als die Reisenden eines Morgens von einer längeren Expedition zurückkehrten, fanden sie zahlreiche Briefe aus der fernen

Heimath vor und diese enthielten u. a. Bestimmungen, welche den bereits gefassten Plan befestigten, im Sommer des Jahres 1820 wieder nach Europa zurückzukehren. Zugleich aber nöthigte die Kürze der Frist, welche ihnen zur Beschiffung des Amazonas übrig blieb, ihren Aufenthalt in Pará nur bis zur Beendigung der Vorbereitungen dazu auszudehnen.

Der günstige Ostwind, der bis zum September oder October anzuhalten pflegte, stellte sich schon in den letzten Tagen des Juli ein. Es war daher höchst erwünscht, dass die Reisenden am 15. August anfangen konnten, das zu ihrer Disposition gestellte königliche Fahrzeug mit ihrer Provision und den übrigen Effecten zu beladen. Dasselbe war bedeutend kleiner, als die gewöhnlichen Handelscanoes, welche Waaren aus dem Innern bringen. Es hatte ein, fast in der Höhe des Bordes befindliches Verdeck, welches längs den beiden vorderen Drittheilen in der Mitte mit starken Planken überwölbt, an der Seite aber wagerecht erhöht war. Der Schiffsschnabel war mit eisernen Platten und einem Castrol versehen, um als Küche

zu dienen. Im Hintertheile des Canoe war eine Cajüte, gross genug um den beiden Hängematten Raum zu geben. Vor dieser kann in den Fahrzeugen gleicher Bauart ein niederer Mast mit einem viereckigen Segel nach Belieben eingesteckt oder niedergelegt werden. Das Steuerruder läuft in einem Verschlag durch die Rückwand der Cajüte herab, auf deren Dach sich der Steuermann befindet. Die acht rudernden Indianer haben, vier auf jeder Seite, ihren Platz auf dem wagerechten Rande der Ueberwölbung des Vordertheils; ihre langen Ruder sind in Schlingen von zähen Rankengewächsen an senkrecht längs dem Verdeck herablaufenden Pfeilern befestigt. Das Fahrzeug war mit einem Haupt- und einem Nothanker versehen, von denen jedoch nur in dem unteren Theile des Stromes Gebrauch gemacht zu werden braucht, da die Befestigung an Bäumen des Ufers sicherer ist. Die Mundvorräthe, sowie die starken, in tragbaren Koffern verpackten Tauschgegenstände für die Indianer wurden im Vordertheile des Schiffes untergebracht. Da es natürlich im Plane lag, nicht blos auf der gewöhnlichen Han-

delsstrasse des Amazonas zu bleiben, sondern auch abgelegene, vielleicht unfreundlich gesinnte Indianerhorden zu besuchen, so nahmen unsere Reisenden die ihnen vom General-Gouverneur angebotene militärische Begleitung mit um so grösserem Danke an, als sie die Escorte auch dazu benutzen konnten, um sowohl die ihnen dienenden Indianer in strenger Zucht zu halten, als auch den vom General-Gouverneur ertheilten Befehlen Nachdruck zu ertheilen, zufolge denen die Ortsvorstände, wo es nöthig wäre, neue Rudermannschaft stellen sollten.

Seit *de la Condamine*, dessen Reisebericht *Spix* und *Martius* glücklicher Weise erhalten hatten [16]), war von Niemanden eine Nachricht über den König der Ströme bekannt gemacht worden, die zu ihrer Kenntniss gekommen wäre, und da sie selbst in Pará, also nächst der Mündung desselben, fast jede Aufklärung vergeblich suchten, so mussten sie sich wohl dem Gedanken hingeben, als walte noch dasselbe Schicksal, welches die erste ausführliche Nachricht über ihn fast ein halbes Jahrhundert der Wissbegierde Europas entzogen hatte [17]). Ausser

der von *de la Condamine* entworfenen Karte besassen sie nur *Arrowsmith*'s Generalkarte von Südamerika und waren daher, weder über die überhaupt einzuschlagende Route, noch über das Fahrwasser und andere, bei einer so weitläufigen und gefährlichen Reise wissenswerthen Verhältnisse unterrichtet, ganz der Willkür ihres Piloten, eines Indianers, überlassen. Um so mehr wünschten sie sich Glück, dass ihr Freund, der oben erwähnte Capit. *Zany*, welcher schon sieben Reisen auf dem „fliessenden Meere"*) gemacht hatte, versprach, seine Geschäfte in der Hauptstadt schnell genug abzumachen, um sie, einen Monat nach ihrer Abreise, in Santarem einzuholen, von wo aus sie dann bis Rio Negro in seiner Gesellschaft reisen sollten.

Die merkwürdige Verbindung der Gewässer des Amazonas und des Tocantins, welche sich an ihren beiderseitigen Mündungen zwischen einem Labyrinthe unzähliger Inseln in den Atlantischen Ocean ergiessen, gestattet drei verschiedene Wege, um von

*) So wird der Amazonenstrom gewöhnlich in der amerikanischen Presse genannt.

Pará aus in den ersteren zu gelangen. Für die grössten Schiffe ist es gerathen, den Parástrom hinabzufahren, das Cabo Magoary zu dupliren und zwischen den Inseln Machiana und Caviana den Weg gegen Macapá hin zu nehmen, von da aber dem Strome aufwärts zu folgen. Dieser Weg ist jedoch für Schiffe jeder Art gefährlich, weil die Sandbänke in der Nähe jener Inseln und der Mündung oft ihre Lage wechseln, und die Gewässer sehr unruhig sind. Eine zweite Wasserstrasse führt in den Rio Pará zwischen der Insel Marajó und dem Festlande in südwestlicher Richtung hin, dann in dem Tagipurú gegen Norden, und bringt die Reisenden unterhalb Gurupá in den Strom. Auch dieser Weg, der kürzeste von allen, ist wegen zahlreicher Sandbänke, Klippen, Ungleichheiten der Strömung gefährlich, und nur solche Fahrzeuge schlagen ihn ein, deren Grösse die Durchfahrt durch den sogenannten Igarapé-mirim nicht erlaubt. Dies ist, wie der Name selbst schon andeutet, ein nur für kleinere Schiffe (Igaras) fahrbarer Canal innerhalb des Festlandes, welcher in nordwestlicher Richtung die Gewässer des Mojú

mit der Mündung des Tocantins verbindet. Die Reisenden, welche auf ihm zu schiffen vorziehen, verfolgen von Pará aus den Rio Mojú, und umgehen somit die Gefahren im Parástrome zwischen der südlichen Küste von Marajó und den niedrigen Ufern des Continentes. Die ersten beiden Wasserstrassen nennen die Paraenser die äusseren, die letztere die innere, und diese wählten auch, wegen grösserer Sicherheit, *Spix* und *Martius*.

Am 21. August verliessen sie Pará und fuhren zunächst nach dem sieben Stunden entfernten Engenho de Jacuarary, dem schönen Besitzthume ihres überaus gastfreundlichen Wirthes, der bereits Auftrag ertheilt hatte, sie hier einige Tage lang zu beherbergen; dann setzten sie am 26. August gegen 10 Uhr Nachts, unter der Begünstigung der Fluth, den Mojú aufwärts, ihre Fahrt fort, auf der sie 48 Stunden später die meilenbreite Mündung des Tocantins in den Archipel von Pará erreichten. Die Ueberschiffung dieses östlichsten aller zum vielgliederigen

Wassersysteme des Amazonas gehörigen Ströme*) war mit manch' grossem Schreckniss verbunden: nicht nur dass die Reisenden zum ersten Male auf süssem Wasser die Qualen der Seekrankheit erdulden mussten und dass ihr Schiff mehrmals in einer sternenlosen Nacht an vorher unbemerkten Baumstämmen im Wassen zu zerschellen drohte, so erkrankte auch der Pilot an den Blattern. Endlich gelang es unseren Reisenden, welche dann die Steuerung selbst übernommen hatten, nach Breves, dem südwestlichsten Orte der Insel Marajó, zu ge-

*) Nahezu vierhundert deutsche Meilen fern von seiner Mündung entspringend, fliesst der Tocantins lange als ein Doppelfluss von seltsamem Parallelismus durch die brasilianische Binnenlandsprovinz Goyaz; fast ganz gerade von Süden nach Norden, auf welchem Wege ihn tiefe, nur wenig von Anbau unterbrochene Waldeinsamkeiten umgeben. In der Provinz Pará bildet er dann eine einzige kräftige Wasserader, deren mächtige Strömung jedoch durch eine Reihe von Felsbänken und Stromschnellen mannigfach unterbrochen wird. Jetzt ist die Schifffahrt auf ihm bis Caméta allen Nationen frei gegeben und durchziehen Dampfschiffe nach allen Richtungen den wunderschönen Strom; sie stören zwar den Naturfrieden seiner palmenreichen Ufer, helfen aber auch den Culturprocess jener Gegenden vermitteln. (S. Anm. 25.)

langen, um dort den Kranken der Sorgfalt des Richters, eines gutmüthigen Mulatten, zu übergeben und sich einen neuen Piloten zu verschaffen. Von Breves aus schifften sie durch verschiedene Canäle, wobei sie möglichst oft vor Anker gingen, um die Ufer zu durchforschen, und am 7. September befanden sie sich in der Mündung des Tagipurú in den Amazonas, einem grossen Busen der in meilenweiter Ausdehnung und in gewaltiger Bewegung der Gewässer ein Bild des Meeres vergegenwärtigt. In den eigentlichen Amazonenstrom gelangten sie, — was ihnen die meerähnliche Bewegung der breiten, einen Fuss hohen Wellen und die ockergelbe Farbe der trüben Fluthen anzeigte, — noch am Abend des genannten Tages.

Dem Rathe des Piloten zufolge hatten sie sich von den Inseln im Norden entfernt, um die gegenüberliegende Küste des Festlandes zu erreichen, als die Sonne sich zum Untergange neigte. Weithin röthete sie den bewegten Wellenspiegel, die hervorstehenden Waldungen glänzten in einem sanft rosenrothen Lichte aus dem duftigen Helldunkel des Hintergrundes voll weicher Schatten

hervor. Dieser unvergleichlichen Anschauung gab noch höheren Werth der Gedanke, dass sie sich nunmehr auf den Fluthen befanden, zu deren gewaltigem Wasserconcerte ein halber Welttheil die dahinströmenden Grundtöne liefert, und welche die anwohnenden Indianer gleichsam in dem Vorgefühle, es möchte auf dem weiten Erdenrunde vergebens nach einer zweiten solchen Wasserfurche gesucht werden, den „grossen Strom“ (Parana-açu) nennen. Gewiss, der Mississippi in Nordamerika, der „Vater der Ströme“, ist auch ein gewaltiger Fluss, aber es müssten acht oder zehn seinesgleichen vereinigt werden, um einen Amazonenstrom daraus zu bilden! ...

Noch waren unsere Reisenden im Nachgenusse jenes Naturschauspiels versunken, als sich plötzlich ein schwerer Ostwind erhob, in kürzester Zeit die Wellen empörte und das ächzende Fahrzeug so gewaltig hin- und herschleuderte, dass sie sich von allen Schrecknissen eines Seesturmes umgeben sahen. Man wechselte die Segel und zog sie endlich ganz ein, weil man für den Mast fürchtete. Die Bemühungen der Indianer,

das Canoe dem Festlande zu nähern, waren eitel, und so musste man sich entschliessen, mit dem Winde nach Westen zu gehen. Es war ein Glück, dass sich die Wuth des Sturmes in einer Viertelstunde erschöpft hatte; nun konnten die Segel wieder ausgespannt werden, und im Dunkel der Nacht erreichte man das Ufer. Solche Windstösse, die gewöhnlich den Gewittern vorhergehen, müssen im Amazonas oft überstanden werden, und sind sogar bei gehöriger Entfernung der Küsten und guter Beschaffenheit des Fahrzeuges den stromaufwärts Reisenden erwünscht, unseren Neulingen aber war es eine harte Probe, und kaum erfreuten sie sich, indem das Fahrzeug unter hohen Bäumen in Sicherheit stand, der munteren Feuer im Walde und der Heiterkeit ihrer Indianer, die bei doppelter Gabe Branntwein in ein Lied ausbrach, als sich auch schon der nächtliche Himmel noch tiefer schwärzte und von Nordosten auf Windesflügeln ein schweres Donnerwetter daherkam, das bald den ganzen Himmel überzog. Wild ergoss sich der Regen aus der rabenschwarzen Nacht und weckte ein dumpfes, stets wachsendes Ge-

tön in den Blättern der erseufzenden Waldung. Unaufhörlich von allen Seiten schimmernde Blitze, schwer rollender Donner, hohles Brausen der empörten Fluth: dies waren die Grüsse, unter denen unsere Reisenden vom Könige der Ströme empfangen wurden. Erst nach Mitternacht ward es ruhiger und endlich konnten sie sich nach einem gefahrvollen, an den verschiedensten Eindrücken reichen Tage der Stärkung des Schlafes überlassen . . . .

Wenige Tage später, und die tiefe Einsamkeit und Stille kündigte ihnen an, wie weit sie sich schon von den belebten Küsten entfernt hatten: nur der ewige, sich in mäandrischen Krümmungen dahinwälzende Strom rauschte seine Cordillerenlieder, nur die Palmen und Calophyllen wehten in den dichten Wäldern seiner Ufer, nur des Araras und des aufgescheuchten Ariringas lauter Ruf tönte weithin durch die schweigende Hyläa.

Am 18. September ward die an der Mündung des Tapajôz liegende Stadt Santarem erreicht, der wichtigsten am ganzen Amazonas, wegen deren günstiger Lage unsere Reisenden mit Recht ihr schnelles Aufblü-

hen voraussahen: heute schon hat Santarem mehr als 10,000 Einwohner. Dort wollten *Spix* und *Martius* von den vielen Mühseligkeiten der bisherigen Reise ausruhen und den Capit. *Zany* erwarten, der denn auch schon am 21. September eintraf. Da dessen Fahrzeug grösser war und mehr Bequemlichkeiten darbot, so liessen unsere Reisenden ihre nöthigsten Effecten dahin bringen und schickten das eigene Canoe voraus. Zwei Tage später setzten sie selbst über den Tapajóz und befanden sie sich nach einigen Stunden wieder in dem gelblichen, trüben Amazonas, auf dem sie eine überaus anstrengende Fahrt von mehreren Tagen nach der geographisch merkwürdigen Stromenge von Obydos brachte. Oberhalb derselben, auf einer niedrigen Sandinsel, die der Strom eben erst entblösst hatte, verbrachten sie die Nacht, in der sie so zu sagen einen glücklichen Abschnitt in ihrem Reisedrama mit frohem Gemüthe hätten feiern können, wäre sie weniger schauerlich gewesen: ein furchtbares Gewitter nöthigte die Müden, mehrere bange Stunden zu durchwachen.

So brauchten unsere Reisenden drittehalb

Monat, um kämpfend mit den verschiedenartigsten Hindernissen, Beschwerden und Gefahren, forschend und sammelnd, und die in unveränderter Gewohnheit des angestammten Naturlebens an den Ufern des Riesenstromes waltenden Urmenschen besuchend, am 22. October den Hafen der Barra do Rio Negro (jetzt Villa de Manâo) zu erreichen. Beim Austritt aus dem Fahrzeuge wurden sie vom Ouvidor der Provinz und mehreren Officieren der Garnison empfangen, welche sie sogleich in das Haus des gerade kranken Gouverneurs führten. Indessen hatte dieser bereits für eine Wohnung wohlwollend Sorge getragen.

Es waren herrliche Tage der Erholung, welche dort verlebt wurden. „Der Reisende athmet freier, sobald er sich aus den Niederungen am Amazonas auf die höheren Ufer des Rio Negro versetzt sieht. Diese reinlichen Sandufer, an welchen hie und da Sandsteinfelsen oder Bänke eines verhärteten Thons hervortreten, werden niemals von den Fluthen des Hochwassers gänzlich überschwemmt; sie sind deshalb frei von dem verworrenen, unreinlichen Igabówalde, der

sich längs dem Amazonas hin erstreckt. Aus gleicher Ursache nehmen sie auch jene Schwärme von Mosquiten nicht auf, die den Reisenden bis hierher verfolgt haben. Der Wald längs den Ufern erscheint, selbst von Weitem gesehen, regelmässiger geschlossen und in der Nähe mit der herrlichsten Auswahl grosser, schönfarbiger Blüthen geschmückt. Einfach und monoton zieht er sich längs den Ufern hin, die sich nirgends zu Bergen erheben, oder zu steilen Schluchten vertiefen; doch ist das Terrain ungleich, hie und da mit Hügeln wechselnd, und zahlreiche kühle Bäche, welche aus dem nördlichen Festlande in den Strom herabeilen, bringen Leben und Mannigfaltigkeit in die waldbedeckten Niederungen, während die Höhen, bisweilen durch Menschenhände in Wiesen umgewandelt, jene heitere Aussicht auf grüne Flächen darbieten, denen der Reisende hier so selten begegnet. Zu allen diesen Reizen gesellt sich die majestätische Ruhe des Aequatorialklimas, welches frische Morgen, einen glühenden Mittag, labend kühle Abende und heitere Sternennächte in gleichmässigem Wechsel heraufführt. Mit den seligsten Em-

pfindungen erfüllt sich das Herz des Menschen, der den düsteren Wäldern des Amazonas entrückt, die milde Gluth dieses Tages, die ernste Stille dieser Nächte geniessen kann.“ Dies war der erste Eindruck, womit ein mehrtägiger Aufenthalt am Rio Negro unsere Reisenden bezauberte, und je länger sie dort verweilten, desto mehr bildete sich das Urtheil bei ihnen aus: „diese Gegend sei für süsse herzzerschmelzende Wehmuth geschaffen, das Land philosophischer Beschaulichkeit, heiliger Ruhe, tiefen Ernstes.“ Solche Betrachtungen knüpften sich sehr natürlich an die Erinnerung von so mannigfaltiger Noth und Gefahr, mit der sie dieses Ziel erreicht hatten; ausserdem aber musste ihnen auch der Gedanke bedeutsam erscheinen, dass sie sich fast in der Mitte des südamerikanischen Continentes, nicht mehr fern von Brasiliens Grenze befänden ...

Die Annehmlichkeit des Aufenthaltes in der Barra do Rio Negro wurde durch die geselligen Tugenden des Reisegefährten *Zany* und seiner Freunde noch erhöht, doch drohte unseren Reisenden in den ersten Tagen ein drolliger Vorfall Verdruss zu berei-

ten. „Wir hatten nämlich“, erzählt *Martius*, „mit denjenigen Indianern, welche uns noch fernerhin zu begleiten entschlossen waren, das uns angewiesene Haus bezogen, und angefangen, den gewohnten Geschäften nachzuhängen, als unser nächster Nachbar, ein wackerer Bürger, erschien und sich über mancherlei Diebstähle beklagte, die seit unserer Ankunft in seinem Hause, mit eben so viel Keckheit als Muthwillen ausgeführt, sich fast täglich wiederholten und keinen Zweifel liessen, dass sie einem unserer Begleiter zugeschrieben werden mussten. Bald fehle die im Hofe zum Trocknen aufgehängte Wäsche, bald Küchengeräthe, ja sogar das bereits zum Feuer gestellte Gericht. Die zusammengerufene Mannschaft wusste ihre Unschuld gründlich zu erweisen, so dass uns nichts übrig blieb, als den Nachbar zu strengerer Aufsicht zu ermahnen. Einige Tage später war er auch so glücklich, den Thäter zu ertappen, und brachte ihn, da er allerdings uns zugehörte, herbei: es war ein grosser Coatáaffe (*Ateles Paniscus, Geoff.*), der Orang-Utang Brasiliens), den wir frei umherlaufen zu lassen pflegten. Das Thier hatte dem an-

gebornen Triebe zum Stehlen mit grosser Schlauheit gehorcht und alles gestohlene Gut neben seinem Neste verborgen; es war erwischt worden, als es den gewohnten Weg über das Dach herabkam, um den Fleischtopf am Heerde auszuleeren."[18])

Verschiedene Ausflüge, die unsere Reisenden unternahmen, und auf denen sie Gelegenheit hatten, die Einförmigkeit zu beobachten, worin das Thier- und Pflanzenreich sich in den Niederungen am Amazonas überall gleich bleibt, bestimmten sie, die Reise im Westen von der Barra do Rio Nigro so weit als möglich auszudehnen, um vielleicht die Grenze kennen zu lernen, welche die Natur in ihren Producten zwischen dem des unteren und oberen Stromgebietes des Amazonenflusses bezeichnet hat. Zu diesem Zwecke zogen sie dem Rio Negro den Solimoês deshalb vor, weil gerade damals an mehreren Orten im Stromgebiete des Ersteren bösartige Fieber herrschten, deren Einflusse sie ihre bereits geschwächte Gesundheit nicht auszusetzen wagten. Ueberdies hatte sich *Zany* erboten, sie bis zur Villa de Ega zu begleiten.

Um eine schnellere und angenehmere Reise zu machen, schifften sie sich mit ihrem Begleiter anf zwei Kähnen ein, die, ohne Verdeck, nur im Hintertheile mit einem Blätterdache versehen, bei einer Länge von 36 und einer Breite von 4—6 Fuss, für 6 Ruderer und 3—4 andere Personen Raum gewährten. Der Sergeant war beordert, in ihrem grösseren, die Vorräthe führenden Fahrzeuge, bis Ega vorauszueilen. Von den drei Soldaten aber, die ihnen ausserdem beigegeben waren, mussten zwei als für den Dienst unserer Reisenden ungeeignet in der Barra zurückgelassen werden, und mit Ausnahme einiger weniger Indianer aus der untern Provinz sahen sie sich von einer ganz fremden Equipage umgeben. Nur die Aussicht, eine muthige und mit den Gefahren ähnlicher Reisen vertraute Mannschaft, welche von *Zany* in Handelsgeschäften ebenfalls nach Ega abgeordnet war, in ihrer Nähe zu haben, verminderte die Besorgnisse über die Gefahren einer Reise, auf der sie, von den sparsamen europäischen Ansiedlungen längs dem Solimoês sich entfernend, zahlreiche wilde Indianerstämme in ihren ursprüngli-

chen Wohnsitzen zu besuchen, sich vorgenommen hatten. Auch ausserdem war es eine gefährliche und ungemein beschwerdenreiche Fahrt. Sie hatten bald mit Strömungen, bald mit Untiefen zu kämpfen, so dass, da noch dazu alle Arten von Mosquiten stets in dichten Wolken über ihnen schwebten, auch die männlichste Geduld leicht erschöpft werden konnte. Besonders waren die Nächte, welche sie auf kleinen Inseln zubrachten, eine Zeit der Qual und des Schreckens; denn wenn sie, von Schlafe überwältigt, gegen Stiche jener Harpyen unempfindlich geworden waren, schreckte sie entweder ein schweres Gewitter oder das Geschrei der Wachen auf, die von grossen, überaus kühnen Kaimans[19]) oder von Onzen angegriffen wurden.

Am 25. November erreichten sie endlich die am östlichen Ufer der seeartigen Ausdehnung des dort in den Solimoês mündenden Rio Teffé gelegene Villa de Ega mit ihrer vorwaltend indianischen Bevölkerung, den Stapelplatz für den Handel im obern Theile des Solimoês in allen seinen Beiflüssen.

Während *Spix* den dortigen Aufenthalt benutzte, um noch einige Lamantine, Del-

phine und Krokodile für die Sammlungen zu erwerben, dehnte *Martius* seine Ausflüge auch jenseits des Teffé nach dem Dorfe Nogueira aus, wo er u. a. einem interessanten Vorgange beiwohnen sollte. Im Heranrudern bemerkte er nämlich vor der, am Abhange des Ufers liegenden Kirche eine Reihe ganz nackter Indianer neben dem Geistlichen und einer verschleierten Frauensperson. Als er sich dann der offenen Kirche näherte, hörte er zu seinem Erstaunen, dass man eben im Begriff war, die Taufhandlung mit diesen Wilden vorzunehmen. Es waren sechs Männer vom Stamme der Yupuas und Cauixánas am Yupurá (oder Jupurá und Hyapurá). Am vorhergehenden Tage aus dem Walde angelangt, hörten sie eine ihnen unverständliche dogmatische Erklärung, die der Geistliche gab, ohne ein Zeichen innerer Theilnahme, und folgten ihm dann mechanisch in die Kirche, wo die Ceremonie vollzogen wurde, indem der Pfarrer einer derben Mulattin, die das Amt der Pathin übernommen hatte, und unserm Reisenden eine brennende Kerze in die Hand gab, um die Festlichkeit der Handlung zu erhöhen. Bei die-

ser fruchtlosen Ceremonie wurde *Martius* von einer schmerzlichen Gemüthsbewegung ergriffen: „nur die Taufzeugin mochte vielleicht ein andächtiges Gefühl bei einer Handlung der Barmherzigkeit, die sie eben ausübte, gewinnen; die Indianer gingen, nachdem sie ungeschickt genug ein Knie gebeugt und von der Pathin einige kleine Geschenke erhalten hatten, ohne Weiteres davon, um in ihrem kleinen Kahne wieder den heimathlichen Wäldern zuzurudern. Welch' bittere Ironie in diesem ganzen Vorgange, der keineswegs ein vereinzelter war und ist! „Der rohe Wilde betrachtet die Taufe entweder abergläubisch als eine Wahrung gegen die schwarzen Künste seiner Feinde, oder selbstsüchtig als ein Mittel, sich einige Bedürfnisse von den betrogenen Weissen zu verschaffen. Nicht selten melden sich die Individuen mehrere Male bei verschiedenen Pfarrern."

Der Aufenthalt in Ega und Nogueira überzeugte die beiden Forscher täglich lebhafter, dass dort, gleichsam im Mittelpunkte Brasiliens, eine Menge für die Ethnographie und die Naturgeschichte wichtiger Thatsachen zu sammeln wären, und somit ward in ihnen

der Wunsch rege, diese seltene Gelegenheit durch Vertheilung nach zwei Richtungen hin zweckmässiger zu benutzen. Es ward also eine Trennung beschlossen und *Spix* wählte sich die Beschiffung des oberen Solimoês bis an die Grenze von Brasilien, während sich *Martius* dafür entschied, den Yupurá aufwärts zu schiffen. Einen Beweggrund mehr dazu fanden sie in der Abnahme ihrer Gesundheit, die sie vorzüglich durch einen schnellen Wechsel des Aufenthaltes noch einigermassen aufrecht zu erhalten hofften. Besonders war *Spix* seit längerer Zeit schon von intermittirenden Fieberanfällen heimgesucht worden, die er nur durch Chinin und andere bittere Mittel zu lindern vermochte. Nun hätte sich zwar *Martius* durch mancherlei Gerüchte von einer Reise im Yupurá als von einer sehr gefährlichen Unternehmung abschrecken lassen können, denn alle stimmten darin überein, dass die dort herrschenden Fieber, vorzüglich häufig in der Zeit, da sich der Strom zu entleeren beginnt, wenn sie auch nicht im Frostanfall apoplektisch tödteten oder in ein Faulfieber übergingen, doch sehr gefährliche Leber- und

Milzverhärtungen zur Folge hätten. Indessen war gerade in diesem Jahre der Fluss voller, als er sonst im December zu sein pflegt, und die Gefahr deshalb geringer. Ueberdies entschloss sich Capit. *Zany*, vom General-Gouverneur beauftragt, unsere Reisenden so weit als möglich zu begleiten, diese Fahrt mitzumachen, und *Martius* selbst fühlte sich besonders durch die Hoffnung ermuntert, vielleicht eine von der am ganzen Solimoês gleichmässig herrschenden verschiedenen Vegetationsform und mehrere der zahlreichen Indianerstämme, die noch keine portugiesischen Ansiedler unter sich duldeten, in ihrem ursprünglichen Naturzustande beobachten zu können. Für die betreffenden Reisen wurden noch kleinere Fahrzeuge als bisher genommen, die zwar die Entbehrungen steigerten, jedoch zu einer schnelleren Fahrt verhalfen.

Ehe sich *Spix* und *Martius* trennten, legten sie ein schriftliches Testament gegenseitig in ihre Hände. Darauf reiste der erstere am 7. December 1819 von Ega ab, gelangte am 9. Januar 1820 an die Grenze von Brasilien bei Tabatinga und traf am 3. Februar in der

Barra do Rio Negro dem Rendez-vous-Ort, wieder ein.

Die Vorbereitungen zur Reise in dem Yupurá waren nicht so leicht gemacht, als für den von *Spix* eingeschlagenen Weg. Obgleich seit 80 Jahren Indianer aus dem Yupurá herabgeführt worden waren, und die Zahl derjenigen, welche auf diese Weise ihren Wäldern entzogen worden, vielleicht schon zwanzig tausend betragen mochte, wurden dennoch die an ihm wohnenden Stämme von den Reisenden mit Furcht und Misstrauen betrachtet, und wagte man sich nur mit zahlreicher Mannschaft in die Gegenden jenseits der beiden, von den Portugiesen gegründeten Indianerdörfer Maripí und S. Joâo do Principe, die noch unterhalb der ersten Katarakten liegen. Es musste daher erst das grosse, für den Handel mit Salsaparilha und Cacao ausgerüstete und mit Proviant und Munition versehene Fahrzeug des Capit. *Zany* erwartet werden, das unter der Leitung eines muthigen und starken Mulatten, mit 20 Indianern bemannt und von zwei kleineren Böten begleitet, vor *Martius* und *Zany* in den Fluss abgehen sollte. Diese selbst hat-

ten ausser ihrem mit 12 Indianern bemannten und mit einer leichten Laube von Palmenblättern versehenen Kahne noch drei Böte bei sich, deren eines, von dem Soldaten von Pará befehligt, als Avantgarde gebraucht werden, während die anderen die Jäger und Fischer enthalten sollten. Ein grauköpfiger, stets wohlgelaunter Indianer diente unseren Reisenden als Steuermann, und da sich gerade ein alter Häuptling in Coërunas von Maripí in Ega befand, so ward dieser veranlasst, sich gleichfalls anzuschliessen. Die ganze Flottille bestand aus acht Fahrzeugen, die 56 Mann führten.

Ueber die Reisen welche vor *Martius* im Yupurá ausgeführt worden waren, wusste derselbe fast Nichts; aber gerade dieser Mangel an genauern Nachrichten erhöhte sein Interesse. Der Mensch ist geneigt, eine Unternehmung, die seinen Muth in Anspruch nimmt, mit den Farben einer poetischen Zukunft auszuschmücken. Mit welchem Hochgefühle betrachtete daher auch *Martius*, der am 12. Dezember Ega verlassen hatte, die am folgenden Tage erreichte Mündung des majestätischen Flusses! Mit welchen Träu-

men von der Entdeckung mannigfacher Wunder trug er sich! Sollten aber auch diese Träume nicht in Erfüllung gehen, so durfte er doch besonders den in jenem abgelegenen Gebiete gemachten Erfahrungen *die naturgemässe und allein richtige Ansicht von dem Urzustande des südamerikanischen Festlandes und seiner Bewohner* verdanken.

Erst am siebenten Tage nach ihrer Abfahrt von Ega erreichten die Reisenden S. Antonio de Maripí (Imaribí), die erste Ortschaft am Yupurá, welche 50 Jahre früher errichtet worden war, aber seitdem allmälig eine Bevölkerung von ganz verschiedenen Stämmen erhalten hatte. Sie fanden nur sechs Häuser und eine kleine Kirche, der aber schon seit langer Zeit der Geistliche fehlte. Auch der Ortsrichter, der einzige damals dort lebende Weisse, war gerade nicht anwesend. Daher sahen sie sich lediglich von Indianern umgeben, deren grösserer Theil nicht in dem Oertchen selbst, sondern zerstreut in der Nachbarschaft wohnte. Indessen erlebte hier *Martius* nur einen grossen Schreck über eine vier Ellen lange Schlange von den

schönsten grünen und gelben Farben, die ihm, als er am Abende in die Hütte trat, in der sich jener alte Häuptling, umgeben von nackten Weibern und Kindern, auf die Weiterreise vorbereitete, zur Hälfte aufgerichtet, entgegen tanzte. Sie war aber nicht zu fürchten, da sie einem der indianischen Schlangenbeschwörer gehörte, welche bekanntlich sogar die Giftschlangen, nach Ausbrechung der Giftzähne, zu zähmen wissen und sie bei ihren, dem dummen und trägen Indianer mit seinem festen Glauben an übernatürliche Kräfte imponirenden Zauberkünsten und bei Curen vom Schlangenbisse verwenden.

An der Mündung des Sees Marahá fanden es die Reisenden für rathsam, ihr Fahrzeug gegen ein anderes zu vertauschen, denn die Länge desselben erschwerte ihr Fortkommen und nahm überdies so viel Wasser, dass sie nur die Wachsamkeit *Zany's* in der Nacht vorher vom Untergange errettet hatte. Es war dies nicht das einzige Mal, dass sich *Martius* zur Begleitung des Genannten Glück wünschen durfte; vielmehr erprobte sich dieser auf der ganzen

Reise als erfahrener und muthvoller Freund. Und wie sehr es Noth that, dem Zufalle und der Böswilligkeit der Indianer in jenem einsamen Gebiete vereinigte Kraft entgegen zu stellen, sollte *Martius* am 23. December erfahren, einem Tage, der ohne die Treue eines zur Besorgung der Küche aus Pará mitgenommenen Indianers wahrscheinlich sein Todestag geworden wäre.

Hören wir *Martius* selbst berichten:

„Wir hatten schon bei Maripí mehrere schöne Schlangen erlegt, die sich am Ufer sonnten, und ich war dadurch zu dem Wunsche veranlasst, Jagd auf eine der ganz grossen Schlangen zu machen, die die benachbarten Seen in Menge bewohnen sollten. Als wir daher nach unseres Piloten Versicherung uns in der Nähe des Lago de Cumapí befanden, bestieg ich einen der kleinen mit vier Indianern bemannten Nachen, und suchte die Mündung des Sees zu gewinnen. Ein Indianer vom Stamme Macuná, den wir schon von Ega aus bei uns hatten, erbot sich zum Führer, und ich glaubte keine Ursache von Misstrauen in dieser, sonst eben nicht häufigen Bereitwilligkeit finden zu dürfen.

Die Gegend ist sehr niedrig; mannigfache Canäle laufen zwischen den Inseln und dem Festlande hin, und überdies stand der Yapowald weithin unter Wasser. Das muntere Leben der Fische, die sich dahin zurückgezogen hatten, die Zahl der schönsten Blüthen, womit diese Waldung übergossen war, und das Gewimmel zahlreicher Ameisenhaufen, die sich auf die Bäume gerettet hatten, und beim leisesten Anstosse zu Tausenden auf uns herabfielen, beschäftigten mich so sehr, dass ich lange Zeit nicht bemerkte, wie der Führer die angegebene Richtung nicht einhielt, sondern vielmehr durch Seitenwege stromabwärts zu gelangen suchte. Schon wurden die Schatten länger, als mein treuer Indianer von Pará sich ängstlich an mich drängte, und mir durch Zeichen und einzelne portugiesische Worte zu verstehen gab, dass der Macuná, mit den Uebrigen im Einverständnisse, beabsichtige, mich entweder irgendwo auszusetzen oder umzubringen, um mit dem Kahne, der zufällig eine Kiste meiner Tauschartikel führte, zu entfliehen. Sobald ich mich von dem unstäten Umherfahren überzeugt hatte, liess ich den Macuná im

Hinterheil des Kahns niedersetzen und die linke Hand am Bord anbinden, während er mit der Rechten das Steuer führte; ich stellte mich mit geladenen Pistolen vor ihn und schwur, ihn niederzuschiessen, wenn er mich nicht bis Sonnenuntergang in den Strom selbst zurückgeführt hätte. Diese rasche That entschied über mein Schicksal; der eingeschüchterte Indianer brachte mich in den Fluss zurück, und noch bevor der Mond aufgegangen war, hatte ich das Schiff des Joào Bernardo (jenes Mulatten, der die Avantgarde führte,) erreicht, das ich meinen Feind besteigen liess, um den Geist der Empörung nicht unter meine eigene Equipage zu verbreiten. Es war dies einer von den wenigen Fällen, wo ich kaltblütige Bosheit an einem Indianer wahrnahm. Die Lehre machte mich vorsichtiger, aber auch zuversichtlicher gegenüber den rothen Menschen, die von einer zu unentschlossenen und schwachen Gemüthsart sind, um sich dem imponirenden Einflusse eines festen Muthes entziehen zu können."

Ein anderes Abenteuer, das fröhlicher endete, als der erste Anschein fürchten liess,

bestand *Martius* mit der gesammten Expedition am folgenden Tage:

„Man hatte uns von einem Dorfe (Malloca) der Cauixána-Indianer gesagt, welches sich auf der Südseite des Yupurá bei dem See von Acunauí befände; wir setzten daher über den Strom, der hier voll kleiner Inseln ist, und gelangten gegen Abend in jenen kleinen See von dunklem Gewässer. Bald entdeckten wir im Hintergrunde einer Bucht hohe, kegelförmige Hütten und zwischen ihnen einige, bis auf den Schurz oder das Suspensorium nackte Indianer. Wir stiegen ohne Waffen an's Land, wo uns ein junger, sehr wohlgebildeter Bursche, der Sohn des Häuptlings, der die Lingua geral [20]) fertig genug sprach, empfing und in eine jener grossen Hütten führte. Ihm und seinen Begleitern konnte ich zwar einige Schüchternheit, jedoch keineswegs die Furcht vor einem feindlichen Ueberfalle von unserer Seite anmerken. Nachdem ich daher mit Snr. *Zany* und einigen Ruderern durch die niedrige Thüre in die Hütte geschlüpft war, mussten wir nicht wenig erstaunen, uns gleichsam in einer indianischen Festung und in den Hän-

den der Feinde zu sehen. Der Jüngling schloss alsbald die Thüre hinter uns zur Hälfte, und wir erblickten mehr denn dreissig Indianer, alle mit Bogen und Pfeil bewaffnet, auf den längs der Wand befestigten Hangmatten sitzen oder dazwischen an den Pfeilern stehen. Ohne Bewegung, sprachlos und schussfertig, hatten sie die Augen auf die Eingetretenen gerichtet, und ein Augenblick des Missverständnisses oder des Zurückweichens wäre uns wahrscheinlich verderblich geworden. Das Erscheinen mehrerer Fahrzeuge in ihrem See hatte sie einen Ueberfall befürchten lassen, und ihr Empfang zeigte, dass sie den sichersten Operationsplan dagegen wohl ausgedacht hatten. Ohne Raum und Licht, ihre Waffen zu gebrauchen, wären die Weissen im ersten Momente des Angriffes von giftigen Pfeilen durchbohrt, ein Opfer ihrer Kühnheit geworden. Es gelang uns aber bald, dem ungünstigen Vorurtheile zu begegnen. Wir nahmen unsere Halsbinden ab und schwangen sie als Friedenszeichen dem Anführer entgegen, der ebenfalls, sobald er bemerkt hatte, dass wir unbewaffnet waren, allen

Argwohn verbannte und aus unserer Branntweinflasche fröhlich Bescheid that. Er war ein Indianer von fünf Fuss acht Zoll Länge, von breiter Brust, athletischem Muskelbaue, und erschien in seiner Nacktheit noch grösser und stärker. Ich habe niemals bemerkt, dass Indianer sich geküsst hätten, diese Bezeigung freundlicher Gefühle scheint über ihrer Bildungsstufe zu stehen; aber der Cauixána bewährte seine Freundschaft gegen mich, indem er das dick mit Rocou[21]) bemalte Antlitz in dem meinigen herumrieb. Nach den ersten Begrüssungen fragte er mich durch den Dolmetscher über das Aussehen des Königs von Portugal und Brasilien, und seine Verehrung vor dieser erlauchten Person wuchs sichtbar, nachdem ich ihr die Dimensionen eines Giganten zugeschrieben hatte. Zum Zeichen der Freundschaft überreichte er mir einen Bogen von rothem Holze und einen Bündel vergifteter Pfeile, deren jeder in einem besonderen Rohre steckte; und seine Leute, dem Beispiele folgend, wetteiferten, uns mit Waffen und Früchten zu beschenken, wogegen sie jede Kleinigkeit, besonders aber Angeleisen, dankbar empfin-

gen. Es waren nur Männer, die wir zu Gesicht bekamen; Weiber und Kinder waren, wahrscheinlich aus Furcht, in einer der abgelegen Hütten versammelt und erfüllten, so lange wir zugegen waren, die Luft mit einem durchdringenden kläglichen Geschrei ....“

Die Beschwerlichkeiten der Reise wuchsen durch die im Yupurá zunehmende Strömung, durch viele untergetauchte Stämme, zahllose Mosquiten, eine schwüle Hitze bei trübem Himmel und häufigem Regen. Daher erreichten die Muthigen, aller Anstrengung der Indianer ungeachtet, das Dörfchen S. Joâo do Principe erst nach fünf langen Tagereisen. Dasselbe liegt auf dem nördlichen, unglaublich fruchtbaren Ufer, eine Viertelstunde unterhalb der Mündung des Pureos, eines der beträchtlichen Beiflüsse auf der Südseite, und war als die äusserste Niederlassung der Portugiesen im Yupurá 1808 durch den damaligen Gouverneuer, *Vittorio da Costa*, den Schwiegervater des Capit. *Zany*, gegründet worden. Indessen hatte die Einrichtung, den Indianern einen Weissen zum Richter zu geben, die wohlwollenden Absichten des Gründers grossentheils ver-

eitelt, denn, wie fast überall, wo ein solcher „Richter" über die einsamen Indianer waltete, waren mit ihm Bedrückung, Intriguen und Noth gekommen, so dass sich die meisten Ansiedler wieder in ihre Wälder zurückgezogen hatten. Als *Martius* nach dem Dörfchen kam, waren daher nur noch einige Indianerfamilien vorhanden, und auch diese hatten sich bei der Nachricht von der Ankunft weisser Männer versteckt oder zu ihren Nachbarn geflüchtet. Nur der mit dem Charakter der Wilden vertraute Capit. *Zany* konnte sie in Betreff der Grundlosigkeit ihrer Furcht belehren, worauf sie herbeikamen und *Martius* beschworen, dem Gouvernement ihre hülflose Lage und die Bedrückungen ihres Feindes, des „Richters", vorzustellen, der ohnehin schon wegen Veruntreuung der Zehnten und grausamer wollüstiger Begegnung seiner Untergebenen angeklagt worden und acht Tage vorher nach Ega zurückgekehrt war, um sich vor dem Commandanten zu verantworten.

Am letzten December kam der am unteren Ypurá allgemein gefürchtete „Principal" der Coretú-Indianer an, den unsere Reisen-

den hatten entbieten lassen, damit er sie fernerhin begleite. Derselbe erschien vor *Martius* baarfuss, in den bei den Indianern üblichen Beinkleidern, aber dabei in einem blauen Fracke und die Pococaba, ein spanisches Rohr mit silberner Quaste, in der Hand![22]) Es war bei weitem der schlaueste und unternehmenste Indianer, dem *Martius* bis dahin begegnet war; auch seine Habsucht kannte keine Grenzen: als ihn *Martius* z. B. aufforderte, ihm auch über den mineralischen Reichthum in jenem Gebiete Aufschlüsse zu geben, läugnete er, irgend etwas zu wissen, als es aber Nacht geworden war, erschien er mit seiner Tochter, einem achtzehnjährigen Mädchen, vor der Hütte unserer Reisenden und begehrte Einlass, da er Wichtiges zu berichten habe; nun, bei verschlossenen Thüren, sagte er, dürfe er nicht verschweigen, was er vor der Menge nicht habe gestehen wollen, dass ihm nämlich durch seinen Vater reichliche Goldschätze in den Quellen des Apaporis bekannt seien, er wolle solche auch gegen sichere Belohnung zeigen und *Martius* auf der ganzen Reise begleiten, müsse aber dann seine

Tochter mitnehmen dürfen. Allein unser junger Gelehrter mit seiner nur dem Edelsten und Höchsten zugewandten Gemüths- und Sinnesart, auf den es nur einen traurigen Eindruck machen konnte, auch einen vergleichsweise höheren Verstand mit derselben Niedrigkeit der Gesinnung gepaart zu sehen, durch welche sich die brasilianischen Wilden den schnöden Begierden der Ankömmlinge gleichsam von selbst überliefert haben, lehnte natürlich jene Vorschläge ab und suchte den Eigennutz des Vaters durch ein reichliches Geschenk an eisernen Geräthschaften, die Eitelkeit der Tochter aber durch Glasperlen und Kattune zu befriedigen. Dies gelang auch, und der Indianer sagte endlich seine erwünschte Begleitung bis zu den Katarakten zu.

Einige Tage später wurden die ersten derselben, die mit ihren colossal aufeinander gehäuften Felsen, und wild darüber hin brausenden, düster rauschenden Wassermassen selbst auf die Indianer, von denen Viele nie einen Berg oder Wasserfall gesehen, einen mächtig ergreifenden Eindruck zu machen schienen, erreicht, und es galt nun, noch

dazu unter strömendem Regen, die Fahrzeuge zwischen den Klippen über Wirbel und Stromschnellen aufwärts zu schaffen. Während die Leitung dieser schweren, mühevollen Arbeit Snr. *Zany* übernahm, machte *Martius* mit dem oben erwähnten Mulatten *Bernardo*, der jene Gegend schon öfters besucht hatte, einen Ausflug nach dem Berge Cupatí, um dessen Formation kennen zu lernen.

„Wir fuhren“ — erzählt *Martius* — „auf dem, unter der grösseren Katarakte geblie-bliebenen Nachen stromabwärts und gelangten schon mit einbrechendem Abend an eine Stelle am Fusse des Berges, wo ein mächtiger Waldbach über hohe Felsenblöcke herabbraust. Der feuchte Wald ruhte still und das Schauspiel einer wilden, kräftig erregten Natur erinnerte mich an die vaterländischen Gebirge. Wir suchten lange in den Löchern des Sandsteins nach Bergkrystallen, jedoch vergeblich; nur dergleichen unreine und keine andere geognostische Merkwürdigkeit kam zum Vorschein. Darüber war es finstere Nacht geworden; wir setzten wieder auf die Südseite des Stromes,

dessen Fall hörbarer uns entgegenbrauste, und gelangten an die Stelle, wo wir unsere arbeitenden Leute verlassen hatten, ganz durchnässt vom Regen, zitternd vor Frost und hungrig. Zu unserem Erstaunen fanden wir Alles stille, ohne Zeichen ihrer Gegenwart. Sie hatten eine Sandbank oberhalb der Katarakten zum Bivouac bezogen. Nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es, ein kleines Feuer anzuzünden, und wir liessen die begleitenden Indianer mit den glühenden Spänen vorausgehen, um uns den gefährlichen Weg über die Klippen zu erleuchten. Diese mussten überstiegen oder umgangen werden, um oberhalb des Falles wieder an den Strom zu kommen. Je weiter wir uns von ihm entfernten und in die Nacht eines verwachsenen Waldes vordrangen, um so gefährlicher ward der Weg. Bald fielen wir in ein Loch der Klippen, bald stiessen wir den verwirrten Schädel an einer scharfen Kante an, stolperten über eine Baumwurzel oder verwickelten uns in die stacheligten Windungen der Salsaparilha. Diese nächtliche Wanderung, bei fortdauerndem Regen, in der Gefahr auf Schlangen oder

ein anderes Unthier zu stossen, gehörte unter das Bedenklichste, was mir je begegnet war. Plötzlich standen die Führer still, und wir sahen uns am Rande eines tiefen Felsenabhanges, wohin wir uns, zu weit vom Strome ab, verirrt hatten. Endlich gelangten wir an diesen, und erblickten ein fernes Feuer, von wo aus die Wache unsern Ruf vernahm und Nachen herbeischickte. Spät nach Mitternacht kamen wir in dem Bivouac an, dessen Feuer schon spärlich brannten. — Wir waren nun durch eine natürliche Grenze von dem unteren Stromgebiete des Yupurá, und somit von dem des Amazonas, getrennt. Ich durfte annehmen, mich jetzt in einem vom Hauche europäischer Civilisation noch unberührten, den Ureinwohnern Amerikas unbestrittenen Lande zu befinden. Es lag etwas Reizendes in diesem Gedanken; und die Umgebungen einer wilden Natur und roher Naturmenschen, ja selbst die Gefahren, die wir vor und hinter uns sahen, verliehen meiner Lage ein eigenthümliches Colorit. Die Menschen, mit denen wir hier lebten, verdienten diesen Namen nur vermöge dessen, was wie ein Krystallisationspunkt im

Gemüthe liegt; sie waren gänzlich frei von jener Civilisation, welche sich im Verlaufe der Gesittung mit tausend Facetten und Farbenschiller über jenen unveränderlichen Kern der Humanität gelagert hat…“

Fleissiges Rudern brachte die Reisenden am 12. Januar nach einer Ortschaft der Jurí-Indianer, wo bis zum 15. Januar gerastet werden musste, weil sich *Martius* sehr leidend fühlte. Trotzdem wurde an dem genannten Tage nach dem Lande der Miranhas aufgebrochen. Auf der fünftägigen Reise dahin hatte *Martius* zwei heftige Anfälle eines Quartanfiebers zu bestehen, das er durch starke Brechmittel und Chinin zu heben suchte. Dabei erschien der Frost gleichsam nur versteckt als schwere Mattigkeit, ihm folgte jedoch heftige Hitze und Kopfweh. Auch Snr. *Zany* und viele Indianer begannen an ähnlichen Beschwerden zu leiden, was jedenfalls die Folge des trüben und warmen Wassers war. Dazu kam, dass es unseren Reisenden an Speisen fehlte.

Bei der Ankunft sahen sie sich von mehr als fünfzig Männern des Stammes umringt, von denen sie ohne Scheu begrüsst und un-

ter lebhaftem Gespräch und Geschrei zu dem Anführer geleitet wurden. Als sie in dessen grosse Hütte traten, griffen die Miranhas zu ihren vergifteten Wurfspiessen und stellten sich erwartungsvoll um die Thüre, durch welche endlich der Häuptling erschien. Dieser hatte, obwohl schwerlich jemals getauft, einen christlichen Namen angenommen und war nicht blos unter seinem Stamme, sondern am ganzen oberen Yupurá bekannt und gefürchtet. Wahrscheinlich hatte er Muth und Unternehmungsgeist genug gehabt, sich Sclaven von seinem oder von den benachbarten Stämmen zu erwerben und sie an die Weissen zu verhandeln. Im Verkehre mit diesen hatte er einige europäische Sitten angenommen und war nun stolz darauf, stets (im Hemd und Beinkleid) gekleidet zu gehen, von einem Porcellanteller zu essen und sich täglich den spärlichen Bart zu machen. Portugiesisch verstand er nicht, aber in der Lingua geral drückte er sich energisch aus. Seltsam stach seine Halbbildung gegen die von ihm befehligte Horde ab: thierisch rohe Menschenfresser, die kaum die angeborene Sprache sprechen

konnten, keinen Begriff von Oberherrschaft kannten noch duldeten, in dumpfem Uebermuthe nur sich selbst befehlen wollten, waren sie unbewusst, aus Trägheit, Stolz und Eigennutz, seine Diener und Unterthanen geworden. Selbst der Häuptling und seine Frau, eine schöne grosse Indianerin, erst kurz vorher statt der verstossenen aufgenommen, leugneten nicht, öfter als einmal Menschenfleisch gegessen zu haben.[23])

Dessen ohngeachtet fanden unsere Reisenden, seit langer Zeit an die rohesten und wildesten Menschen gewöhnt, in dieser gräulichen Umgebung keine stärkere Veranlassung zu Furcht oder Misstrauen, als unter irgend einer anderen, freien Indianerhorde. Nicht blos das Handelsinteresse des Häuptlings, dem daran gelegen sein musste, auch fernerhin mit Weissen im Verkehr zu bleiben, sondern auch die angeborene Gutmüthigkeit der Leute selbst erschienen bald als Gewähr der Sicherheit. In der ersten Nacht hatten *Martius* und Capit. *Zany* mehrere geladene Flinten in der ihnen eingeräumten Abtheilung der Hütte aufgestellt, und wachten wechselsweise; allein der Häupt-

ling verwies ihre Kleingläubigkeit auf seine Treue, und sie schliefen von da an sorglos die ganze Nacht hindurch, ein Theil ihrer Mannschaft um sie her, ein anderer im Hafen, um die Fahrzeuge zu bewachen. Ueberhaupt fehlte es, namentlich wenn sie vom Fieber gepeinigt wurden, nicht an Beweisen von gutmüthiger Theilnahme von Seite dieses Menschenfressers und seiner, insbesondere auch für das Verspeisen gewisser Affentheile eingenommenen Horde.

Da ein unter benachbarten Indianern ausgebrochener blutiger Streit den Häuptling auf mehrere Tage abrief und zu erwarten war, das während seiner Abwesenheit *Martius* wenig Zweckentsprechendes thun konnte, er auch von Sehnsucht brannte, bis an den Fall von Arara-Coara, gleichsam der natürlichen Grenze seiner Reise, zu gelangen, so ward beschlossen, dass er, *Martius*, während des Häuptlings Abwesenheit, dorthin reisen, Capit. *Zany* aber im Dorfe der Miranhas zurückbleiben, das sich Darbietende einsammeln und ein neues Canoe erbauen sollte, in welchem die bisher gemachten ansehnlichen Sammlungen und die Menagerie

von Affen und Vögeln verschifft werden könnten.

So trat denn *Martius* am 22. Januar in einem mit zwölf Indianern bemannten Kahne den letzten Theil seiner Reise allein an. Da die Entleerung des Flusses gerade sehr gross war, gaben die häufigen Stromschnellen viel zu thun und es kostete um so mehr Mühe, die Indianer durch Branntwein und Zureden munter zu erhalten, als die Plage der Stechfliege *Pium* immer mehr zunahm. Ihre nackten Leiber waren blutrünstig, und unserem Reisenden selbst waren Gesicht und Hände so schmerzhaft zerstochen und aufgelaufen, dass er sich nur durch öfteres Benetzen mit Branntwein vor offenen Geschwüren zu schützen vermochte. Die Vegetation am Ufer behielt denselben monotonen Charakter, in das Innere des Waldes aber einzudringen war bei der schwachen Begleitung nicht räthlich, theils wegen der Wilden, aus deren Wohnungen im Walde *Martius* Rauch aufsteigen sah, theils wegen der Onzen, die an den Fluss um zu saufen kamen, oder deren Fährten beim Anlanden zur Bereitung des Mittagsmahles angetroffen wurden. Die Croco-

dile waren schon seit den Fällen von Cupatí sehr selten geworden, weil stärker fliessende und kühlere Gewässer ihnen und den Schildkröten minder behaglich sind.

Nachdem innerhalb dreier Tage die Mündungen mehrerer Beiflüsse passirt worden waren, schien sich Alles zu verbinden, um die Schifffahrt noch mühseliger und trauriger zu machen. Die Strömung erforderte bisweilen, namentlich wenn eine Ecke zu umfahren war, die äusserste Kraftanstrengung. Zudem fingen die, sonst eine unverwüstliche Ausdauer zeigenden Indianer an, schwerer am Fieber zu erkranken und sich über die Plage der Stechfliege lebhaft zu beklagen, und *Martius* musste wohl ihr Murren gerechtfertigt finden, sobald er ihre blutigen Rücken betrachtete. Sie durften aber auch wegen der häufigen Riffe und Klippen nicht mehr wagen, bei kühlem Mondenschein zu fahren, wo jene fürchterlichen Harpyen sich zurückziehen. In gleichem Maasse, als die Gewässer reissender, die Ufer steiniger, wurde der Wald niedriger, aber auch dichter; finster hing er über den Fluss herein, kein Vogel liess sich in

ihm hören, kein Wild kam an's Ufer herab, und schwer und grausenhaft lastete die Einsamkeit auf dem Gemüthe des Reisenden. Zu all' dieser Noth gesellte sich die Bösartigkeit jenes Soldaten, den *Martius* von Pará als Sauvegarde mitgenommen, der sich jedoch, seiner früheren Aufführung gemäss — *Martius* erfuhr später, dass er ein Degredado aus Portugal war — immer deutlicher als ein widerspenstiger, ja aufrührerischer Gesell zeigte, und seine Hülfe im Nothfalle zu entziehen suchte. So war er eines Abends mit seinem Nachen zurückgeblieben, und da auch der andere Nachen, den *Martius* zum Fischen auf das jenseitige Ufer geschickt hatte, ausblieb, musste er allein auf einer Sandinsel anlanden. Die Indianer erblickten aber dort Fusstritte von Menschen im Sande, die sie den feindlichen Umáuas zuschrieben, und sie erschraken darüber so sehr, dass sie in den Kahn sprangen und entfliehen wollten. Nur mit Mühe hielt sie *Martius*, indem er ihnen die grössere Gefahr vorstellte, wenn Jene sie am Ruderschlage bemerkt hätten, zurück und zwang sie endlich, auf der Spitze der Sandinsel

niedergekauert, ohne warme Speise zu bereiten, die Nacht zuzubringen, während er selbst, wohlbewaffnet zwar, aber fieberschwach, die ganze feuchte Nacht hindurch Wacht hielt. Allein, unter einem Schwarme halbwilder oder treuloser Menschen, gingen die traurigsten Bilder durch seine Seele, und schmerzliche Gefühle bemeisterten sich seiner um so mehr, als er schon seit zwei Tagen wieder beständige Febricitation und gegen Abend zunehmenden Frost bemerkt hatte, eine Krankheit, deren Ausbruch wahrscheinlich durch die Anstrengung jener Nacht beschleunigt wurde.

Ohne seinen Wunsch erfüllt zu sehen, einige der gefürchteten Umáuas zu Gesicht zu bekommen, sollte er endlich am 28. Januar, acht Tage nach der Abreise von den Miranhas, das Ziel seiner Reise erreichen.

Zwischen gefährlichen Klippen, im steten Kampfe mit der zunehmenden Strömung, gelangten sie an eine kleine Felseninsel, neben welcher der Rio dos Enganos von Norden her in den Yupurá fällt. Der Hauptfluss wird an der Südseite der Insel auf die Breite eines Büchsenschusses eingeengt, und

braust schnell an einer Granitwand hin, die, mit dichtem Gebüsche von Rohrpalmen, grossblättrigen Farnkräutern, Aronstauden und Carludovica überwachsen, einen grotesken, überaus frischen Anblick darbietet, dergleichen *Martius* schon lange, wohl seitdem er die felsigen Urwälder von Ilheos durchwandert, nicht mehr gehabt hatte. Hitze, Mosquiten und Krankheit hielten ihn aber in der verdunkelten Cajüte zurück, bis ihn am Nachmittag das jubelnde Geschrei der Indianer: „Hier ist Arara-Coara (das Araraloch)!" hervorrief.

Der Fall bot zwar bei der dermaligen Entleerung ein minder gewaltiges Bild des siegreichen Elementes dar, welches hier einen Berg durchbrochen, vielleicht aber war es um desto wilder und düsterer. Gigantische, abgerundete Felsentrümmer von glänzend dunkelbrauner Oberfläche lagen, wie ein steinernes Meer, an beiden Ufern bis zur senkrechten Felswand und ausserhalb der Schlucht tief landeinwärts im Walde, so dass hier das Hochwasser wohl dreimal so weit ausgebreitet durchstürzen mag.

Tief ergriffen vom Schauder dieser wil-

den Einsamkeit, entwarf *Martius* eine Zeichnung davon, und während sich dabei alle Schrecknisse einer der Menscheit fremden, starren Wildniss seiner Seele bemächtigten, fühlte er sich von einer unaussprechlichen Sehnsucht nach Menschen, nach dem gesitteten, theuren Europa ergriffen. Mit diesen Gefühlen und seinem wieder ausgebrochenen Fieber, daher auch von dem Gedanken gepeinigt, dass er gerade in dieser merkwürdigen Gegend den Anstrengungen einer Forschungsreise nicht mehr gewachsen sei, zog er sich dann in die verschlossene Cajüte zurück. Die gesunden Indianer hatte er nach dem nördlichen Theile des Berges abgeordnet, um sich Kunde von dem Wege dahin bringen zu lassen, so dass der europäische Soldat mit den Kranken seine einzige Umgebung ausmachte. Während dieser Elende ihn schlafend wähnte, spiegelte er den Indianern vor, dass *Martius* noch über die Katarakte hinaus zu den Spaniern zu reisen beabsichtigte, und forderte sie auf, ihm nicht weiter Folge zu leisten, sondern ihn zur Rückkehr zu zwingen oder auf einer Insel im Strome auszusetzen. Die Indianer hörten

ihn schweigend an, *Martius* selbst aber entwaffnete den Verrath, indem er bei anderer Veranlassung erklärte, dass er die Rückreise von Arara-Coara aus beschlossen habe. Auch würde er schon am nächsten Morgen wieder umgekehrt sein, hätten nicht die zurückkommenden Indianer Kunde von der Leichtigkeit, den Berg zu besteigen, und von der Anmuth des Weges gebracht. Mit Tagesanbruch verliess er daher die Fahrzeuge unter sicherer Bedeckung und begab sich nach dem von drei Arten von Chinarinden-Bäumen überraschend reichen [24]) und eine grossartige Scenerie darbietenden Plateau von Arara-Coara, wo sich auch endlich einmal wieder — denn es war eine seit Monaten vermisste Erscheinung — lichtblau und wolkenblau der heitere Himmel über seinem Haupte wölbte.

Wäre auch *Martius* durch die aufrührerischen Bewegungen unter seinen Begleitern noch nicht zur Rückreise bestimmt worden, so musste er dies durch die Fieberkrankheit werden, von der er sich zwar nach heftigem Erbrechen und bei grossen Dosen von Chinin etwas erleichtert fühlte, die aber doch die

Gefahr seiner Lage in einer Wüstenei, so weit entfernt von menschlicher Hülfe, sehr vermehrte. Am 31. Januar brach er daher unter lautem Jubel der Indianer auf und fuhr schnell stromabwärts, um nach drei Tagereisen, während welcher *Martius* von seiner Mattigkeit an's Lager gefesselt wurde, bei den Miranhas wieder einzutreffen. Als er gegen Mitternacht in die dunkle Hütte ihres Häuptlings trat, vernahm er zum grössten Schrekken ein Geächze und Röcheln, als lägen hier lauter Sterbende! Schnell zündete er eine Lampe an und erblickte nun bei deren Scheine die ganze Mannschaft vom heftigsten Fieber ergriffen und den Capit. Zany bereits dem Tode nahe! Derselbe hatte, von Fiebergluth verzehrt, einen grossen Vorrath von Essig als Limonade verbraucht und dadurch seinen Zustand verschlimmert. Auch das Fahrzeug, das aus einem Baumstamme zu zimmern angefangen worden, war noch unvollendet, und der Häuptling noch immer nicht zurück. So theilten sich nun die Geschäfte unseres Reisenden in die eines Krankenwärters und Schiffsbauers.

Eines Tages ertönten die Holzpauken

von der südlichen Seite des Stromes herüber und bald darauf sah man eine Menge kleiner Nachen über den Strom kommen: es war der Häuptling, der mit seinem Kriegerhaufen und den erbeuteten Gefangenen endlich zurückkehrte. War auch bei *Martius* das Gefühl durch so viele grässliche Anblicke der letzten Zeit und das eigene Elend abgestumpft, so musste er sich doch sagen, ein Schauspiel solch' gräulicher Erniedrigung und Entmenschung, als sich ihm jetzt darbot, hatten seine Augen vorher nicht gesehen. Die Indianer trugen noch alle Spuren roher Siegeslust und höher entflammter Wildheit in ihren verunstalteten Gesichtern. Von Schweiss glänzend, rothe und schwarze Flecke über Brust und Bauch ausgegossen, schwarze Binden und Schnörkel auf die Schenkel und Füsse gemalt, in den Nasenflügeln runde Schälchen oder ganze Muscheln, in dem Nasenknorpel und in den Ohren ein Rohrstück, um den Kopf einen Ring bunter Federn tragend, — so schwangen sie ihre schweren Keulen von schwarzem Palmenholze oder einen Bündel von Wurfspiessen, deren vergiftete Spitzen in einem Rohrfut-

terale staken, und stiessen die Gefangenen, besonders Weiber und Kinder, unmenschlich vor sich hin. Diese wankten unter der Last von Tapioca, Beijús und Hängematten, der Beute, welche ihnen die Sieger in grossen Bündeln an einem Gurte um die Stirne übergehängt hatten, und schritten ohne ein Zeichen von Trauer, aber in dumpfer Versunkenheit, einher. Sie wurden in einer benachbarten Hütte untergebracht und durften alsbald frei umhergehen, mit Ausnahme eines rüstigen Mannes, dessen Füsse in den Troncs (einen durchlöcherten Baumstamm) gesteckt wurden, weil er zu fliehen versucht hatte. Die Sieger traten in die grosse Hütte, wo sie einige Stunden lang vor dem Häuptlinge gleichsam in Parade ausruhten und in eifrigem halblauten Gespräche wahrscheinlich das Schicksal der Gefangenen verhandelten. Man überliess diese Unglücklichen während der ersten Tage dem Hunger und jedem Elende, bis sie unter die Theilhaber des Streifzuges vertheilt und von diesen an den Häuptling verkauft wurden. Dieser liess unserem Reisenden verdolmetschen, indem er ihn grässlich angrinzte und auf die Hütte

der Gefangenen deutete: er habe seine Sache wohl gemacht. Ohne Zweifel hatte er der Ankunft der Weissen keinen anderen Grund geliehen, als den, Gefangene von ihm einzuhandeln; er konnte es daher auch kaum fassen, als ihm *Martius* für den Federschmuck, die Waffen und ein schönes, fächerförmiges Farnkraut, welche er diesem überreichte, ebenso viel Beile und Messer gab, als er für die Gefangenen erwartet hatte. Er fügte nun seinem Geschenke noch fünf junge Indianer, zwei Mädchen und drei Knaben, bei. Von diesen unglücklichen Geschöpfen, die *Martius* um so lieber aus den Händen des Unmenschen annahm, als sie sonst einem gewissen Tode entgegen gegangen wären — sie waren bereits sämmtlich fieberkrank — ward das älteste, ein Mädchen mit nach München gebracht, zwei andere übergab *Martius* dem Militärcommandanten von Ega und dem Ouvidor von Pará, die übrigen zwei, welche schon den Keim des Todes in sich trugen, starben leider während der Reise.

Der Häuptling sah sich mit Verdruss in dem Nutzen seiner Menschenjagd getäuscht;

er hatte gehofft, alle Gefangenen zu verkaufen. Da ihm diess nicht gelang, so liess er seinen Unmuth den Unglücklichen entgelten, die mit grausamer Gleichgiltigkeit behandelt wurden und wahrscheinlich binnen Kurzem ein Opfer der Vernachlässigung und des ungesunden Aufenthaltes geworden sind.

Natürlich musste auch die Rückkehr vom Beutezuge entsprechend gefeiert werden, und zu diesem Zwecke trafen, von Holzpauken gerufen, die benachbarten Familienväter mit Weibern und Kindern ein. Als es Nacht geworden war, sahen sich daher unsere Reisenden von mehreren hundert Indianern umgeben. Eine wilde tobende Freude bemächtigte sich derselben, und beim Scheine zahlreicher Feuer, die rings um die Hütten aufloderten, bereitete sich vor *Martius'* entsetzten Blicken ein Bild — nicht menschlicher, sondern höllischer Art: ein Tanz wüster, von Siegeslust und Sinnenrausch erhitzter Menschenfresser. Die Fremden zagten alle, denn der geringste Streit mit dieser entarteten Rotte hätte ihnen das Leben gekostet. *Martius* suchte sie zu ent-

waffnen, indem er soviel wie möglich von ihren vergifteten Wurfspiessen einhandelte; auch schien ihm diese List zu glücken, denn bald hatte er einen Nachen damit angefüllt, den er inmitten des Stromes vor Anker liegen liess; allein am andern Morgen forderten die Meisten ihre Waffen wieder zurück, indem sie durch den Häuptling sagen liessen, *Martius* hätte ihnen mit den Waffen den Unterhalt genommen. Umsonst hatte dieser dem Häuptlinge vorgestellt, dass der Lärm des nächtlichen Tanzes seinem kranken Gefährten schädlich werden könne, — alsbald ertönte eine höllische Musik von vier kleinen Pfeifen und einer Art Schalmei, die aus einem grossen Rohrstücke bestand, und verworrenes Geschrei erklärte den Anfang des Tanzes. Diese Festtänze dauerten alle Nächte hindurch fort, so lange sich *Martius* noch bei den Miranhas befand. Doch es wird dem Leser von grossem und, wegen der charakteristischen, nach Form und Inhalt trefflichen Bemerkungen, welche *Martius* daran knüpft, von doppeltem Interesse sein, ihn selbst hier berichten zu hören: „Wir brachten unter diesen Söhnen viehisch wilder Lust" — er-

zählt er — „die Nächte sorgenvoll und schlaflos zu; erst am Morgen, wenn sie sich in ihre Hängematten oder in das Bad zurückgezogen hatten, konnten auch wir uns der Ruhe überlassen. Während des Tages erblickten wir nur wenige der Unholde, sie hatten sich durch die Wälder und in die entlegenen Hütten zerstreut; aber mit Einbruch des Abends kamen sie von allen Seiten herbei und erfüllten den Platz zwischen dem Flusse und den Hütten mit ihrem monotonen Gemurmel, bis sie getrunken hatten, dann mit wildem Geschrei, und endlich mit den unmelodischen Pfiffen ihrer Instrumente und dem Lärm ihres Tanzgesanges. Noch trübt sich mein Gemüth wenn ich an die grässliche Entartung dieser Halbmenschen zurückdenke*). — Ich darf annehmen, dass wäh-

*) Ein schaudervolles Beispiel von Rohheit sah *Martius* eines Tages an einem halbjährigen Kinde ausüben. Die Mutter war gestorben, und die Stiefmutter hasste es so sehr, dass sie es verhungern lassen wollte. Als daher einmal das unglückliche Geschöpf durch sein wimmerndes Geschrei Nahrung forderte, warf die Kannibalin es voll Wuth auf einige glimmende Scheite des Heerdes, von wo es *Martius*, gerade eintretend, errettete und seinem alten Steuermanne zur Pflege übergab. Es

rend eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes unter diesen Wilden alle Erscheinungen ihres verwahrlosten Lebens an mir vorüber gegangen sind, aber ich empfand den Eindruck ihrer Umgebung so schmerzlich, dass die Erneuerung aller einzelnen Züge, in denen sich die Eigenthümlichkeit des rohesten brasilianischen Urmenschen hervorthut, nur peinlich sein würde. Die Ueberzeugung stellte sich vor Allem fest in mir, dass dieser Wilde von Gott, als dem gütigen Vater und Erzeuger aller Dinge, keine Vorstellung hat; dass nur ein böses, sich in jedem Verhängniss anders gestaltendes Wesen launenhaft und unversöhnlich sein Geschick beherrscht, dem er sich in blinder, bewusstloser Furcht unterwirft. Die Seele dieses gefallenen Urmenschen ist nicht unsterblich; sie thut sich nur in dem Bewusstsein des Seins, nicht in dem des Denkens kund, und nur Hunger und Durst mahnen an die Existenz. Eben deshalb wird das Leben nicht als hohe Gabe geachtet und der Tod ist gleichgiltig. Dieser endigt Alles; höch-

starb aber, schon ausgehungert, unterwegs und *Martius* liess es unterhalb der ersten Katarakte begraben.

stens leben Hass und Rache fort als quälende Gespenster. Das Band der Liebe ist schlaff, statt Zärtlichkeit Brunst, statt Neigung Bedürfniss; die Mysterien des Geschlechts entweiht und offen, der Mann aus Bequemlichkeit halb bekleidet, das nackte Weib Sclavin; statt der Scham Eitelkeit; die Ehe ein nach Laune wechselndes Concubinat; des Hausvaters Sorge sein Magen, nach dessen Füllung rohe Begierde; sein Zeitvertreib Völlerei und dumpfes Nichtsthun; seine Beschäftigung Regellosigkeit; der Weiber Schaffen blind und ohne Ziel; ihre Freuden schnöde Lust; die Kinder der Eltern Bürde, darum vermieden; väterliche Neigung aus Berechnung, mütterliche aus Instinct; Familienvater ohne Sorge und Ansehn; Erziehung äffische Spielerei der Mütter, blinde Sorglosigkeit des Vaters; statt kindlichen Gehorsams Furcht; Emancipation gegenseitig nach Gutdünken; dem Alter statt Ehrerbietung Trotz; der Kranke verwahrlost zur Entledigung der Gesunden; statt Freundschaft, Kameradschaft; Treue, so lange keine Versuchung; Verkehr im Schwanken des Eigennutzes; statt Recht die

Stimme des Egoismus; statt Patriotismus unbewusstes Vertrauen zu den Sprachverwandten, angeerbter Hass gegen fremde Stämme; Schweigsamkeit aus Gedankenarmuth; Unentschlossenheit aus blödem Urtheil; des Häuptlings Herrschaft aus Hülflosigkeit der Uebrigen, aber Alle weder fähig des wahren sittlichen Gehorsams, noch des Befehlens: so ist und lebt der Urmensch dieser Wildniss! Auf der rohesten Stufe der Menschheit, ist er ein beklagenswerthes Räthsel sich selbst und dem Bruder aus Osten, an dessen Brust er nicht erwarmt, in dessen Arm er, von höherer Humanität wie von einem bösen Hauche getroffen, hinschwindet und stirbt! ...“

Am 12. Februar verliessen *Martius* und der Capit. *Zany* den Hafen der Miranhas, einen Ort, von dessen schwermüthiger Einwirkung auf die Seele *Martius* sich erst nach der Rückkehr, in Europa, beim Anblicke menschlicher Würde und Grösse, geheilt fühlte. Der Gesundheitszustand hatte sich zwar gebessert, doch fürchtete *Martius* immer noch den Eintritt eines schleichenden Nervenfiebers bei seinem Gefährten, und theilte

die enge Cajüte nur in der Art mit ihm, dass er während der Nacht sich von ihm wegbettete und lieber dem Nachtthaue aussetzte, da sich die eigenen Fieberanfälle als eine geregelte Quartana darstellten. Das neue Fahrzeug, mit den Sammlungen beladen, nahm am ersten Tage viel Wasser und verursachte Sorge, bis *Martius* so glücklich war, die versteckten Ritzen zu finden, und es kalfatern lassen konnte. Auch empfanden jetzt die Indianer den krankhaften Einfluss der bisher ertragenen Mühseligkeiten, so dass sich *Martius* und *Zany*, dessen Zustand sich besserte, genöthigt sahen, jede Art von Dienstleistung selbst zu übernehmen. Dazu kam noch, dass sie, nachdem die Kataraktem glücklich passirt waren, von allen Indianern verlassen wurden, welche am oberen Yupurá oder dessen Beiflüssen zu Hause und ihnen von den verschiedenen Häuptlingen als Ruderer oder Jäger geliehen worden waren. So verringerte sich ihre Mannschaft an jeder Niederlassung und manche Nacht mussten sie zusehen, wie dieser oder jener, ohne seinen Lohn abzuwarten, seine wenige Habe ergriff und sachte aus

dem Bivouac in den Wald schlich, um nicht wiederzukehren. Branntwein, jene mächtige Panacee für alle Gemüthszustände des Indianers, war nicht mehr hinreichend vorhanden, um die Leute zu fesseln.

In Folge dessen kamen unsere Reisenden erst am 2. März wieder in Ega an, wo sich *Martius* von seinem wackeren Gefährten, dem Capit. *Zany* leider trennen musste, da dieser sich doch noch zu entkräftet fühlte, um nicht der Ruhe zu bedürfen. Auch ward hier *Martius* durch einen Brief seines Freundes *Spix* benachrichtigt, dass derselbe schon vor einigen Wochen auf dem Rückwege von der Grenze Ega verlassen habe, und diese Nachricht drängte zu möglichster Eile.

Der Solimoês befand sich jetzt in starker Anschwellung; alle Sandbänke waren von den gelblichen Fluthen bedeckt, welche das Fahrzeug so schnell stromabwärts trieben, dass sich *Martius* schon am zweiten Abend am Coarí befand. Ehe er hier jedoch an's Ufer kommen konnte, überfiel ihn ein furchtbarer Orcan, der die Wellen des Stromes wie ein Meer aufwühlte. Plötzlich brach das Steuerruder und stürzte mit demselben der

Steuermann von der Höhe der Cajüte in's Wasser. Zur grössten Freude unseres Reisenden ward jedoch der alte Mann, der ihm sehr werth geworden, gerettet, auch das Fahrzeug selbst glücklich in einer Bucht untergebracht, wo man das Ende des Sturmes abwartete. Es blieb nun kein Mittel, die Reise fortzusetzen, als in Alvellos ein neues Steuerruder zu suchen, wo *Martius*, nachdem er im See von Coarí noch ein zweites, seinem Boote den Untergang drohendes Gewitter überstanden, am nächsten Abend landete. Der Verlust wurde ersetzt, und dann über den spiegelglatten See, bei klarem Mondenscheine, an die Mündung zurückgekehrt. Kaum hatte hier *Martius* die Netze zwischen duftenden Myrtenbäumen aufhängen lassen und sich dem ersten Schlaf überlassen, als ihn ein banges Gefühl erweckte und zu dem Bivouac der Indianer trieb. Dort sah er, dass ihn alle Ruderer vom Yupurá und von Ega in der Stille verlassen hatten und nur drei Indianer von Pará zurückgeblieben waren. Dies sollte das letzte Abenteuer seiner beschwerlichen Reise sein. Obgleich die wenige Mannschaft das Fahrzeug

nur mit Mühe leiten konnte, gelangte *Martius* doch glücklich nach Manacapurú, wo er die Familie des Capit. *Zany* über dessen Schicksal zu beruhigen hatte. Hier stiess ein junger Jurí-Indianer zu seiner Mannschaft, welcher ihn auch nach München begleitete, leider aber diesen Wechsel des Klimas und der übrigen Aussenverhältnisse, wie seine Gefährtin, jene junge Miranha-Indianerin, mit dem Leben bezahlen musste.

Am 11. März hatte *Martius* endlich das Glück, in der Barra do Rio Negro seinen Freund *Spix* wieder umarmen zu können. Vor dem Tage ihrer Wiedervereinigung waren Briefe aus Pará eingetroffen, welche die baldige Abfahrt einer brasilianischen Escadre nach Lissabon meldeten, und sie bestimmten, ihren Aufenthalt abzukürzen, um mit diesen Schiffen die Rückkehr nach Europa bewerkstelligen und vor Eintritt des Winters das Vaterland erreichen zu können. Die Einschiffung der zahlreichen Sammlungen ward daher mit grösster Eile betrieben, und nach wenigen Tagen waren unsere beiden Freunde reisefertig. Am meisten Schwierigkeit verursachte der Transport einer be-

deutenden Menagerie, besonders von Affen, Papageien und Hoccos — es wurden davon einige achtzig Thiere nach Pará und sieben und fünfzig nach München gebracht — sowie mehrere hundert der merkwürdigsten lebenden Pflanzen, welche in Körben von Schlingpflanzen rings um das Canoe befestigt wurden, wo sie freilich von den Wechselfällen einer langen und stürmischen Reise viel zu leiden hatten.

Dieselbe ward nicht direct gemacht, sondern mit einem, leider nicht von der Witterung begünstigten Abstecher zu den kriegerischen, an den waldreichen Ufern des Rio Madeira wohnenden Mundrucûs- und Mauhés-Indianern, die übrigens unsere Reisenden auf's Freundlichste aufnahmen. In der Missions-Station der letzteren fand *Martius* in der Palmenhütte des Paters zu seinem Erstaunen Lissaboner Zeitungen, aus denen er nur leider auch den Tod des ehemaligen Präsidenten der münchener Akademie der Wissenschaften, Friedr. Heinr. *Jacobi*'s, erfuhr.

Aus dem Rio Madeira gelangten die beiden Freunde durch den Irariá und den Furo

de Limâo eine halbe Meile oberhalb der Villa Nova da Rainha wieder in den Amazonenstrom zurück, dessen beträchtliche Anschwellung grosse Vorsicht erheischte. Indessen gelang es doch, obgleich sie ein unkundiger Pilot auf der Fahrt von Obydos nach Santarem in einer Stromenge einem Sturme aussetzte, zunächst die, eine Tagereise unterhalb des letztgenannten Ortes gelegene Villa Almeirim glücklich zu erreichen. Dort sollte *Martius* zum letzten Male in Amerika einen Berg besteigen. „Mit einem wehmüthigen Gefühle" — sind seine eigenen Worte — „überschaute ich von ihm aus nochmals die grosse Landschaft des Amazonas. Vor mir im Süden die üppige, glänzend grüne Waldung, deren Saum mit dem duftigen Horizonte zusammenfloss, näher der Strom, der einem Meerarm gleich, sein gewaltiges Gewässer nach Osten in die unübersehbare Wasserebene hinausführte, über mir, durch schwere Regenwolken hervorblickend, der dunkelblaue Tropenhimmel, und das ganze, grossartige Bild von einer glühenden Sonne beherrscht, die eben nach Westen hinabsank. Ich segnete im Geiste

jene zukünftigen Jahrhunderte, welche den herrlichsten Strom der Erde von gebildeten, freien und frohen Menschen bewohnt sehen werden,[25]) und unter heissem Danke, der waltenden Liebe dargebracht, welche mich durch so viele Gefahren auf und an ihm schützend geleitet hatte, stieg ich wieder zu seinen gelblichen Fluthen hinab.“

Bei Gurupá ward der Weltstrom verlassen und in das Gebiet gesteuert, welches durch regelmässige Ebbe und Fluth die Herrschaft des Oceans anerkennt. Zum zweiten Male vertieften sich *Spix* und *Martius*, mit den Ebben abwärts schiffend, in die labyrinthischen Canäle zwischen der Insel Marajo, noch einmal irrten sie in den qualmenden Wäldern dieser feuchten Gründe umher, glücklich schifften sie über die stürmische Mündung des Rio Tocantins, begrüssten wiederum die Niederlassungen in den düsteren Waldungen am Igarapé-mirim und an den reinlichen Gestaden des schwarzen Mojú, und liessen endlich zum letzten Male in einer trüben Nacht, am 16. April, den wohlgeprüften Anker im Hafen von Pará fallen . . .

Von den Mühseligkeiten einer neunmonatlichen Reise in die Stille des einsamen Landhauses zurückgekehrt, konnten sie dennoch diejenige Ruhe nicht finden, welche ihr schwacher Gesundheitszustand wünschenswerth gemacht hätte. Die Sammlungen, welche sie von ihrer weiten Expedition mitgebracht, dehnten sich, für die Verladung vorbereitet, zu einer sie selbst überraschenden Masse aus*) und waren der Gegenstand einer lebhaften Bewunderung der Städter, welche schaarenweise nach dem Landhause wallfahrteten, um den Reichthum des ihnen selbst so wenig bekannten Vaterlandes in Augenschein zu nehmen. Auf der andern Seite fesselte unsere Reisenden immer noch die üppige Majestät dieses Aequatoriallandes, welches bei jeder Excursion in die Wälder von Pará oder auf die niedrigen Inseln

*) Abgesehen von den ethnographischen Gegenständen enthielt die zoologische Ausbeute für die Cabinette der münchener Akademie der Wissenschaften 85 Arten Säugethiere, 350 Arten Vögel, 130 Arten Amphibien, 116 Arten Fische, 2700 Arten Insecten, 80 Arten Arachniden und ebensoviel Crustaceen, die botanische Ausbeute 6500 Pflanzenarten.

des umliegenden Archipels neue Merkwürdigkeiten darbot.

Der Convoi, mit dem sie nach Europa zurückkehren konnten, bestand aus fünf Fahrzeugen: zwei Dreimastern, zwei Brigs und einem bewaffneten Schooner, von der Regierung behufs der Escorte ausgerüstet. *Spix* und *Martius* mietheten sich zur Ueberfahrt in der „Nova Amazona“, einem neuen, wohlgebauten Dreimaster, ein, liessen dann die nicht ohne Schwierigkeiten verpackten Sammlungen nach und nach an Bord bringen und sagten am 13. Juni ihren zahlreichen Freunden in Pará Lebewohl, um sich des folgenden Tages dem flüssigen Elemente wieder zu übergeben, das sie aus der neuen Welt, wo sie eine Strecke von fast 1400 geogr. Meilen durchreist hatten, in's Vaterland zurückbringen sollte.

Am 18. Juni befanden sie sich abermals auf den dunkelblauen Fluthen des hohen Meeres. Ihre Wünsche, Neigungen und Hoffnungen zwischen dem alten und dem neuen Continente theilend, überliessen sie sich der Führung des sicheren Schiffes und gaben sich allen jenen herrlichen Eindrücken hin,

womit eben eine Fahrt auf dem tropischen Ocean Sinn und Gemüth bereichern kann. Leider wurden diese Genüsse bald verkümmert, denn unsere Reisenden befanden sich unter der Tyrannei eines Capitäns, dessen Benehmen nur durch Geiz, Eigennutz und geflissentliche Nichtachtung aller sittlichen Verhältnisse geleitet schien. Man entzog ihnen unter dem Vorwande, dass die Reise anscheinend sehr lange dauern würde, den Gebrauch des Wassers und gewisser Mundvorräthe, welche sie auf eigene Kosten eingeschifft hatten, suchte die Sammlungen, besonders die von lebenden Gegenständen, zu beschädigen, und erlaubte sich überhaupt jede Art von Willkür. In Folge dieser Behandlung hatten *Spix* und *Martius* den Kummer, zwei ihrer indianischen Begleiter dahinsterben zu sehen, und sie selbst wurden beide von Leberkrankheiten ergriffen. Wie gross war daher die Freude, als sie nach 67 langen und bangen Tagen das erste Gebirge Europas erblickten! Nachdem sie noch einem nordamerikanischen Kaper glücklich entgangen waren, betraten sie endlich am 24. August, tief bewegt, den vaterländischen

Boden wieder. Kaum waren sie jedoch in Lissabon angelangt, als in Portugal politische Unruhen ausbrachen, welche sie zwangen, das Land so schnell als möglich zu verlassen.

Nachdem es, freilich nur nach vielen Unannehmlichkeiten und Beschwerden, gelungen war, die Sammlungen aus dem Zollhause zurückzuerhalten, von wo aus dieselben auf einem österreichischen Fahrzeuge nach Triest abgesendet wurden, reisten *Spix* und *Martius* am 10. October von Lissabon ab, hielten sich einige Zeit in Madrid auf und nahmen dann ihren Heimweg über Lyon und Strassburg, von welch' letzterer Stadt aus *Martius* die glücklichen Eltern in Erlangen bat, ihm nach München entgegen zu eilen. Unaussprechlich war die Freude des Wiedersehens, als die Eltern den bereits fast als todt beklagten Sohn am 10. December 1820 wieder umarmen konnten. Da von ihm besonders in den Jahren 1819 und 1820 fast gar keine Nachricht eingetroffen war, so hatte namentlich das Mutterherz viel gelitten. Mit welcher ängstlichen Spannung war von der Mutter jedes Frühjahr das Aufgehen des

Blumensamens erwartet worden, mit dem sie unter Gebeten den Namen des geliebten Sohnes im Garten ausgesäet hatte! Die Blumen blieben nun zwar nicht aus, aber die Briefe: also immer noch Grund genug zu Sorge und Angst. Auch starb mittlerweile ihr Vater, und zwar „an demselben Tage, an welchem dem so weit entfernten Enkel — dieser befand sich gerade bei der wildesten Indianerhorde — ein entsetzlicher Traum eine Ahnung von diesem Todesfalle beigebracht hatte“. [26])

Noch am Tage der glücklichen Heimkehr von ihrer Reise wurden *Spix* und *Martius* durch die Mittheilung officiell begrüsst, dass ihnen der König das Ritterkreuz des Civilverdienstordens verliehen habe, und einige Tage darauf erhielt *Martius* noch die Ernennung zum ordentlichen Mitgliede der Akademie der Wissenschaften und zum zweiten Conservator des botanischen Gartens. Mit Recht bemerkt hierzu Dr. A. W. *Eichler* in seinem durch die Augsb. „Allg. Ztg.“ veröffentlichten, auf's Liebevollste geschriebenen und wegen der darin bekundeten genauen Sach- und Personenkenntniss noch mehrfach anzuziehenden Nekrologe über *Martius:* „Er war jetzt erst 26 Jahre

alt, und so stand der Jüngling mit wohlgegründetem Namen, voll sicherer Aussicht und fest, auf einem Boden, welchen das Geschick in der Regel auch dem tüchtigen Manne erst nach langem und oft hartem Ringkampfe mit allerlei Hindernissen in der Reife des Mannesalters zu gestatten pflegt. Neidlos nennt deshalb die Menschheit solche Gewähr ein gutes Glück."

Und welch' ein Gewinn, welch' eine Schule für seinen empfänglichen, wissens- und thatendurstigen Geist war jene Weltreise mit ihren überschwänglich reichen, schöpferisch umbildenden Erfahrungen gewesen! Es begegnet uns bei *Martius*, was wir auch bei anderen Naturforschern finden — man denke nur an einen Alex. v. *Humboldt* —: dass es die Fülle, die Grösse, die Erhabenheit der Naturanschauungen ist, was den Geist zum Forscher weiht. Sie erweitert den Sinn, sie fesselt die bewegliche Empfänglichkeit, sie schärft zur Hingabe an das Object, sie verhilft zu eindringlicher Selbstständigkeit, sie gewährt den Untersuchungen reicheren Stoff, den Betrachtungen neue Tiefen, dem Urtheile breiteren Maassstab.

Ja, Wilh. *v. Humboldt* hatte Recht, wenn er sagte:

„Nur wer die meisten Gestalten der vielfach umwohneten Erde,
Die er wandernd ersah, eifrig bewegt im Gemüth,
Der hat klarer erkannt die erhab'nen Gedanken der Schöpfung,
Der hat des Lebens Quell tiefer und voller geschöpft.“

Und doch stehen alle diese Vortheile wohl zurück gegen jene, welche die Reisen in ferne, noch wenig durchforschte Länder der Ausbildung des Charakters gewähren. Sie sind zugleich die beste Schule für moralischen Muth, für Besonnenheit, für kluge Beurtheilung des Möglichen, des Unerreichbaren, für Geistesgegenwart, für geizige Nützung des Augenblicks, für unermüdlichen Fleiss und standhafte Verfolgung klar erkannter Zwecke. Wie ein Feldherr muss der Naturforscher auf solchen Reisen Taktiker und Stratege sein. Und in den Stunden tiefster Vereinsamung, fern von dem civilisirten Europa, wenn er aus dem weglosen Ocean unabsehbarer Fluren zur Majestät des tro-

pischen Sternenhimmels aufblickt, wenn im Dunkel des Urwaldes sein Auge auf dem nackten Indianer haftet, hat er Musse zur ethischen Selbsteinkehr . . . Daher mögen wir auch uns und der Wissenschaft Glück dazu wünschen, dass es *Martius* vergönnt war, „umgeben zu sein von jener so mächtigen, aber selbst durch ihren innern Streit wohlthätigen Natur“ und unter stählender Mühsal so viel, so Grosses, so Einziges zu schauen! [27]) Unter dem Funkeln und Leuchten des südlichen Kreuzes waren ihm auch die, seinem Fach-Studium mehr oder weniger fernliegenden Berührungen mit verschiedenen anderen Gebieten der Wissenschaft, wie besonders mit der Geographie, Ethnographie und Linguistik, erschlossen worden: kurz, er war ausgezogen, um ein Capital menschlichen Wissens, menschlicher Erfahrungen heimzubringen, zu dessen Verwerthung er allerdings, wie er gethan, den grössten und besseren Theil seines Lebens benutzen musste. Und somit hatte zugleich die Reise nach einer andern Erdhälfte und durch jenes Land mit seiner bunten Pflanzendecke, seinem mannigfaltigen Thiergewimmel, sei-

nen Völkern in allen Graden der Entwickelung, seinen Menschen in allen Abstufungen der Bildung, des Wissens und des Glaubens die fernere wissenschaftliche Thätigkeit des jungen Gelehrten entschieden. Er hat sich mit Brasilien beschäftigt, wie dies eingehender wohl kaum ein zweiter Schriftsteller hinsichtlich eines fremden Landes gethan; er hat es aber auch geliebt, wie sein zweites Vaterland,*) hat dessen Schicksal stets mit dem wärmsten Interesse verfolgt und mit

---

*) Mit Unrecht ist ihm dies vielfach zum Vorwurf gemacht worden, denn wie begeisterungsvoll *Martius* dabei vor Allem an der *deutschen Nation* hing, erhellt am besten aus einer Stelle der Denkrede über *Berzelius*, wo er sich folgendermaassen vernehmen liess: „Diese wohlthuende Erscheinung weckt bei dem Redner die Erinnerung an einen andern edlen Sohn des Nordens, an *Thorwaldsen*, der dastand, ebenso kräftig, aber wohl noch schöner, mit offenerem Gepräge des schaffenden Geistes. In solchen durchaus gesunden Persönlichkeiten mögen wir Deutsche gerne den ungebrochenen reinen Typus gemanischer Natur begrüssen, und zu der Verehrung des Genius, ob er auf dem Felde der Wissenschaft, ob er auf dem der Kunst schöpferisch walte, gesellt sich die stolze Freude an einer, wenn auch fernen Stammgenossenschaft. Ja, mit doppelter Innigkeit *halten wir fest an dem Gedanken höherer Stammes-Einheit der teutonischen Völker in einer Gegen-*

ihm bis an's Ende seiner Tage den ausgebreitetsten und lebendigsten Verkehr gepflegt.

Seine äussere Stellung erfuhr in den der brasilianischen Reise zunächst folgenden Jahren keine wesentliche Aenderung; als aber im Jahre 1826 nach der Thronbesteigung König *Ludwig*'s I. die Universität von Landshut, wohin sie im Jahre 1800 von Ingolstadt übergesiedelt war, nach München verlegt wurde, erhielt *Martius*, der sich inzwischen auch überaus glücklich verheirathet hatte, die Professur der Botanik an derselben. Zu diesem Amte, dem er bis zum Jahre 1854 vorstand, war er mit seinem mittheilsamen Wesen und seinem steten Bedürfnisse nach einem regen Gedankenaustausche wie geschaffen. Wenn der deutsche Universitäts-Lehrer überhaupt schon, vermöge des Wesens und der Gesammtrichtung unseres akademischen Lebens, mit seinem Schülerkreise in einem in-

---

wart, wo das den Deutschen missgünstige Princip der Weltgeschichte — der Daemon antigermanicus — Völker zu spalten versucht, die in der Erbschaft Eines Blutes und Eines Geistes zur Brüderlichkeit zusammengehören!" (Vgl. auch in der III. Abth. den Schluss des 6. Briefes.)

nigen geistigen Verbande stehen muss, so fand daher *Martius* auch in sich die moralische Nöthigung, diesen Wechselverkehr stets zu erhalten. Und dass er es dabei auch nicht unterlassen, den jugendlichen Geistern sobald sich dazu eine Gelegenheit bot, von den allgemein menschlichen Gütern: dem Rechte, der besonnenen gesetzlichen Freiheit, wie von der Herrlichkeit der Wissenschaft zu sprechen, ist schon aus einer in die Gedächtnissrede auf seinen Collegen Jos. Gerh. *Zuccarini* eingeflochtenen herrlichen Betrachtung[28]), zu schliessen. Ich lasse dieselbe hier folgen:

„Bei einer oberflächlichen Ansicht von dem Wesen naturwissenschaftlicher Studien und von derjenigen Gemüthsverfassung, die den Naturforscher bedingt, möchte es vielleicht scheinen, als habe dieser keine moralische Veranlassung, keinen Beruf, über den Standpunkt seiner stillen, an und für sich so harmlosen Naturstudien hinauszublicken auf die grosse, ihn umgebende Menschenwelt, und auf die allgemeinen Fragen, die von jeher die Menschheit auf dem Gebiete des Rechts und der Politik bewegt haben

und noch bewegen. So ist es aber nicht; in jedem Momente seiner Berufsthätigkeit wird der Naturforscher auf jene erhabenen Ideen hingewiesen, um die sich die menschlichen Geschicke drehen, wie um ihre ehernen Angelpunkte: auf *Wahrheit* und auf *Treue!* Was wäre ein Naturforscher ohne Wahrheit und Treue? Die Liebe zur Wahrheit muss vor seinem Geiste die Trugbilder vorgefasster Meinungen, Theorien und einseitiger Auffassung zerstreuen, damit er das Gegenständliche in seiner nackten Klarheit erkenne. Die Treue muss in jedem Augenblicke ihn mahnen, dass er sich nicht verlocken lasse, irgend etwas Anderes zu berichten, als was er wirklich beobachtet. Wo nicht, so ist es um das Vertrauen auf ihn gethan; — sein Lohn ist alsobald dahin. Zumal in unserer so regsamen Zeit, wo jeder Forschung die Controlle auf dem Fusse nachfolgt, wird er ohne Treue die Wissenschaft über sich als schwarze Nemesis walten sehen, wie sie sein glänzendes Gebäude zertrümmert, ihn selbst aber durch den Fluch des creditlosen Mannes vernichtet. Dem Geschichtschreiber mag es gestattet sein, sein Werk

nach einer gewissen Richtung, mit einer subjectiven Gesinnung zu fördern; — der Naturbeschreiber dagegen darf nur die Gesinnung objectiver Treue bethätigen."

Das sind goldene Worte, die namentlich auch so manchem populär — naturwissenschaftlichen Schriftsteller zur Beherzigung dringend zu empfehlen wären. Was wird nicht oft der Natur angedichtet, in das Leben der organischen Natur besonders hineingetragen, um nicht zu sagen hineingelogen, damit der Leser angezogen und gefesselt wird! und doch verträgt sich wissenschaftliche Treue sehr wohl mit einer gemüth- und poesievollen Darstellung, können Naturbeschreibungen, wie Al. *v. Humboldt* in seinem „Kosmos" (II. Bd., S. 74) ausdrücklich bemerkt, scharf umgrenzt und wissenschaftlich genau sein, auch ohne dass ihnen darum der belebende Hauch der Einbildungskraft entzogen bleibt. Jeder Erdstrich bietet die Wunder fortschreitender Gestaltung und Gliederung, nach wiederkehrenden oder leise abweichenden Typen, dar; allverbreitet ist das furchtbare Reich der Naturmächte, welche den uralten Zwist der Elemente in der

wolkenschweren Himmelsdecke wie in dem zarten Gewebe der belebten Stoffe zu bindender Eintracht lösen. Sollten sich daher nicht alle Theile des weiten Schöpfungskreises, vom Aequator bis zur kalten Zone, überall wo der Frühling eine Knospe entfaltet, einer begeisternden Kraft auf das Gemüth erfreuen? Aber „das Dichterische muss aus dem geahnten Zusammenhange des Sinnlichen mit dem Intellectuellen, aus dem Gefühl der Allverbreitung, der gegenseitigen Begrenzung und der Einheit des Naturlebens hervorgehen. Je erhabener die Gegenstände sind, desto sorgfältiger muss der äussere Schmuck der Rede vermieden werden. Die eigentliche Wirkung eines Naturgemäldes ist in seiner Composition begründet; jede geflissentliche Anregung von Seite dessen, der es aufstellt, kann nur störend sein. Wer, mit den grossen Werken des Alterthums vertraut, in sicherem Besitze des Reichthums seiner Sprache, einfach und individualisirend wiederzugeben weiss, was er durch eigene Anschauung empfangen, wird den Eindruck nicht verfehlen; er wird es um so weniger, als er, die äussere, ihn umgebende Natur

und nicht seine eigene Stimmung schildernd, die Freiheit des Gefühls in Anderen unbeschränkt lässt.“ *Goethe* ging sogar so weit — und zwar mit vollem Recht —, sich einen wirklich grossen Naturforscher ohne die „hohe Gabe der Einbildungskraft“ gar nicht denken zu können. Aber auch er meinte[29]) „nicht eine Einbildungskraft, die in's Vage geht, und sich Dinge imaginirt, die nicht existiren, sondern eine solche, die den wirklichen Boden der Erde nicht verlässt, und mit dem Maassstabe des Wirklichen und Erkannten zu geahnten und vermutheten Dingen schreitet. Da mag sie denn prüfen“, fügte er hinzu, „ob denn dieses Geahnte auch möglich sei und ob es nicht in Widerspruch mit anderen bewussten Gesetzen komme. Eine solche Einbildungskraft setzt aber freilich einen weiten, ruhigen Kopf voraus, dem eine grosse Uebersicht der lebendigen Welt und ihrer Gesetze zu Gebote steht.“ Nun, dieser Bedingung konnte nicht blos *Goethe* und *Humboldt*, ihr vermochte auch *Martius* zu entsprechen, dessen Einbildungskraft der Erstgenannte wiederholentlich gerühmt hat.

Aber die wahre Wissenschaft weitet auch

das Herz, und so trug nun *Martius*, wie gesagt, jene in der oben mitgetheilten Betrachtung ausgesprochene Ueberzeugung von seinem Beruf als Forscher auch auf den als Lehrer über. Er war daher bemüht, in der ihm nahestehenden akademischen Jugend zugleich mit der Liebe zur Wahrheit auch die Treue zu pflegen, welche immer eins ist mit dem redlichen Festhalten am Rechten und an der gesetzlichen Ordnung.

Im Lehrvortrage war *Martius* von grosser Anschaulichkeit, Beweglichkeit, Anregung und — wie dies bei seinem offenen Sinne für das Schöne natürlich war — auch Anmuth. Er richtete die Aufmerksamkeit seiner vielen und begeisterten Zuhörer auf das Wesentliche und beschränkte jene Mannigfaltigkeit der Thatsachen, die oftmals den Sinn des Schülers zu verwirren droht. Nicht durch trockene logische Begriffsentwickelungen, sondern durch die Gewalt einer höheren Induction uud durch die Prägnanz wohlgewählter Beispiele suchte er das Verständniss zu begründen, das Urtheil zu schärfen.

Da ferner der Lehrer der Botanik durch

den Inhalt seiner Wissenschaft selbst auf eine peripatetische Methode hingewiesen ist, so benutzte *Martius* auch insbesondere die mit seinen Schülern unternommenen Wanderungen in der Umgegend von München, die manchmal bis in's Gebirge ausgedehnt wurden, um aus der Naturanschauung das Wissen zu befruchten und ihm auch praktische Seiten abzugewinnen, denn diese verlor er, obgleich vorwiegend der idealen Richtung zugeneigt, doch niemals ganz aus den Augen, wie er denn u. a. im Jahre 1846 auch ein „Sendschreiben über die Kartoffelkrankheit“ (Utrecht und Düsseldorf) veröffentlichte.

„Ein wirkliches Studentenfest war lange Jahre ein Ausflug zur *Linnaeus*-Eiche, nach dem 2 1/2 Meilen von München entfernten Ebenhausen, die Isar aufwärts, welche, dort noch ein Bergstrom, die steilen Halden raschen Falles durchzieht. Dort reihten sich nach dem erfrischenden und lehrreichen Morgenmarsche, laub- und blumengeschmückt, die Jünger an offener langer Tafel, den Meister, Collegen und Freund an der Spitze; sinnige Ansprachen, dichterische Scherze

und kräftige Lieder begleiteten das Mahl und den Heimgang. Unleugbar wurde damals die Botanik mit regerem Gefühle, mit mehr Herzenslust getrieben, und sicher nicht zum Nachtheil der Wissenschaft. Mehr als ein Schüler von *Martius* ist eine Zierde derselben geworden; Al. *Braun*, Hugo *v. Mohl*, C. *Schimper*, *Sendtner*, *Spring* u. a. sassen zu seinen Füssen.“ (*Eichler* a. a. O.)

Als im Jahre 1832 der greise *Paula v. Schrank* seine Stelle am Botanischen Garten niederlegte, rückte *Martius* zu dessen erstem Conservator auf, und als solcher machte er ihn unter dem Beistande des überaus tüchtigen Gärtners Fr. *Weinkauff*, obgleich s. Z. das Budget des Gartens nur 4500 Gulden, also noch nicht ein Drittel des gegenwärtigen betrug, zu einer Muster-Anstalt von europäischem Rufe. Ausserdem wusste er aber auch — wie dies aus seinen Schriften ersichtlich (siehe insbesondere die „Amoenitates botanicae Monacenses“) — die Pflanzen desselben sowohl selbst zu nützen, als auch für Andere nutzbar zu machen. Die Veranlassung des Rücktrittes von jener Stellung gab der Bau des Palastes für die Industrie-Aus-

stellung im Jahre 1854: *Martius* hatte den Garten nur eben erst mit grosser Mühe neu geordnet und zum Theil umpflanzen lassen, als man den Plan fasste, den Glaspalast hineinzubauen, und da alle Gegenvorstellungen vergeblich waren, bat er um seine Quiescirung.

Hier sei auch gleich seiner grossen Verdienste gedacht, die er sich später um die baierische Gartenbau-Gesellschaft zu München erwarb. Nachdem besonders er sie im Jahre 1859 hatte begründen helfen, wurde er zu ihrem Vorstande gewählt, und blieb dies, immer fördernd und belebend wirkend, bis an sein Ende. Desgleichen war er lange Jahre hindurch Präsident der von seinem Vater mit in's Leben gerufenen kgl. baierischen Botanischen Gesellschaft zu Regensburg.

Dass überhaupt für ihn die Thätigkeit nicht nur die liebste Freude, sondern ein wirkliches Lebensbedürfniss zu sein schien, bewies aber, abgesehen von seinen noch näher zu besprechenden literarischen Arbeiten, vor Allem seine Wirksamkeit an der münchener Akademie der Wissenschaften. Ihm, der in so überaus zahlreichen persön-

lichen, zum Theil noch aus seiner Jugendzeit herrührenden, sowie ferner auch auf eigenen gelegentlichen Reisen nach Frankreich, Holland, England etc. angeknüpften Verbindungen und Bekanntschaften mit auswärtigen Gelehrten stand und seine in Folge dessen, wie selten, ausgedehnte Correspondenz unablässig zu unterhalten bemüht war, hat sie es vorzugsweise zu danken, wenn ihre und mittelbar die Staats-Bibliothek durch eine höchst bedeutende Menge oft seltener und prachtvoller Sammelwerke bereichert wurde.*) Seitdem *Martius* zum Secretär der mathematisch-physikalischen Classe erwählt worden war, konnte man tagtäglich den emsigen und ebenso ordnungsliebenden Mann

*) Was *Martius*' eigene wissenschaftliche Sammlungen anbetrifft, so fand sich in seinem Nachlasse ein von seiner Wittwe dem Könige von Baiern übersandtes Document, in welchem *Martius* die Bitte aussprach: sein reichhaltiges Herbarium nebst einer Droguen-, Holz-, Frucht- und Samensammlung durch den Staat ankaufen zu lassen. Daraufhin ermächtigte der König das Cultusministerium die nöthigen Einleitungen behufs Ankaufs der gedachten Sammlungen zu treffen. Derselbe steht daher wohl ausser Zweifel. Möchte auch *Martius*' kostbare Bibliothek dem deutschen Vaterlande erhalten bleiben!

in seinem akademischen Arbeitszimmer vor dem grossen grünen Tische sehen, der mit Büchern und Einläufen bedeckt war, und welch' erstaunliche Mühe er sich u. a. gab, das nothwendige Material für die Gedächtnissreden der alljährlich verstorbenen, insbesondere auch auswärtigen Mitglieder der mathematisch-physikalischen Classe zu sammeln, davon wird der Umstand einen Begriff geben, dass er z. B. im Interesse des Nekrologs von *Faraday* (abgedruckt in den Beilagen zu den Nummern 101—103 der Augsb. „Allg. Ztg." vom Jahre 1868) nahezu hundert Briefe mit verschiedenen Personen wechselte, von denen er über das Leben des grossen englischen Physikers Aufschlüsse zu erhalten suchte. Eine solche Thätigkeit konnte aber nicht eine blosse Amtspflicht veranlassen, sie war die Folge eines inneren Antriebs; er fand selbst die grösste Freude daran. Zugleich kann, wer ihm persönlich fern gestanden, aus seinen in jeder Beziehung classischen und vom Geiste echter Humanität durchwehten „Akademischen Denkreden" (Leipz. 1866), über welche ein hochgestellter Gelehrter mit Recht geäussert haben soll: *Er wüsste*

kein Werk, das mehr verdiente, jungen Männern, die den exacten Wissenschaften sich widmen, in die Hand gegeben zu werden, — zugleich kann man, sage ich, aus denselben schliessen, wie sehr *Martius* in wissenschaftlicher Conversation belebend, in geselligem Umgange vermittelnd zu wirken verstanden haben muss.

In der That besass er im höchsten Grade die Gabe, geistig anzuregen oder, wie sich C. G. *Carus* in dem durch die „Leopoldina", das amtliche Organ der Leop.-Carolinischen Akademie, veröffentlichten Nachrufe ausdrückt, die Eigenschaft des Sonnenlichtes, überall hin, wohin er Licht und Klarheit verbreitete, auch Belebung und Wärme auszustrahlen. „Mit beredtem Munde wusste er jüngere Kräfte für ernstes Forschen aufzumuntern und zu begeistern und auch ein grosser Theil seiner ausgebreiteten, über ferne Länder und Welttheile sich erstreckenden Correspondenz war auf dieses edle Ziel gerichtet. Was ihm hierbei besonders zu statten kam, war nicht blos seine belebende, bis in's höchste Alter reichende Geistesfrische, es war auch die *Offenheit*, *Geradheit*, der *Frei-*

muth, die *Wahrheitsliebe*, die sich in seinem ganzen Wesen aussprach und volles Zutrauen zu ihm erweckte; es waren jene Eigenschaften, denen er selbst in seinen Verkehrsbeziehungen immer einen hohen Werth beigelegt, und wohl auch eben darum in seinem Wahlspruch: *Candide et fortiter!* Ausdruck geliehen."

Seine liebste, fast einzige Erholung nach den angestrengten Arbeiten des Tages fand er im Schoosse seiner Familie, der er mit grösster Liebe und treuestem Herzen angehörte, sowie eben auch im heiteren, gemüthvollen Umgange mit seinen Schülern, Collegen und Freunden. „So war denn sein gastliches Haus während seines Wirkens an der Universität jahrelang ein Sammelplatz strebsamer Jünglinge und der bedeutendsten einheimischen Gelehrten und Künstler, von denen wir unter vielen Anderen hier nur Männer wie *Schmeller* (Professor der altdeutschen Literatur und Sprache, sowie Custos bei der Hof- und Staatsbibliothek in München), P. *v. Cornelius*, *Dollmann*, *Ringseis* (Ober-Medicinalrath) und E. *v. Lasaulx* (Professor der Philologie in München) nennen

wollen. Aber auch kein durchreisender Koryphäe der Wissenschaft versäumte es, sich in diesem geselligen Kreise einzufinden. Der Mittelpunkt desselben war stets *Martius* selbst, den sein Geist, sein vielseitiges Wissen, seine Beredtsamkeit, seine reichen Lebenserfahrungen und seine Freundlichkeit und Mittheilsamkeit wie wenig Andere dazu befähigten, einen solchen Cirkel auf die ungezwungenste Art zu beleben.“ (*Eichler* a. a. O.)

Kurz, wenn auf ihn einerseits das schöne Prädicat Anwendung findet, welches von *Quintilian* dem vollkommenen Redner beigelegt worden ist: Vir bonus dicendi (in unserem Falle auch docendi) peritus, so gilt nicht minder andererseits von ihm, was *Lichtenberg* von dem grossen Astronomen Tobias *Mayer* gesagt hat: der Mensch und der Gelehrte waren aus einem Stücke. Geistig wie seelisch war er ausserordentlich reich begabt. „*Martius* verband mit der Schärfe des Verstandes, die den wissenschaftlichen Forscher kennzeichnet, mit der feinsten Beobachtungsgabe, mit einem eminenten Gedächtniss auch jene Anlagen des Seelenlebens, die einer höher angelegten und

höher organisirten Natur nicht fehlen dürfen. und ohne welche auch die umfassendste gelehrte Bildung doch immer eine unharmonische bleibt. Er besass ein reiches, warmes, tieffühlendes Gemüth, das immerdar allem Edlen, Schönen und Guten offen stand. und (als Erbstück vorzüglich seiner hochbegabten, trefflichen Mutter, der er bis zu seinem letzten Augenblicke ein wahrhaft rührendes Andenken bewahrte,) eine leicht erregbare, nicht blos empfängliche, sondern auch frei gestaltende Phantasie.“ Und so war denn *Martius*, was schon die poetische Auffassungsweise jenes oben mitgetheilten Bruchstückes aus seinem Reise-Tagebuche bekundete. auch ein *Dichter*. Bevor ich aber eine Probe seiner poetischen Ergüsse mittheile, muss ich noch eines Umstandes gedenken, der nicht blos behufs der Vervollständigung seines Lebens- und Charakterbildes zu erwähnen nothwendig ist. sondern auch die vorherrschende Richtung seiner Dichtungen erklärt.

Was ich meine. wird der Leser zunächst in einem interessanten Gespräche zwischen Martius und dem ihm befreundeten *Goethe*

angedeutet finden. Am 7. October 1828 schrieb nämlich I. P. *Eckermann* über einen Mittag bei *Goethe* in sein Tagebuch[30])

„Heute bei Tische war die heiterste Gesellschaft. Ausser den weimarischen Freunden waren auch einige von Berlin zurückhehrende Naturforscher zugegen, unter denen Herr *von Martius* aus München, der an *Goethe's* Seite sass, bekannt war. Ueber die mannigfaltigsten Dinge wurde hin und her gescherzt und gesprochen. *Goethe* war von besonders guter Laune und überaus mittheilend. Das Theater kam zur Sprache, die letzte Oper, *Moses* von *Rossini*, ward viel beredet. Man tadelte das Sujet, man lobte und tadelte die Musik: *Goethe* äusserte sich folgendermassen:

„„Ich begreife Euch nicht. Ihr guten Kinder. wie Ihr Sujet und Musik trennen und jedes für sich geniessen könnt. Ihr sagt, das Sujet tauge nichts. aber Ihr hättet es ignorirt und Euch an der trefflichen Musik erfreuet. Ich bewundere wirklich die Einrichtung Eurer Natur, und wie Eure Ohren im Stande sind, anmuthigen Tönen zu lauschen, während der gewaltigste Sinn, das

Auge, von den absurdesten Gegenständen geplagt wird.

„„Und dass Euer Moses doch wirklich gar zu absurd ist, werdet Ihr nicht läugnen. Sowie der Vorhang aufgeht, stehen die Leute da und beten! — Dies ist sehr unpassend. Wenn du beten willst, steht geschrieben, so gehe in dein Kämmerlein und schleuss die Thüre hinter Dir zu. Aber auf dem Theater soll man nicht beten.

„„Ich hätte Euch einen ganz andern Moses machen wollen und das Stück ganz anders anfangen lassen. Ich hätte Euch zuerst gezeigt, wie die Kinder Israel, bei schwerem Frohndienste, von der Tyrannei der egyptischen Vögte zu leiden haben, damit es nacher desto anschaulicher würde, welche Verdienste sich Moses um sein Volk erworben, das er aus so schändlichem Druck zu befreien gewusst.““

„*Goethe* fuhr fort, mit grosser Heiterkeit die ganze Oper Schritt vor Schritt durch alle Scenen und Acte aufzubauen, immer geistreich und voller Leben, im historischen Sinne des Sujets, und zum freudigen Erstaunen der ganzen Gesellschaft, die den un-

aufhaltsamen Fluss seiner Gedanken und den heitern Reichthum seiner Erfindungen zu bewundern hatte. Es ging alles zu rasch vorüber, um es aufzufassen, doch ist mir der Tanz der Egypter im Gedächtniss geblieben, den *Goethe* nach der überstandenen Finsterniss, als Freude über das wiedergegebene Licht, eintreten liess.

„Das Gespräch lenkte sich von Moses zurück auf die Sündfluth, und so nahm es bald, durch den geistreichen Naturforscher angeregt, eine naturhistorische Wendung.

„„Man will““, sagte Herr *von Martius*, „„auf dem Ararat ein Stück von der Arche Noah's versteinert gefunden haben, und es sollte mich wundern, wenn man nicht auch die versteinerten Schädel der ersten Menschen finden sollte.““

„Diese Aeusserung gab zu ähnlichen Anlass, und so kam die Unterhaltung auf die verschiedenen Menschenrassen, wie sie als Schwarze, Braune, Gelbe und Weisse die Länder der Erde bewohnen, so dass man mit der Frage schloss, ob denn wirklich anzunehmen, dass alle Menschen von dem einzigen Paare Adam und Eva abstammen?

„Herr *v. Martius* war für die Sage der heiligen Schrift, die er als Naturforscher durch den Satz zu bestätigen suchte, dass die Natur in ihren Productionen höchst ökonomisch zu Werke gehe.

„„Dieser Meinung““, sagte *Goethe*, „„muss ich widersprechen. Ich behaupte vielmehr, dass die Natur sich immer reichlich, ja verschwenderisch erweise[31]), und dass es weit mehr in ihrem Sinne sei, anzunehmen, sie habe, statt eines einzigen armseligen Paares, die Menschen gleich zu Dutzenden, ja zu Hunderten hervorgehen lassen.

„„Als nämlich die Erde bis zu einem gewissen Punkte der Reife gediehen war, die Wasser sich verlaufen hatten und das Trokkene genugsam grünte, trat die Epoche der Menschwerdung ein, und es entstanden die Menschen durch die Allmacht Gottes überall, wo der Boden es zuliess, und vielleicht auf den Höhen zuerst. Anzunehmen, dass dieses geschehen, halte ich für vernünftig; allein darüber nachzusinnen, *wie* es geschehen, halte ich für ein unnützes Geschäft, das wir denen überlassen wollen, die sich gerne mit unauflöslichen Problemen be-

schäftigen, und die nichts Besseres zu thun haben.““

„„Wenn ich auch““, sagte Herr *v. Martius* mit einiger Schalkheit, „„mich als Naturforscher von der Ansicht Eurer Excellenz gern überzeugen liess, *so fühle ich mich doch als guter Christ in einiger Verlegenheit, zu einer Meinung überzutreten, die mit den Aussagen der Bibel nicht wohl zu vereinigen sein möchte.*““

„„Die heilige Schrift““, erwiderte *Goethe*, „„redet allerdings nur von *Einem* Menschenpaare, das Gott am sechsten Tage erschaffen. Allein die begabten Männer, welche das Wort Gottes aufzeichneten, das uns die Bibel überliefert, hatten es zunächst mit ihrem auserwählten Volke zu thun, und so wollen wir auch diesem die Ehre seiner Abstammung keineswegs streitig machen. Wir Anderen aber, sowie auch die Neger und Lappländer, und schlanke Menschen, die schöner sind, als wir Alle, hatten gewiss auch andere Urväter[32]); wie denn die werthe Gesellschaft gewiss zugeben wird, dass wir uns von den echten Abkömmlingen Adam's auf eine gar mannigfaltige Weise unter-

scheiden, und dass sie, besonders was das Geld betrifft, es uns Allen zuvorthun.““

„Wir lachten; das Gespräch mischte sich allgemein; *Goethe*, durch Herrn *v. Martius* zu Widersprüchen angeregt, sagte noch manches bedeutende Wort, das, den Schein des Scherzes tragend, dennoch aus dem Grunde eines tiefen Hintergrundes hervorging ...“

Wie denn also *Martius* den mosaischen Schöpfungsbericht für unumstösslich hielt, so hatte und behielt er auch Zeit seines Lebens die biblische Auffassung von der Natur im Allgemeinen. Eine unerschütterliche *Festigkeit seiner kirchlichen Ueberzeugung* war bei dem seltenen Manne das Punctum saliens seines Wesens.*) Für sein reiches Wissen, für alle seine Erfahrungen eine Uebereinstimmung mit seinen religiösen und kirchlichen Ueberzeugungen noch zu suchen, hatte er niemals das geringste Bedürfniss; denn Alles, was er wusste, stand mitten in seinem Glauben, von diesem getragen und

---

*) Es mag übrigens hierbei nicht unerwähnt bleiben, dass seine Wittwe der katholischen Kirche angehört und auch seine Kinder eine streng katholische Erziehung genossen haben.

gestützt. Für ihn gab es keine Gegensätze zwischen Glauben und Wissen, darum auch keine innern Kämpfe, keine Compromisse und keine Vermittelung. Jenen Glockenklang und Chorgesang, wodurch *Goethe* den Faust, dieses Bild des ringenden, an sich und seinem Wissen verzweifelnden Menschengeistes, aus dem Sturme der Leidenschaft und Vernichtung in's blühende Leben zurücklocken lässt, hat *Martius* nie vernommen; denn er war kein Faust; — und wenn Diejenigen, die keinen Zweifel kennen, darum glücklich genannt werden, so darf man *Martius* auch in dieser Beziehung als einen immer glücklichen Menschen bezeichnen.

Er hat übrigens gewissermassen sich selbst und wie er in dem beregten Punkte dachte, geschildert, wenn er in seiner Denkrede auf den Geologen Joh. Andr. *Wagner* (gest. 1861) hinsichtlich dieses seines Collegen und langjährigen vertrauten Freundes Folgendes sagt [33]):

„Ein Mann der Wissenschaft kann wesentliche und bleibende Verdienste zurücklassen, obgleich er sich mit vielen Zeitgenossen im Widerspruche findet, weil er

strenger als sie an den überlieferten Offenbarungslehren festhält. *Wagner* berühmte sich niemals, dass er hierin gleichen Schritt halte mit einem *Copernicus*, *Kepler*, *Euler*, *Raius*, *Linné*, Albrecht *von Haller*, schöpferischen Geistern, die vom strengen kirchlichen Glauben tief durchdrungen waren; denn wie Andere hierüber denken mochten, war ihm in Beziehung auf sich selbst vollkommen gleichgültig. Jenseits aller Erfahung gab es für ihn eine Autorität höherer Ordnung: die Bibel: sie schloss ihm alle Axiome zu voller Befriedigung ein.

‚Was unmöglich scheint,
Das ist bei Gott das kleinste seiner Werke.'

Dies war der herrschende und leitende Gedanke in *Wagner's* Geist. Von ihm durchdrungen blickte er auf die Urkunden des alten und neuen Testamentes als auf ein Werk göttlicher Vorsehung und darum von unübersehbarer Fernbildung, blickte er auf die Geschichte des' Christenthums und auf die zukünftigen Geschicke der Menschheit. Seine religiösen Ueberzeugungen, fest, ja streng, waren fremd jeder unmündigen süsslichen Frömmelei. Das Christenthum

war *Wagnern* mehr als der weite Mantel, in dem sich die verschiedenartigsten, einander theilweise ausschliessenden Gegensätze gleichmässig und conventionell einhüllen, mehr als ein Titel, den Niemand aufgeben will. Er war vielmehr von dem Christenthume, nach seinem positiven Inhalte, lebendig erfüllt und fand seine höchste Befriedigung darin, ein evangelischer Christ lutherischen Bekenntnisses zu sein und zu bleiben. Der Glaube an einen persönlichen Gott, an einen Schöpfer der Welt, der ihrer für und für mächtig, sie in einer ununterbrochenen Kette unbegreiflicher Wunder regiert, war ihm nicht das Resultat der Naturfoschung, nicht das letzte Ergebniss der Wissenschaft, sondern ein Axiom, ein Glaubenssatz, gestützt auf die göttliche Offenbarung. Der Behandlung wissenschaftlicher Probleme überliess er sich in der vollsten Ueberzeugung, dass seine religiösen Voraussetzungen ihn für dieselbe ebenso wenig untüchtig machten, als alle jene Vorgänger auf den Fährten der Wissenschaft, die seine Ueberzeugungen getheilt haben. Der in neuester Zeit und auch gegen ihn selbst ausgespro-

chenen Voraussetzung, dass die Ergebnisse der Naturforschung den Lehren und den geglaubten Thatsachen der christlichen Kirche nothwendig widerstreiten mussten, sprach er das formale Recht ab, den zu tadeln, der sein Werk unter der entgegengesetzten Voraussetzung beginne. Er machte geltend, dass jedes Postulat der wissenschaftlichen Untersuchung erst dann gefährlich werde, wenn es Resultate aufdringt, die sie selbst nicht bietet, oder die unvereinbar sind mit dem einmal als wahr Erkannten. Demgemäss verlangte er in der Naturforschung zunächst den ungetrübten Blick für die Beobachtung, die nüchterne Kritik der Thatsachen, und die Freiheit eines richtigen Urtheils, um aus diesen Thatsachen Schlüsse zu ziehen, die durch sie begründet werden. Dass aber zwischen Christenthum und Naturwissenschaft ein unlösbarer Gegensatz stattfinde, leugnete er mit Entschiedenheit.

„So darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn Vielen das Wesen dieses Mannes als apokryph erschien. Wir finden bisweilen in dem sogenannten aufgeschwemmten Lande das Bruchstück aus einer Gebirgsformation

viel älteren Ursprungs, und seine Gestalt, seine Bestandtheile, die Wege, auf denen es zu seiner gegenwärtigen Lagerstätte gekommen, werden Gegenstand unseres Nachdenkens. Von Andreas *Wagner* könnte man sagen, er sei ein Findling gewesen aus der Zeit, nachdem die kühne und kritisch freie Bewegung der ersten Reformatoren zum Abschluss in der „Orthodoxie“ gekommen war, und dennoch ein bedeutsamer Baustein, eingefügt in dem wissenschaftlichen Gebäude, das die Gegenwart errichtet. Man hat ihn wohl, wegen seiner Versuche, die mosaische Schöpfungsurkunde zu vertheidigen, einen theologisirenden Naturforscher genannt. Um ihm jedoch vollkommen gerecht zu werden, ist zu bemerken, dass jene Apologien keineswegs von der Absicht ausgingen, das zu beweisen, was, seiner Ueberzeugung nach, jenseits jeder wissenschaftlichen Argumentation in das Gebiet des Glaubens gehört, sondern vielmehr um darzuthun, dass die gegen die biblische Auffassung vorgebrachten Einwürfe vollständiger Beweiskraft ermangeln [34]). Er selbst wollte die Grenzen der Theologie niemals überschreiten . . .,

wohl aber wies er rationalistische Theologen, welche sich mit naturhistorischen Argumenten waffnen wollten, auf ihre Unkunde in dem ihnen fremden Gebiet hin. Er überliess theologische Auseinandersetzungen und Begründung Männern des Faches, und wenn er die *zweifellos wichtigen* Resultate der neuesten kritischen Theologen vollkommen bei Seite gelassen, so kann dies ihm, dem Naturforscher, weniger zum Vorwurf gemacht werden, als Jenen, welche wissenschaftliche Arbeiten auf dem eigenen Gebiete als ungesehen betrachten."

Solche apologetische Versuche freilich, auf welche *Martius* bei *Wagner* anspielt, hat er niemals selbst unternommen; dazu besass er zuviel sanfte Duldung und Achtung für die Meinung Anderer. Ohne Verdruss und mit warmer Theilnahme sah er in dem jüngeren Geschlechte, das ihn umgab, andere Gesinnungen, andere Ansichten*). Aber wen

*) Der Verfasser kann hier nicht umhin, zu bemerken, dass auch er für seine Person, so wenig dies bei einer rein objectiven Darstellung in Frage kommen kann, auf *Martius'* religiösem Standpunkte *nicht* steht; um so grössere Hochachtung muss er aber, auch wenn er nicht jede an-

er als mit ihm in seinen Ueberzeugungen und Anschauungen übereinstimmend, in seinem Denken und Empfinden verwandt erkannt hatte, dem vertraute er mit liebenswürdigster Ingenuität seine tiefsten Gefühle, dem erschloss er mit einer gewissen Weihe sein innerstes Seelenleben. In dieser Beziehung dürfte nach Form und Inhalt charakteristisch für ihn sein, was C. G. *Carus* in dem oben bereits angezogenen Nachrufe aus einem Trostbriefe mittheilt, den derselbe nach dem

---

dere wahrhafte Meinung grundsätzlich ehrte, vor einem Manne wie *Martius* empfinden, sobald derselbe weder seine gewichtige Stimme benutzt, um polemisch und werbend aufzutreten, noch überhaupt seinen Glauben absichtlich oder gar geflissentlich zur Schau trägt. Und dies war bei *Martius* so wenig der Fall, dass ihm sogar in einem durch die Augsb. „Allg. Ztg." vom 20. Dec. 1868 veröffentlichten Artikel „Zur Erinnerung an *Martius*' letzte Lebenstage" nachgesagt wurde, er hätte eine gewisse diplomatische Klugheit bewahrt und Aeusserungen vermieden, welche ihn einerseits mit Fachgenossen der liberalen Richtung, andererseits mit den Orthodoxen in Differenzen hätten bringen können. Dies ist aber irrig und würde schon seinem offenen, streng wahrheitsliebenden Charakter nicht entsprochen haben. Wo es am Platze war, sprach er sich jederzeit, wie wir bereits gesehen haben, unumwunden aus.[35])

Verluste seiner trefflichen und heissgeliebten ältesten Tochter im Anfange vorigen Jahres von *Martius* erhielt. Dieser schrieb damals:

Mein theurer, unvergleichlicher Freund!

Ich muss Sorge tragen, dass nicht Thränen auf das Blatt fallen, das ich Ihnen schreibe, denn das Ihrige haben sie begossen.

Ihre Seele haucht sich aus in Schmerz, und ich sollte dabei gelassen bleiben? Ach, wir haben ja nichts als — Thränen in dieser Welt, geweinte oder still nach Innen vergossene! Und sie kommen schnell, und unerschöpflich ist ihr Quell; und da nur werden wir nicht weinen, wo wir nur geistig uns vereinen!

Wunderbar hat Gott, dessen Weisheit und Gerechtigkeit ich demüthig verehre, uns aus Sinnlichkeit und Geist gewoben, und wo immer der Leib im Spiele war oder ist, da folgt dem flüchtigen Lichte auch der Schatten des Schmerzes. Wo immer wir im Kreise des unsterblichen Lebens zu verweilen vermögen, da ist unsterbliche Freude, da ist ewiges Leben. Ja, was kein Auge geseh'n, kein Ohr gehört, und was in keines Menschen Herz gekommen, das ist die Seligkeit, auf die ich hoffe, wenn ich den Leib abgethan habe.

Es giebt keine mächtigere Anweisung auf eine solche Existenz, als die Empfindungen von Schmerz, von Trauer, von Leid, die uns in den Beziehungen zu unseren Geliebten begegnen, denn hier haben wir ja das Irdische schon von uns geworfen und leben

in die körperlosen, raumlosen, zeitlosen Zustände hinein, die wir ahnen, aber nicht kennen.

Es ist mir, als müssten Sie, theurer Carus! alles das gerade so empfunden haben, als verständen wir uns vollkommen.

Ich habe seit Ihrem letzten Briefe mit einem ungetäuschten Vorgefühle an Sie gedacht, jede Nacht, da ich erwachte. Vorgestern war es mir, als würde es hell im Zimmer und der Herrlichste und Heiligste und Grösste aller Menschen stand an meinem Bette, und hob seine schönen Hände über mich auf und segnete mich. Und da ich die Wundmale erkannte, sagte eine leise Stimme: „So erhöht des Menschen Geschick einen Jeden an seinem Kreuze aufgerichtet gen Himmel. Der Eine fühlt es; der Andere, noch in der Dunkelheit, gleich den Menschen der Steinzeit, die auch jetzt noch leben, er weiss nichts von dieser Himmelsrichtung. Du aber, der Du sie kennst, bedenke, dass jedes Kreuzträgers Weg vorbestimmt ist in göttlicher Gerechtigkeit und Liebe für's Ganze, und sehne Dich nicht nach Ruhe, sehne Dich nach Liebe, die auch im Menschenleben noch für Dich zu thun giebt. Was ist die Sehnsucht nach Ruhe des Leibes anders als eine Schwäche?

Es war eine Lehre für mein armes, schwaches, sorgenvolles Herz und ich gelobte mir, indem ich an Sie dachte: sei tapfer, halte aus, zage nicht und sehne Dich nicht nach Deiner Himmelsaufrichtung ehe denn die Zeit da ist, die nicht mehr den Menschen um Dich, sondern nur Dir gehört.

So Ihnen, geliebter Freund, mein Zuruf: zage

nicht, klage nicht, halte fest bis allerletzt, wir dürfen noch nicht wie reine Geister hier wandeln, es hängt noch gar viel des menschlichen Leibes an uns, um uns; darum aber sollen wir doch das Ziel nicht herbeiwünschen. Dem Tapfern wird es vergönnt, wenn er die Tapferkeit nicht mehr braucht!

Und das sage ich Ihnen! Ach kennten Sie mich so wie ich wünsche, Sie würden auch sagen: er selber thut nicht genug nach seinen Worten.

Wäre es Frühling, so würde ich um so eher jetzt, als zu anderer Zeit zu Ihnen hintrachten; so aber ist es unmöglich.

Wir wollen aber beide wie eine gegenseitige Verpflichtung es in uns festhalten: noch in diesem Leben sollen und werden sich sehen und erkennen Carus und sein

München, den 18. *Januar* 1868.

treuer Martius.

Solche Veranlassungen und Stimmungen, wie die, welche diesem Briefe zu Grunde gelegen, scheinen es auch hauptsächlich gewesen zu sein, die in seiner Seele den Drang zu dichterischer Widergabe der ihn erfüllenden und bewegenden Gedanken, Gefühle, Empfindungen, Betrachtungen, Wünsche u. dgl. wach riefen. „Manche seiner — bisher übrigens noch nicht veröffentlichten und ausser den Seinen höchstens nur vertrauten Freuden bekannt

gewordenen — gottinnigen, oder, wie man wohl sagt, geistlichen Gedichte (und die Meisten haben gewöhnlich eine entschiedene Färbung dieser Art) erinnern daher", meint *Carus* a. a. O., „nicht selten auffallend an die naivste und einfachste Kraft unserer alten Kirchenlieder und dringen mit eigener Gewalt zum Herzen, sind somit auch weit entfernt von dem modern formulirten Tone der Gedichte eines Albr. *v. Haller* oder gar den sentimentalen und arabeskenartig aufgeputzten Versen, mit denen neuere Forscher zuweilen ihren so oft in sich haltlosen Demonstrationen bessern Eingang haben verschaffen wollen." Für das Reinste und Schönste aber unter Allem, was in solcher Richtung aus der Neuzeit hervorgegangen ist, glaubt der genannte Freund und Gesinnungsgenosse folgende fromme und zugleich tiefpoetische Zeilen erklären zu müssen, welche ihm *Martius* nicht lange vor ihrem persönlichen Sichkennenlernen zugesandt hat:

„Was einen Sorglichen getröstet hat."

Heut' Nacht befragt mich Jesus Christ:
„Sag', wie Du manchmal traurig bist,

Stehst noch auf Deinen eignen Füssen,
Thust, was so Manche lassen müssen
Und hast in Deiner alten Brust
Erfahrnen Puls der Jugendlust,
Und hast um Dich viel frisches Leben,
Da ich Dir Kinder, Enkel geben;
Bedenke, ist ein guter Christ,
Wer, so wie Du, oft traurig ist?“

Da hub ich an mit stillen Zähren:
Ach Herr! Du wolltest mir gewähren
Zu all' dem Guten, das ich hab',
Die süsseste, die grösste Gab',
Dass ich *verlerne* heut' zu sorgen
Für morgen und für übermorgen.

D'rauf sprach der Herr: „Meinst Du von Allen,
Die jetzt zu mir, dem Heiland, wallen,
Sie wären nun von Sorgen baar?
Trägt sie ein Jeglicher fürwahr!
Und fromm ist, wer sich seine Last
Geduldig auf die Schultern passt.
Wozu, Mensch, hast Du Deinen Rücken?
Nicht schmeichlerisch ihn krümmen, bücken!
Du hast ihn, d'rauf die Last zu legen;
Trag' *ungeseh'n* sie Deiner Wegen
Und schau' nur auf die Bahn *vor Dir!*
Wird sie zu schwer, so helf' *ich* Dir!“

Ach, Herre mein, bin mir bewusst,
Dass *Du* mein Helfer, meine Lust;

Doch, wenn ich allzu hastig schreite
Verlier' ich Dich von meiner Seite.
Im dunkeln Abgrund wankt mein Fuss,
Ich weiss nicht, was ich meiden muss;
Mein blödes Auge trägt die Schuld,
Erleuchte mir's durch Deine Huld!

Da sprach der Herr: „Wenn Du so oft
Gedächtest mein, als unverhofft
Ich unsichtbar Dir beigestanden,
Du lägst nicht in der Sorge Banden.
Gedenk' des Glücks, das ich verlieh'n,
Lern' Zuversicht im Weiterzieh'n.
Gedenke *Mein* bei jeder Noth,
Im Morgenlicht, im Abendroth;
Lern' Alle, wie du kannst, beglücken,
So wird dich Schwermuth nicht berücken;
Vermagst Du *heiter* fortzuschreiten,
Wird sichres *Glück* Dich fürder leiten!"

So sei's! Heut hab' ich's tief verspürt:
Ein froh' Vertrau'n zum Heile führt.

Ich habe dem Lebens- und Charakterbilde, das ich im Rahmen einer Skizze von *Martius* zu entwerfen versucht, nichts mehr hinzuzufügen. Was zur Vervollständigung etwa noch fehlt, ergiebt sich ja aus dem Mitgetheilten fast von selbst, denn seine herz-

gewinnende Menschenfreundlichkeit, sein Wohlwollen für die Menschen im Allgemeinen, sein liebevolles Eingehen in die Eigenthümlichkeiten Einzelner — diese und andere ähnliche Eigenschaften waren ja in seinem ganzen angeborenen, anerzogenen und anerstrebten, durch und durch harmonischen Sein und sublimen Charakter tief begründet.

Eine so vollendete, mit einem wahren Zauber übergossene Individualität, der die Klarheit, ich möchte sagen, die tugendhafte Durchsichtigkeit seiner Gesichtsbildung noch besonders zu statten kam, musste nothwendig allgemeine Neigung, Vertrauen und Verehrung ernten. Ebenso natürlich war, dass er als Forscher und Gelehrter fast von allen gelehrten Körperschaften und insbesondere Akademien zu ihrem Mitgliede, resp. Ehrenmitgliede erkoren worden war; vergegenwärtigte er doch in seiner reichen und dabei zur geschlossenen Einheit verbundenen Individualität das Wesen der Akademie. Dieses ehrwürdige Institut, durch das alte Europa, von Stockholm bis Neapel, von St. Petersburg bis Lissabon, im Drange der Menschheit nach Wahrheit gegründet[36]),

eine Stätte geistiger Mannigfaltigkeit, ist auch zur Bewahrerin einer höheren Einheit bestellt. Im Besitze aber solcher hochbegabten Naturen, wie *Martius*, wird es ihr leicht, den Doppelberuf zu erfüllen: Einzelforschung nach jeder Richtung zu fördern, und die verschiedensten Kräfte und Strebungen in einem höheren Sinne zu versöhnen und gegenseitig zu stärken.

Während ferner Könige und Kaiser den Geh. Rath *v. Martius* mit den glänzendsten Auszeichnungen ihrer Huld geehrt hatten, wurden auch zahlreiche Werke ihm gewidmet, sowie Pflanzen und Thiere, ja selbst ein Berg — „Mount Martius“ in Neuseeland — nach seinem Namen benannt. Zum schönsten Ausdrucke jedoch gelangte die allseitige Hochachtung und Verehrung in der grossartigen Huldigung, die ihm am Tage seines 50jährigen Doctor-Jubiläums, am 30. März 1864, man kann wohl sagen, von der ganzen gebildeten Welt dargebracht wurde. Oeffentliche Freudenbezeugungen, wie Fackelzüge u. dgl. mussten wegen der Landestrauer — *Maximilian II.* war bekanntlich kurz vorher (am 10. März) gestor-

ben — selbstverständlich unterbleiben, und auch der Himmel hatte sein trübstes Kleid angezogen; desto gehobener war die Stimmung in der stillen Umhegung des Hauses, die durch den herzlichen Antheil, den der jugendliche König, die Königin-Wittwe und sämmtliche königliche Prinzen, letztere zum Theil in eigener Person, an dem freudigen Ereignisse nahmen, ihre schönste Weihe empfing.

Schon am Vorabende hatte eine Deputation des Stadtmagistrates und der Gemeinde-Bevollmächtigten von München, desgleichen eine Abordnung der Gartenbaugesellschaft dem Jubilar kalligraphisch und künstlerisch reich ausgestattete Glückwunschadressen überreicht, und am Festtage selbst die Universität durch den damaligen Rector Dr. *Pözl* und die Professoren *Jolly* und *Pettenkofer* ihm ihre Ehrfurcht in mündlicher Begrüssung bezeigen lassen, in welcher, ausser dem Verdienste des Gefeierten um Lehre und Wissenschaft, besonders seine in allen Lagen und Verhältnissen des Lebens bewährte humane Gesinnung hervorgehoben war. Die philosophische Facultät liess ihm

noch besonders durch eine Deputation eine schriftliche Glückwunschadresse überreichen, und die Universität von Erlangen sendete ihm die Erneuerung seines Doctordiploms. Die Gratulationsadresse der Berliner Akademie war von sämmtlichen Mitgliedern derselben unterzeichnet. Daran reihten sich die Votivtafeln der Wiener und der kaiserl. Leopoldino-Carolinischen Akademie, deren Director Ephemeridum er seit dem 15. October 1858 war, ferner der philosophischen Facultät von Heidelberg, der medicinischen Facultäten von Würzburg und Basel, die Ernennung zum Ehrenmitglied der kaiserl. Naturforschergesellschaft zu Moskau, und endlich, was wohl als das wichtigste und ehrenvollste Monument des Tages für den Gefeierten zu betrachten war, die Adresse, welche, begleitet von einer auf *Martius* eigens in Gold, Silber und Bronze geprägten grossen Jubiläumsmedaille, ihm durch den Wiener Professor Dr. *Fenzl* persönlich überbracht wurde. Es war im wahrsten Sinne eine Weltadresse, welche Schüler und Fachgenossen, wie auch sonstige naturkundige Freunde und Verehrer von ihm, 300 an der

Zahl, an ihrer Spitze die drei österreichischen Erzherzöge *Ferdinand Max*, *Stephan* und *Ludwig Joseph*, aus allen Theilen der bewohnten Erde, freien Antriebs, an ihn gerichtet hatten. Gegen hundert Städte hatten sich an dieser gelehrten Monstre-Adresse betheiligt, unter den deutschen am zahlreichsten Wien, ausserdem insbesondere Paris, London, Lund, Edinburg, Stockholm, St. Petersburg, Moskau, Kiew, Athen, Palermo, Florenz, Rom, New-York, Cambridge in Massachusetts, St. Louis in Missouri und Melbourne in Australien. Die geschriebene Adresse war ein Meisterwerk der Kalligraphie, im Charakter der alten Handschriften mit gemalten Initialen, die Medaille ein tüchtig gearbeitetes Werk von *Radnitzky* in Wien, mit dem ähnlichen, doch stark markirten Kopfe des Jubilars auf der Vorderseite, während die Rückseite in geschmackvoller Anordnung in der Mitte, mit Anspielung auf sein grosses Palmenwerk, drei Palmenzweige zeigte, umgeben von der sinnreichen und bezeichnenden Inschrift:

„*Palmarum Patri Dant Lustra Decem Tibi Palmam*“.

Auf dem fliegenden Blatte, welches die Palmenzweige umschlang, standen die Worte:

„*In Palmis Resurges*“

Der Gedanke zu dieser Weltadresse war von den baierischen Naturforschern *Radlkofer*, *Schenk* und *Schnizlein* ausgegangen, von den Wiener Professoren *Fenzl*, *v. Frauenfeld* und *Haidinger* aber zur weiteren Durchführung übernommen worden, als die münchener Akademie eine eigene Jubiläumsmedaille für ihr berühmtes Mitglied, das seit vielen Jahren mit wahrer Liebe und Hingebung das Ehrenamt eines Secretärs der mathematisch-physikalischen Classe verwaltete, prägen zu lassen beschlossen hatte. Diese letztere Medaille wurde dem Gefeierten in einer besonderen Festsitzung der Akademie überreicht. Der Kaiser von Oesterreich verlieh dem Jubilar das Ritterkreuz des Leopoldordens und die verwittwete Königin von Sachsen liess ihm zu seinem Ehrentage in Begleitung eines eigenhändigen, überaus liebenswürdigen Schreibens eine kostbare Porcellantasse mit dem Bilde ihres verstorbenen Gemahls, *Friedrich August*'s II., zustellen, der ein grosser Verehrer von *Mar-*

tius und dessen naturkundlichen Forschungen und Schriften gewesen war. Endlich fehlte es natürlich auch nicht an Jubiläumsgedichten und Jubiläumsschriften. Was letztere betrifft, so sei als die wichtigste diejenige hervorgehoben, die im Auftrage der königl. baierischen Botanischen Gesellschaft zu Regensburg, von dem schon erwähnten talentvollen und kenntnissreichen jungen Botaniker Dr. *Eichler* verfasst worden war und den Titel führte: „Versuch einer Charakteristik der natürlichen (zu den Kletterpflanzen gehörigen) Pflanzenfamilie der Menispermaceae.“

Ein greiser College des Jubilars, der Botaniker Ludolf Chr. *Treviranus*, der zwei Monate später starb, begrüsste ihn mit folgenden Worten: „Vor Allem wünsche ich Ihnen aus dem Innersten meines Herzens ein ruhiges, entschlossenes und ergebenes Gemüth, das mit den Fügungen Gottes in dieser, mehr und mehr sich verkohlenden und in ihre Elemente sich zerlegenden Welt herzlich zufrieden ist, und das vertrauend und gefasst dem Augenblick entgegensieht, wo es mit unsterblichem Auge hinter den

Vorhang schauen soll, um auch da die wirkliche Sonne wieder zu finden, die ihm hier so lange, so freundlich geleuchtet hat!"

Wer hätte damals geahnt, dass dieser Augenblick auch dem Gefeierten schon in wenig Jahren kommen sollte! War er doch, nach einer Mittheilung seines Freundes *Carus*, nach Aussehen und jeder äusseren Lebensführung ein Mann, der, ausser über etwas fliegende Gicht und kleine beginnende Schwerhörigkeit, kaum von irgend einem Krankhaften zu sagen wusste; „hatten ihm ja doch sichtlich die Sonnenbäder am und auf dem Amazonenstrome jenes Siegel himmlischen Feuers aufgedrückt, welches an sich, in kräftigen Naturen so häufig, bis in die höchsten Lebensregionen hinauf, als eine gewisse Feuertaufe wirkt, welche ihnen den Segen einer eigenen Frische erhält und ihnen bis weit über die 70er Jahre, immer noch mindestens die Lebensenergie der höheren Fünfziger zu Theil werden lässt." Und so schrieb denn auch der rüstige Mann selbst noch Mitte vorigen Jahres an *Carus*: „er freue sich jetzt schon auf das Jahr 1873, in welchem er seine goldene Hochzeit feiern

werde, die er jedenfalls zu erleben hoffe." So grossen und reichen Glückes er sich aber sein ganzes Leben hindurch zu erfreuen gehabt hatte, diese Hoffnung sollte sich wir wissen es, nicht, wie bei seinem Vater, erfüllen.

Im Spätherbste vorigen Jahres führte er einen Lieblingswunsch seiner letzten Jahre aus: den Besuch seines Sohnes und seiner Freunde in Berlin und Dresden. Am 17. October langte er in der letztbenannten Stadt an, verlebte hier insbesondere mit *Carus* acht, für diesen „unvergessliche" Tage, ging dann nach Berlin, wo er zugleich im Namen der münchener Akademie — sein letzter akademischer Dienst — persönlich an Chr. Gottfr. *Ehrenberg* das Festdiplom zu dessen 50jährigem Doctorjubiläum überreichte, und kehrte zu Anfang November über Leipzig in bester Gesundheit und Stimmung nach der Isarstadt zurück. Am 4. December aber, wo er sein akademisches Arbeitszimmer zum letzten Male betrat, fühlte er eine leichte Erkältung, die ihn am andern Tage auf das Krankenlager warf, welches er auch, trotz der liebevollsten Pflege der Seinen, nicht

mehr verlassen sollte. Während des Verlaufs der kurzen Krankheit, einer Lungenentzündung, war er stets gefasst und ruhig: *Treviranus* hatte ihm dies also — wie bei einem *Martius* vorauszusehen war — nicht vergeblich gewünscht. Noch an seinem Sterbetage, *dem* 13. *December*, hatte er mit seinem Freunde und Collegen, dem Historiker G. M. *Thomas*, eine lateinische Conversation, in welcher er die Worte: „*Cum pace!*“ besonders nachdrucksvoll betonte. Und wenn des Lebens Ende sein sicherster Prüfstein ist, so bewies drei Stunden später sein friedliches, sanftes und schmerzloses Erlöschen, dass Martius' Leben in der That ein glückliches gewesen war:

„Die Flamme schwand von dem Altar!“

* * *

Am 15. December wurde die sterbliche Hülle des Verewigten dem kühlen Schoosse der Mutter Erde übergeben. Ohne Prunk und äusseren Pomp war die erhebende Leichenfeier, aber gross und aufrichtig die allgemeine Theilnahme an derselben. Unter den vielen Leidtragenden befand sich *Martius'* einziger Sohn, ein tüchtiger Chemiker,

der von Berlin an das Sterbebett des theuren Vaters geeilt war. Als der Sarg in das Grab gesenkt werden sollte, bedeckten ihn die Freunde des Entschlafenen unter den ernsten Klängen eines ergreifenden Gesanges, mit den schönsten frischen Palmenzweigen. Ein sinniger Gedanke! Der Mann, welcher einst im Dienste seiner Wissenschaft unter Palmen gewandelt war und sie zu seinem Lieblingsstudium erkoren, hatte er nicht selbst einer Palme geglichen? Wie sie, die, im Lande der Sonne heimisch, ihren Wipfel im Azur des Himmels badet, strebte auch er empor zum Lichte und wendete sein Haupt der Sonne zu. Und darum ist erfüllt worden, was man ihm einst verhiess:

„*In Palmis resurges!*“

* * *

Anmerkungen.

[1]) Der Vater unseres *Martius* war in Erlangen u. a. auch Hauptmann der Landwehr und hatte als solcher im Jahre 1816 mit dem übrigen Officiercorps dem damaligen Kronprinzen *Ludwig* von Baiern die Aufwartung zu machen, wobei derselbe als oberster Chef der allgemeinen Landesbewaffnung die militärische Stellung des Ersteren durch die Bemerkung rechtfertigte, „dass er auch einen sehr *martialischen* Namen besässe."

[2]) Die Universität Erlangen besass damals noch ihre eigene Gerichtsbarkeit, vermöge welcher sie auch ihr Bürgerrecht ertheilen konnte, und dieses hatte *Martius* als Theilhaber an dem Geschäfte seines Oheims und künftigen Schwiegervaters und als Mitbesitzer der Hof- und Universitätsapotheke erwerben müssen.

[3]) So gelang es ihm z. B., in Folge einer Anregung seitens der Markgräfin *Sophie Caroline Marie* von Baireuth, den von einem englischen Arzte, dem Dr. *Steer*, erfundenen Opodeldoc „in vollständiger Identität mit dem englischen Producte" herzustellen. Ebenso ver-

dankte man ihm wesentliche Verbesserungen bei den von Paris aus unter dem Namen Briquets suroxygènes eingeführten ersten, 1786 von Berthollet erfundenen chemischen Feuerzeugen, zu denen chlorsaures Kali mit Schwefel und Kali benutzt wurde, und die „zwar sehr bequem, aber nicht minder gefährlich“ waren.

4) Auch die Väter waren durch innige Freundschaft verbunden und diese trug sich für die ganze Lebenszeit auf den Sohn *Klüber's*, den nachmaligen Minister der Auswärtigen Angelegenheiten in Baden (gest. 1858), und besonders unsern *Martius* über.

5) Aus *Hildebrandt's* Feder findet sich in *E. W. Martius'* „Erinnerungen aus meinem neunzigjährigen Leben“ (S. 318 ff.) ein trefflicher Aufsatz über die *Standhaftigkeit* abgedruckt, den jener ausgezeichnete Mann auf seinem Sterbebette dem ihn so lange überlebenden Freunde nebst anderen Papieren übergeben hatte.

6) Hinsichtlich der Chemie rühmt zwar *E. W. Martius* bei *Schreber* dessen theoretische Kenntnisse, fügt aber hinzu, dass sich derselbe, bevor er in Erlangen auch die chemischen Vorlesungen begonnen, niemals mit dem operativen Theile dieser Wissenschaft abgegeben hatte. „Vor den Mineralsäuren scheute er sich, und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, dass er nie einen Schmelztiegel oder ein Retorte in die Hand genommen hatte. Unter solchen Verhältnissen begannen die chemischen Vorlesungen und meine praktischen Dienstleistungen dabei.“ Waren auch daher die Vorträge mitunter sehr lehrreich, so gingen doch die Vorbereitungen zu den Experimenten nicht immer gleichen Schritt mit den Vorlesungen, „weil seine über-

grosse Aengstlichkeit und Unentschlossenheit ihn verhinderten, eine bestimmte Anordnung für diese Experimente zu treffen. „Heute müssen wir Seife sieden“, rief er mir zu, als ich einstens in's Haus trat. Vergeblich bemerkte ich ihm, dass hierzu keine Vorbereitung getroffen sei, und dass ich mich zur Bereitung wegen der Kürze der Zeit der vorhandenen Auflösung des kaustischen Kali bedienen müsse. Aber es musste Asche gesiebt und ungelöschter Kalk herbeigeschafft werden. Ehe dies Alles zu Stande kam, war aber auch die Stunde abgelaufen. So ging es öfters, und seine Zuhörer, meine Zuseher, hatten gar oft Gelegenheit, sich den Allotrien in der Nähe des Laboratoriums zuzuwenden, wenn der Lehrer wartete und das Experiment auf sich warten liess. Da gewährten denn zwei Waschbären, welche, vom Hofrath *Schöpf* aus Amerika mitgebracht, im Hofe hinter einem Gitterwerke verwahrt wurden, gar anmuthige Zerstreuung. Die Studenten trugen, selbst beim Besuche der Collegien, grösstentheils Stöcke, sog. Ziegenhainer. Steckte nun ein Bär die Tatzen durch das Gitter, so klopften ihn die Herren Akademiker in der grössten Schnelligkeit darauf. Die Bären nahmen dies übel, erhoben ein gewaltiges Gebrumm, bis Herr Hofrath *Schreber* in grösster Eile herbeikam und sich alle Zudringlichkeiten gegen die „armen Thierchen“ verbat . . .

„*Schreber's* Liebe für die Thiere, welche er pflegte, war ausserordentlich gross. Ich hatte ihm aus Regensburg ein Eichhörnchen mit seltener aschgrauer Farbe mitgebracht, das ungemein zahm war, aber bei hohem Alter an Urinverhaltung litt. Dies wurde nun mit

Liquor Kali acetici behandelt. Neben *Schreber's* Studirzimmer lief ferner ein munteres amerikanisches Eichhörnchen umher, welches endlich auf den Einfall kam, sich die einsamen Stunden auf der glatten Oberfläche eines schönen Schrankes durch Nageübungen zu vertreiben. Das Möbel hatte bereits seine Politur und Kanten verloren, als ich zur Hülfe gerufen wurde, dem haarigen Einsiedler seine Unart zu vertreiben. Ich schlug vor, den Schrank mit einer gesättigten Auflösung von Aloë zu bestreichen, in der Hoffnung, dass das Thier die Bitterkeit meiden werde. Allein es schien, dass ihm nun, statt des Nagens, das Lecken gefiel. Eines Morgens ward ich mit Aengstlichkeit erwartet und zu dem lieben Thierchen geführt; es hatte eine heftige Diarrhoe. Ich verordnete innerlich Mandelmilch, er ein *Enema mucilaginosum.* Der Herr Hofrath *v. Schreber* und sein chemischer Gehülfe *Martius* klystirten nun miteinander das arme Thierchen. Wenn ihn einer dieser Pfleglinge in den Finger biss, so sagte er: Er ist mit dem Zahne hängen geblieben.

„Seine grossen Verbindungen in Ost- und Westindien und nicht unbeträchtliche Geldmittel, die *Schreber* hineinwandte, gaben seinen Pflanzen- und Naturaliensammlungen, deren heilige Räume zu betreten nur wenige Sterbliche so glücklich gewesen, hohen Werth. Durch Gemüthsart und frühere Lebensereignisse war *Schreber* in Verbindung mit den Herrnhutern gekommen, und Manche wollten behaupten, dass er selbst zu dieser Secte gehört hätte. Demnach erhielt er vorzüglich viele Beiträge aus dem südlichen Russland, von den dänischen Inseln in Westindien, aus Tranquebar, Labrador

und Grönland. Nach dem Tode des Hofraths *Schöpf*, seines Schülers und Freundes, brachte er die Sammlungen an sich, welche dieser in Nordamerika als Arzt der baireuthischen Truppen im englischen Solde gemacht, und später mit dem Nachlasse des berühmten *Schmidel* bereichert hatte.“ Freilich konnte er sich leider auch nur schwer entschliessen, Naturalien, welche ihm zur Ansicht mitgetheilt waren, wieder zurückzugeben, wie ihn denn auch sein wissenschaftlicher Eigennutz dazu verleitete, gegen fremdes Verdienst in seiner Nähe zu eifersüchteln. — Sein Ansehen in Erlangen und dessen Umgegend war ein ausserordentliches, und wenn er, was selten geschah, auf der Strasse erschien, so blieben die Leute stehen und grüssten ihn mit grosser Devotion, während er mit fürstlicher Gravität dankte. Am 2. Nov. 1810 ging er, in seinem langen scharlachrothen Mantel mit weissem Fuchs verbrämt, zum letzten Male an dem *Martius*'schen Hause vorüber, denn bald darauf, am 16. Dec., starb er.

[7]) S. die am 28. März 1848 gehaltene Rede zum Gedächtniss *Jos. Gerh. Zuccarini's* in den „Akademischen Denkreden“ von *Carl Fr. Ph. v. Martius* (Lpzg., 1866) S. 248 ff.

[8]) S. *Jussieu's* „Principes de la Méthode naturelle des Végétaux, Par. 1824“ (aus dem 30. Theile des „Dictionnaire des sciences naturelles“ besonders abgedruckt). Vergl. von *Jussieu's* Sohne: „Cours élémentaire de Botanique“, 1840, p. 522 sq.

[9]) Eine kurze Charakteristik dieses trefflichen Mannes, dessen Schüler von ihm nicht blos viele praktische Erfahrungen, sondern auch Menschenkenntniss gewinnen

konnten, findet sich in *E. W. Martius'* „Erinnerungen pp.“ S. 160 ff.

[10]) Bis zu ihrer Umgestaltung durch König *Ludwig I.* im Jahre 1827 war die zunächst aus vaterländischen Gefühlen und Bedürfnissen unter der wohlwollenden, väterlich bevormundenden Regierung des Kurfürsten *Maximilian III.* hervorgegangene Akademie noch eine Art höchster Schule, an welcher Zöglinge oder Eleven angenommen wurden, um unter Leitung der ordentlichen Mitglieder in den verschiedenen wissenschaftlichen Fächern die vollendetere Ausbildung zu erhalten. Die Zwischenstufe zwischen ordentlichen Mitgliedern und Zöglingen nahmen die „Adjuncten“ ein, deren Stellung etwa der der „ausserordentlichen“ Mitglieder nach gegenwärtiger Einrichtung entsprach.

[11]) S. das biographische Denkmal, welches *Martius* diesem von ihm bewunderten und geliebten Manne (1747—1835) in seinen „Akademischen Denkreden“ (S. 33 ff.) gesetzt hat.

[12]) S. das Charakterbild, welches *Martius* auch von diesem bedeutenden Manne vor den am 29. März 1839 versammelten Freunden und Collegen entworfen, ebd. S. 95 ff.

[13]) ebd. S. 598.

[14]) Erst im Jahre 1820 bekanntlich wurde die Vermuthung des dänischen Natur- und Sprachforschers, Philosophen und Dichters *H. Chr. Oersted* (1777—1851), auf die ihn sein fester Glaube an eine Einheit aller Naturkräfte geleitet hatte, dass nämlich der Magnetismus nur eine verborgene Form der Elektricität sei, zur folgenreichsten Gewissheit. Das Licht aber, welches

von ihm über den inneren Zusammenhang der Elektricität und des Magnetismus verbreitet wurde, erweckte endlich auch ein *allgemeines* Interesse für den periodischen Wechsel der elektro-magnetischen Ladung des Erdkörpers. *Arago* und *Kupffer* waren es dann, die zuerst durch Vergleichung gleichzeitiger Perturbations-Beobachtungen an den Ufern der Seine und der Wolga zeigten, welchen Gewinn man aus correspondirenden Messungen der Abweichung ziehen könne. In Folge dessen bildete sich 1834 unter der Leitung von *Friedr. Gauss* ein Magnetischer Verein mit dem Centralpunkte Göttingen und wurden später, auf Anregung *Al. v. Humboldt's*, an weiteren verschiedenen Punkten magnetische Observatorien gegründet. (S. „*Adolf Theodor v. Kupffer.*" Von *Hugo Schramm* in Westermann's „Jahrbuch der Illustr. Deutsch. Monatshefte", 19. Bd., Braunschweig 1866, S. 511—518 u. 604 ff.)

15) Nicht blos mancherlei, im Gebälke der Veranda nistende Spinnen, deren musikalische Neigung bekannt ist, näherten sich, sondern auch allerlei Vögel, wie die Bem te vi *(Muscicapa Pitangua, L.)*, mehrere unermüdlich heitere Arten der Kernbeisser *(Loxia nasuta, leucopterygia, Spix'* Aves II. t. 58. 59) und die musikalische *Fringila flaveola* umflogen die Wohnung in engen Kreisen; ein Eichhörnchen *(Sciuris aestuans. L.)* kam öfter aus seinem Schlupfwinkel in einem benachbarten Cacaobaume auf den Grasplan vor dem Landhause herab, und die Affen, welche die Reisenden im Hinterhause angekettet hielten, lauschten den nie gehörten Tönen, bis sie endlich in einem schmetternden Gekreische Aehnliches hervorzubringen suchten. Be-

weis genug, dass der Mensch seinen bildenden Einfluss selbst auf die freie Schöpfung um ihn her ausüben kann.

[16]) *Charles Marie de la Condamine* (geb. 1701, gest. 1774 zu Paris) machte bekanntlich seine Reise von Jaen de Bracamoros nach Pará im J. 1743. In seiner Begleitung befand sich der gelehrte *Godin des Odonnais*, der später mit seiner Gemahlin mehrere Jahre am östlichen Abhange der Anden verlebte, 1749 aber allein nach Europa zurückkehrte. 1769, nach einer mehr als zwanzigjährigen Trennung von ihrem Manne, unternahm dann Mad. *Godin*, den Amazonenstrom bis Pará hinabzufahren, wo ihr Gatte ihrer wartete. Dieser hatte alles zur Reise Nöthige besorgt, und der König von Portugal sogar ein Schiff zu ihrer Verfügung gestellt. Doch eine Reihe von Unglücksfällen und Nachlässigkeiten vereitelte alle diese Vorkehrungen, so dass Mad. *Godin*, des Wartens müde, mit ihren zwei Brüdern, einem Arzte, drei weiblichen Dienstboten, einem Kinde und einigen Indianern in einem offenen Canoe die so beschwerliche und gefahrvolle Reise antrat. Bei der ersten Gelegenheit wurde sie vom Arzte verlassen, welchem bald die vorausbezahlten Indianer folgten. Vergebens suchten nun die Reisenden ihr Boot zu lenken, es scheiterte am Ufer, und nur mit genauer Noth rettete Mad. *Godin* ihr Leben. Hierauf verfertigten sie ein Floss, welches auf gleiche Weise verunglückte. Voller Muth, aber gänzlich unerfahren, beschlossen sie nun ihre Wanderung durch den pfadlosen Urwald fortzusetzen. Bald jedoch verloren sie den Weg, und ohne Nahrung und gehörige Kleidung, unfähig den Strapazen und der Verzweiflung zu widerstehen, erlagen sie alle

bis auf Mad. *Godin*, die zarteste, aber moralisch kräftigste der kleinen Gesellschaft. Nachdem sie lange mit stieren Blicken die Leichen ihrer unglücklichen Reisegefährten betrachtet hatte, ermannte sie sich plötzlich, flehte den Himmel um seinen Beistand an, und schritt muthig in östlicher Richtung weiter. Die Leiden, die sie auf ihrer langen Wanderung zu erdulden hatte, wer könnte sie beschreiben?! Nackt, erschöpft, ausgehungert, traf sie endlich mit einigen Indianern zusammen, die zwar anfangs vor der geisterhaften Erscheinung erschraken, bald aber sie mit der grössten Gastfreundschaft und Güte behandelten. Der lange, hartnäckige Kampf, den sie in den Urwäldern unter tausend Gefahren gegen den Tod geführt, hatte ihr Haar schneeweiss gebleicht, und ihr vor der Zeit alle Zeichen des höheren Alters aufgedrückt. Die gutherzigen Indianer führten sie nach der nächsten europäischen Niederlassung, von wo aus sie ohne fernere Beschwerden die Reise nach Pará fortsetzte. Aber die Erinnerung der vielen Scenen, die sie erlebt hatte, und der lieben und treuen Gefährten, die sie hatte nach einander sterben sehen, war für ihr Gemüth von einer zu gewaltsamen Erschütterung begleitet, als dass sie nicht, nachdem sie dem Tode im Urwalde entronnen, dem unheilbaren Wahnsinne hätte verfallen sollen!

17) Bekanntlich war schon im Jahre 1641 *Acunna's* „Descubrimiento del gran Rio de las Amazonas" zu Madrid erschienen, aber durch die eifersüchtige Politik *Philipp's IV.* bis auf zwei Exemplare vertilgt worden, so dass erst *Gomberville's* Uebersetzung im Jahre 1682 die wissenschaftlichen Resultate jener denkwürdigen

Reise bekannt gemacht hatte. Die erste grosse Expedition der Portugiesen auf dem Amazonas, wobei *Pedro Teixeira* eine Flottille von fünfundvierzig Canoes mit neunhundert Mann bis in den Rio Napo geführt hatte (1637—1639), ward von den Paraensern als ein Gegenstück zu den Heldenthaten eines *Gama* und *Albuquerque* gepriesen, aber der Bericht dieser Reise, den *Spix* und *Martius* in Pará selbst zu vergleichen Gelegenheit hatten, gab ihnen keine geographischen Aufschlüsse. Er konnte vielmehr, nebst dei Reisebeschreibung des P. *Acunna*, der *Teixeira* von Quito*) aus zurückbegleitete, blos Gegenstand einer Art von antiquarischer Untersuchung sein; denn obgleich diese Unternehmungen erst zwei Jahrhunderte zurückliegen, waren doch die Benennungen zahlreicher Orte und Völkerschaften weder auf neueren Karten, noch im Munde des Volkes zu finden, da sie fast alle einer neueren Nomenclatur Platz gemacht. Ja, das ganze Bild von den durchreisten Ländern, welches jene Reisenden, in der Absicht, ihren Entdeckungen höhern Werth zu geben, in glänzenden Farben dargestellt, und durch die zahl-

---

*) In Quito waren *Teixeira* und seine Begleiter — die Mannschaft war an der Mündung des Aguarico in den Rio Napo zurückgelassen worden — mit grossen Feierlichkeiten empfangen worden, denn abgesehen von der Grossartigkeit des Unternehmens erschien schon damals die praktische Seite der Expedition, eine Flussverbindung des fernen Westens von Südamerika mit dem Atlantischen Ocean, von unabsehbarer Tragweite, eine Ansicht, die sich heutigen Tages durch eine Dampf-Flussschifffahrt von ungefähr 800 deutschen Meilen Länge vollkommen gerechtfertigt hat, aber in der ganzen Zeit vor Entdeckung der Dampfboote sich nur höchst mühevoll ausführen liess.

reichen Fabeln ausgeschmückt hatten, die besonders in jener Periode die Einbildungskraft Europas beschäftigten, schien sich unseren beiden Reisenden jetzt, da sie in der Nähe waren, anders zu gestalten. Um so willkommener hätten ihnen spätere Nachrichten sein müssen; aber sie hörten nur Allgemeines über die Reisen der Portugiesen erzählen. Sie erfuhren, dass im Jahre 1749 eine militärische Expedition von Pará ausgelaufen und nach einer neunmonatlichen Reise auf dem Amazonas, Madeira und Guaporé in dem Arrayal S. Francisco Xavier do Matto Grosso angekommen war. Schon bekannt war ihnen, dass der Gouverneur *Mendonça Furtado* 1754 eine Reise mit zahlreichem Gefolge bis Mariuá im Rio Negro gemacht, und auf derselben alle Missionen, besonders der Jesuiten, besucht hatte. Von den vier Visitationsreisen, welche der Bischof *Caetano Brandâo* in den Jahren 1784, 1787 und 1788 unternommen, konnten sie nur unbestimmte Erzählungen vernehmen, die in Nichts, als in den Mühseligkeiten übereinstimmten, welche jener Prälat zu bestehen gehabt. Nicht vollständiger waren die Nachrichten über die Reisen der letzten Grenzcommission unter *João Pereira Caldas*, welcher sich, von mehreren Astronomen, Geometern, Zeichnern und dem Naturforscher *Alex. Rodr. Ferreira* begleitet, im Jahre 1781 nach dem Innern der Provinz begeben, und der zugleich mit dem spanischen Grenzcommissar *Francisco Requena* mehrere Jahre (bis 1786) in Ega und am Rio Negro zugebracht hatte. Erst nachdem *Spix* und *Martius* im April 1820 wieder nach Pará zurückgekehrt waren, erhielten sie die Abschrift eines hydrographisch-ethnographischen Berichts,

welcher um das Jahr 1786 von einem Capitularen von Pará verfasst worden war, und ihnen während der Reise selbst vom grössten Nutzen gewesen sein würde.

18) Der in der Gefangenschaft den Charakter eines harmlosen Schwankmachers annehmende Coatáaffe wohnt einzeln in dichten Urwäldern, über deren höchste Aeste er sich mit einer fast unbegreiflichen Schnelligkeit mittelst der langen Arme und des langen Wickelschwanzes hinschwingt. Er ist es, von dem die Indianer allgemein behaupten, dass er durch seine Verbindung mit den Indianerinnen die Uginas oder Coatá-Tapuüjas, einen geschwänzten Menschenstamm, hervorgebracht hätte, welcher zwischen den Quellen der Rios Puruz und Yuruá hausen soll. Wenn dies keine Sage wäre, die übrigens *Martius* ebenso oft hat wiederholen hören, wie die von den Amazonen*) und die derselbe durch

*) Die ausserordentlich grosse Verbreitung dieser Sage, der ja auch der „grosse Strom" seinen Namen verdankt, könnte allerdings dafür sprechen, dass es auch in Südamerika Amazonen gleich denen in Asien gegeben habe. Man darf jedoch nicht ausser Acht lassen, dass in mehrere der den Amazonen angewiesenen und sehr wenig bekannten Gegenden auch noch andere Fabeln versetzt worden. Der blinde, träumerische Glaube der Indianer konnte eine solche Sage durch weite Landstriche ebenso leicht verbreiten, als es mit notorisch unmöglichen Dingen der Fall war. So erinnert *Martius* an die Fabel vom Upupiára oder Waldteufel, einem Unholde, den die Phantasie der brasilianischen Indianer, wie die ganz entfernter Stämme am Orenoco, mit rückwärts stehenden Füssen begabt hat. Zu dieser Eigenthümlichkeit der Indianer, das Wunderbare aufzunehmen, kommt noch die Neigung der europäischen Entdecker, welche bemüht waren, ihre Thaten der erstaunten alten Welt im Abglanze solcher phantastischen Bilder zu zeigen. Vielleicht hatte man dem Spanier *Orelana*, der den Amazonenstrom 1541—42 zuerst befahren und auch

den Gürtel aus Baumrinde erklärt, den mehrere Stämme am oberen Yupurá, wie z. B. die Miranhas, zu tragen pflegen,*) so würde dies, beiläufig erwähnt, ein herrlicher Beleg für unsere angebliche Verwandtschaft mit den Affen sein. Ich sage „angebliche", da gerade die Cardinalfrage, *auf welche Weise* die Gestalt und der höhere *Verstand* des Menschen aus der thierischen Form und Intelligenz heraus sich entwickelt haben könnte, noch *nicht* beantwortet ist. Zwar meint nun

---

von „Weiberleuten" zuerst berichtet hat, vor denen er gewarnt worden sei, die Streitbarkeit eines gewissen Stammes dadurch schildern wollen, dass man sagte, selbst die Weiber ergriffen die Waffen, und der Anblick einiger solcher Weiber, die ihren Männern im Gefechte am Flusse Cunuriz (jetzt das Trombetas) beistanden, reichte hin, die Fabel zu vollenden. Dies scheint die einfachste Erklärung zu sein, zumal unseren beiden Reisenden versichert wurde, dass u. a. die Mundrucus-Indianer ihre Weiber in die Schlacht mitzuführen pflegten, um sich von ihnen die Pfeile reichen zu lassen. Aus dem sclavischen Zustande der Weiber, worin *de la Condamine* die mögliche Veranlassung einer Weiberrepublik erblickt, ist eine solche Erscheinung um so weniger herzuleiten als die Abhängigkeit der Weiber von den Männern notorisch gerade in der vorherrschenden Sinnlichkeit der ersteren begründet ist. Dieses Verhältniss veranlasst manche Indianerin, ihre Horde, wo sie vielleicht von ihrem Manne verstossen wurde, zu verlassen, und als freie Hetäre von einem Haufen zum anderen zu ziehen, wo sie um so willkommener ist, als man in ihr eine Art von Sclavin erblickt, welche sich jedem Dienste des Hauses unterziehen muss.

*) Es existirt sogar das eidliche Zeugniss eines Missionärs, der im J. 1752 einen Indianer aus den Wäldern am Yupurá gesehen, welcher einen 5 Zoll langen, haarlosen Schwanz gehabt hätte. Der fromme Vater setzt hinzu, man habe ihm versichert, dass dieser Schwanz schnell wüchse und deshalb von Zeit zu Zeit abgestutzt werden müsste. Risum teneatis! Was die „Frommen" nicht alles glauben!

der durch seine Forschungen auf den Gebieten der Anthropologie und Ethnologie berühmt gewordene Dr. *A. Bastian*, in seinem vor Kurzem erschienenen Werke „Ueber das Beständige in den Menschenrassen und die Spielweite ihrer Veränderlichkeit“: „Es haben sich namentlich in jüngster Zeit so viele ungeahnte Wechselbeziehungen zwischen scheinbar getrennten Feldern aufgefunden, dass a priori keine Entscheidung zu geben ist, ob sich nicht eine bis jetzt mangelnde Brücke zwischen Menschen und Affen oder irgend anderen Naturwesen bauen könnte, aber“ — fügte er hinzu — „*solche Möglichkeiten kümmern uns nicht, so lange sie keine Gewissheiten sind;* im naturwissenschaftlichen Studium gilt das Gewisse als bestimmte Einheit und die Möglichkeit ist überhaupt nicht vorhanden, da sie für Null zählt.“ . . . Daher bleibt vorlaufig „*die Abstammung des Menschen von Thieren ein in naturwissenschaftlicher Logik Undenkbares;*“ und ich für meinen Theil glaube auch nicht, dass die Kluft zwischen Affe und Mensch jemals auszufüllen sein wird. *Goethe* sagt:

„Wenn man auch nach Mekka triebe
Christus' Esel, wird er nicht
Dadurch besser abgericht't,
Sondern stets ein Esel bliebe.“

In der That: Civilisire man einen Orang-Affen auch noch so lange und noch so zärtlich, ja setze man dieses Civilisiren durch ganze Generationen von Orang-Affen fort, sie werden immer nur Affen bleiben, nicht einmal Australneger werden, geschweige denn ein — *Karl Vogt*, der sich zum Hauptapostel der Affenabstammungslehre aufgeworfen hat. Wenn derselbe nun sagt, dass

der Affentypus nicht in einem, sondern in drei menschenähnlichen Affen gipfele, die wenigstens zwei verschiedenen Gattungen angehören, dass ein Jeder von ihnen seine besonderen Charaktere habe, durch welche er dem Menschen näher steht: der Tschimpanse durch seine Schädelform und seinen Zahnbau,*) der Orang-Utang durch die Hirnbildung, der Gorill durch den Bau der Extremitäten, vornehmlich der Hände, dass also keine Art dem Menschen in allen Formen absolut näher stehe, als die andere, — so wäre dann nur anzunehmen (und Karl Vogt nimmt dies wirklich an!), dass sich aus jenen drei verschiedenen Repräsentanten des Affengeschlechts in den verschiedenen Welttheilen und unter verschiedenen Himmelsstrichen allmälig die verschiedenen Menschenrassen entwickelt haben. Wenn dies aber *jemals* der Fall gewesen wäre, so müsste es ja auch heute noch möglich sein. So lange sich daher ein solches Wunder nicht ereignet, sich wenigstens

*) Hierbei möge erwähnt werden, das *Ludw. Reichenbach* in einem seiner, Anfang dieses Jahres über die vielleicht reichhaltigste, jetzt im Dresdner Zwinger neu aufgestellte anthropologische Sammlung öffentlich gehaltenen Vorträge jedem Zuhörer handgreiflich bewies, wie die typische Entwickelung des Affen- und Menschenschädels ganz entgegengesetzt ist. Der Affenschädel ist zwar anfänglich dem des menschlichen Kindes ähnlich, wird aber im Alter raubthierähnlich mit überwiegenden Kiefern, Kinnladen und Zähnen, sowie mit knorrigen Leisten auf dem dachförmig zusammengedrückten Obertheile, der Menschenschädel dagegen behält seine Form und das gleiche Gebiss, veredelt und glättet sich, wie dies selbst an dem Schädel eines Menschen, der 132 Jahre alt geworden, wahrzunehmen war. Auch Prof. *Virchow* kam in einem jüngst zu Berlin gehaltenen Vortrage zu dem Resultate, dass es positiv irrthümlich sei, den Menschen als einen potenzirten Affen zu betrachten.

nicht mit Bestimmtheit nachweisen lässt, die conditio sine qua non also noch nicht erfüllt ist, so lange gestatte man, der in Rede stehenden Theorie gegenüber ungläubig zu bleiben und die uns zugemuthete Verwandtschaft nicht anzuerkennen. Wenn überdies die natürliche oder künstliche Züchtung wirklich im Stande wäre, völlig *neue Arten* zu erzeugen, so müsste sich dies vor Allem beim Menschen selbst, wo doch die Paarung eine mehr berechnete und rationelle ist, schon längst gezeigt haben. Es hätte demnach seit dem jahrtausendelangen Bestehen der jetzigen Menschheit bereits eine vollkommnere, wesentlich neue animalische*) Art aus dem Menschengeschlechte hervorgehen müssen, was bis jetzt bekanntlich nicht der Fall gewesen. Die Erfahrung zeigt vielmehr im Allgemeinen, dass die Vermischung verschiedener Abarten nur neue, zu der nämlichen Ordnung gehörige Ab-, Unter- oder Spielarten, Varietäten, zur Folge hat. Sonach könnte der Mensch nur eine Abart des Affen sein! ... Doch genug davon, da hier ja nicht der Ort ist, auf diese Streitfrage näher einzugehen, vielmehr machte ich diese gelegentlichen Bemerkungen nur, um zu erwähnen, dass auch *Martius* von der octroyirten Verwandtschaft der Menschen mit den Affen nichts wissen wollte. Bei ihm kam aber

---

*) Dass es nicht auch in unserer Muttersprache, wie dies z. B. in der lateinischen Sprache mit dem Worte *animal* der Fall ist, für die Menschen und Thiere einen gemeinsamen Ausdruck giebt, hat seinen Grund darin, dass der Deutsche schon von Haus aus das volle Gefühl der Persönlichkeit besitzt, welches den Menschen in dem höheren Grade seiner Formausbildung, in seinem Selbstbewusstsein und seiner Selbstbestimmung von der Thierindividualität unterscheidet.

freilich, wie wir sehen werden, noch ein anderer Grund hinzu: sein Bibelglaube, der ihn natürlich auch zu einem Gegner des Darwinismus überhaupt machte. (S. später im Texte das Gespräch mit *Goethe*, S. 218 ff.).

[19]) Von dem amerikanischen Krokodil hat man im Allgemeinen eine zu milde Vorstellung; weder an Grösse noch an Gefrässigkeit und Bösartigkeit steht es dem afrikanischen nach.

[20]) Durch die *Lingua geral brazilica*, welche sich wie ein geistiges Band durch die vielzungige Urbevölkerung hinschlingt, wird der Verkehr der Weissen mit den Indianern vermittelt. Selbst im Verkehre mit freien Indianern, die ganz abweichende Idiome sprechen, gewähren einzelne ihrer Wörter die erste Handhabe des Verständnisses. Wo aber der rothe Mensch dem europäischen Einwohner dienstbar geworden, und überhaupt in allen Classen und Abstufungen der niedrigeren ackerbautreibenden und bürgerlichen Gesellschaft ist sie die *herrschende Sprache.* In der That dürften in Pará und Alto Amazonas die Häuser selten sein, in welchen sich nicht wenigstens einige Bewohner dieser Sprache bedienen. Sie ist das Vehikel für das Verständniss des Herrn mit dem Diener indianischer und gemischter Abkunft. Auch der in den nördlichsten Provinzen Brasiliens minder häufige Neger nimmt sie ohne Schwierigkeit auf oder versetzt mit ihr das eigenthümliche Patois, welches er entweder aus Afrika herübergebracht oder sich in Amerika angeeignet hat. In Pará namentlich, wo im Arsenal, im Heere und in der Marine viele Indianer dienen, ist man auf den Gebrauch der Lingua geral fortwährend angewiesen. Wenn auch die Befeh-

lenden ihrer nur selten vollständig mächtig sind, um sie als ausschliessliches Organ zu gebrauchen, so mischen sie doch zu leichterem und rascherem Verständniss einzelne Worte ein. Je mehr man sich aber nach Westen wendet, desto häufiger tritt sie in einzelnen Bruchstücken hervor und um so öfter hört man sie; im Munde des gemeinen Volkes wird durch sie das Portugiesische vollkommen ersetzt. Das zeigt sich schon westlich von Santarem (am Amazonenstrome) und immer stärker in den menschenarmen oberen Districten der Provinz Alto Amazonas, wo sich der Brasilianer oft ausschliesslich von Indianern umgeben sieht. Auf die portugiesische Rede erfolgt hier oft die Antwort in der „Tupi", denn der Indianer und alle Mischlinge, dergleichen die meisten den geringeren Classen der Gesellschaft angehören, verstehen zwar Portugiesisch, finden es aber bequemer, in einer Sprache zu antworten, die weder Declination noch Conjugation im Sinne der ausgebildeten europäischen Idiome hat, und die nöthigen Begriffe, um welche es sich handelt, in energischer Kürze ohne grammatische Abwandlung der Wörter an einander reiht. Allerdings mangeln hier, wie in allen agglutinirenden oder polysynthetischen Sprachen, über welche sich die amerikanische Urbevölkerung gleich anderen culturlosen Völkern nicht erhoben hat, die feinen Nuancirungen in der Satzbildung. Solche Idiome vermögen nicht, eine Reihe von Begriffen zu einem organischen Ganzen zu gliedern, so dass sie als eine Verkörperung des logischen Denkprocesses selber zu einer dem Schönheitsgefühl entsprechenden Darstellung gelangten. Gleichwie das Leben des Wilden sich in materiellen Be-

ziehungen erschöpft, so ist auch seine Sprache einfach, ungelenk und vom Idealen abgewendet. Aber den praktischen Bedürfnissen und dem Verhältnisse zwischen einer höher gebildeten herrschenden und einer niedrigeren gehorchenden Rasse kann diese Lingua geral vollkommen genügen, und ihre Grundelemente empfehlen sich überdies durch die Leichtigkeit, mit welcher sie ausgesprochen werden. Sie ist nämlich reich an Vocalen, die meisten Silben bestehen meist aus zwei Buchstaben; ihre Diphthongen lassen den Laut beider Vocale deutlich anklingen und die Consonanten, niemals gehäuft, folgen sich in den zusammengesetzten Wörtern oft nach dem Gesetze einer Apposition, welche der Rede Weichheit und Wohllaut verleiht. Diese Vorzüge lassen sich übrigens nicht in gleichem Maasse von der *ursprünglichen Tupi* rühmen, aus welcher die Lingua geral brazilica entwickelt worden und *letztere* trägt die Spuren mehrfacher europäischer Einwirkungen an sich. Sowohl der Dialect der eigentlichen Guarani in Paraguay und in Südbrasilien, als die Spuren der Sprache, welche die alten Tupinambas sich bedienten, weisen eine Häufung von Consonanten, eine unlautere Vocalisation auf, deren die verfeinerte und weiche Lingua geral im Munde der europäischen Ansiedler entkleidet worden ist. Wir müssen sie uns daher als einen nicht blos aus dem inneren indianischen Volksleben umgebildeten Dialect denken; sie ist vielmehr *eine wahre Lingua franca*, aus den alten Tupi-Elementen unter der Herrschaft einer ihr ursprünglich fremden Reflexion aufgebaut und namentlich *für das Werk der Bekehrung und Civilisation festgestellt*, welches die Je-

suiten und neben diesen auch andere geistliche Körperschaften und zwar ohne Zuthun der Regierungsgewalt in ihre Hand genommen hatten. Sie glaubten ihre Zwecke mit den Indianern am besten zu erreichen, wenn sie den Verkehr mit der portugiesischen Bevölkerung möglichst beschränkten. Deshalb bemühten sie sich, in den Niederlassungen ihre Neophyten ausschliesslich mit der Lingua franca bekannt zu machen, dagegen die portugiesische Sprache zu verdrängen. Allerdings verbot eine königliche Verfügung vom 12. October 1727 den Gebrauch der Lingua geral in den Ortschaften mit gemischter Bevölkerung, aber trotzdem war bis zur Aufhebung des Jesuitenordens und der Abführung von 112 Jesuiten aus Maranhao und Pará im Jahre 1759 nach Portugal jene Lingua geral das ausschliessliche Mittel der Verständigung mit den Indianern geblieben, im Leben, in der Schule und von der Kanzel. Während dieses Zeitraumes war sie von jenen thatkräftigen Geistlichen, den Carmeliten und Anderen, in der einmal fixirten Redeweise eifrig festgehalten worden. Sie blieb, obgleich sich viele Indianer, die andere „Girias“ sprachen, sich derselben bedienen mussten, in einer gewissen Reinheit und Gleichförmigkeit bestehen, denn die Geistlichkeit bewahrte sie hierin mit Sorgfalt wenigstens innerhalb des Ordens. Es ist der Lingua geral — und im Vergleich mit den Civilisationsversuchen unter den Wilden Nordamerikas und Oceaniens wohl nicht mit Unrecht — vorgeworfen worden, dass sie den Unterricht nicht bis zum Lesen von Büchern gebracht hat. Die Folge war, dass die Sprache, lediglich von einer uncultivirten, stets wechselnden Be-

völkerung gebraucht, einer schrankenlosen Abwandlung und Verderbniss preisgegeben wurde. In diesem Stadium befindet sie sich in den Amazonasländern noch jetzt, und da sie, als das allgemeinste Mittel des Gedankenaustausches, in den nächsten Menschenaltern keineswegs gänzlich verlöschen wird, so erscheint es im Interesse der Verwaltung, sie vor weiterem Verfall zu schützen und ihre Reinheit durch den Schulunterricht und durch literarische Bearbeitung herzustellen. Wenn früher der Zeitgeist die Vereinigung der Indianer zu „christlich-organisirten“ Gemeinschaften verlangte, so will die Gegenwart sie in die „bürgerliche Gesellschaft“ aufnehmen, um auch von ihnen die Früchte der Industrie und des Handels zu ernten. *Diese aber reifen beim Indianer, der nur für die Bevormundung durch eine höher entwickelte Rasse empfänglich ist, sehr langsam.* Von diesem Gesichtspunkt aus empfiehlt sich die Cultur der brasilianischen Lingua franca als ein sicheres Mittel, den Indianer an die Kreise europäischer Gesittung heranzuziehen (— so weit das bei ihm überhaupt möglich ist —). Viele Brasilianer reden der Entwickelung dieser Tupisprache auch deshalb das Wort, *weil die Aufnahme des Portugiesischen in den Gedankenkreis des Indianers ihnen unmöglich zu sein scheint.* Für ethnographische Forschungen gewährt die Lingua geral mehrfachen Nutzen. Ja, ein tieferes Eindringen in die schwierigsten, aber auch erfolgreichsten ihrer Fragen dürfte ohne gründliche Kenntniss derselben unmöglich sein. Sie kann daher künftigen Reisenden nicht genug empfohlen werden. (S. *Martius'* „Zur Ethnographie Amerikas, zumal Brasiliens.“ Lpzg. 1867. S. 364 ff.)

21) Rocou oder Rucu, Arucu, Achiotti, Arnotto, Attole ist der gewöhnlich unter dem Namen Orleans oder Orlean bekannte rothgelbe Farbstoff, welcher aus dem rothgelben, klebrigen Fruchtfleische der Samenkapseln von dem nach Francisco Orellana, der im Jahre 1541 den Amazonenstrom hinabgefahren ist, genannten Baume Bixa Orellana L., gewonnen wird.

22) Dieses Zeichen der Autorität war den „Principalen" zur Zeit des *Mendonça Furtado* und der zweiten Grenzcommission verliehen worden, da man die rohen Wilden durch den Anschein von Würden- und Ehrenstellen zu gewinnen hoffte, war aber mittlerweile ebenso selten geworden wie der europäische Anzug des Pachicu-Indianers, der wohl noch von damals herrühren mochte.

23) Als *Martius* den Häuptling über die Ursachen der Anthropophagie unter seinem Stamme befragen liess, zeigten dessen Antworten, dass er und die Seinen dem Gefühle ganz fremd geblieben waren, das gesitteteren Völkern den Genuss des Menschenfleisches verabscheuungswürdig macht. „Ihr Weissen", sagte er, „wollt weder Crocodile noch Affen essen, obgleich sie wohlschmecken; hättet ihr weniger Schildkröten und Schweine, so wäret ihr gewiss hierauf verfallen, denn der Hunger thut weh. Dies alles ist nur Gewohnheit. Wenn ich den Feind erschlagen habe, ist es wohl besser, ihn zu essen, als verderben zu lassen. Grosses Wild ist selten, weil es keine Eier legt, wie die Schildkröten. Das Schlimmste ist nicht das Gefressenwerden, sondern der Tod; und bin ich erschlagen, so ist's dasselbe, ob der Umána (er nannte hier den anerkannten Feind des Stammes) mich frisst oder nicht. Ich wüsste

aber kein Wild, das besser schmeckte, als Jener; freilich ihr Weisse seid zu sauer.“ Offenbar lag in dieser Antwort mit ihrem für uns so schmeichelhaften Schlusse der Gedanke, dass der Indianer von einem fremden, besonders dem entschieden feindlichen Stamme ganz wie ein Wild behandelt werden könne. Die Frage, ob der Stamm auch die Gefangenen fresse und ob er auszöge, um zu diesem Zwecke Gefangene zu machen, wurde dahin beantwortet: „Einen Gefangenen zu fressen, den ich verkaufen kann, wäre ja unklug; Branntwein schmeckt besser denn Blut; aber den Umána, der sich eher selbst aushungert, als unter die Weisen verhandeln lässt, und der uns so Viele gefressen hat, bringen wir lieber gleich um.“ Von Menschenopfern, als Sühne dem bösen Geiste dargebracht — einen guten kennt der Miranha nicht — fand *Martius* keine Spur.

24) Indem *Martius* von den dortigen Chinasorten sammeln liess und sie später, nach Pará zurückgekehrt, dem Gouverneur vorlegte, war er der Erste, der die Regierung von Brasilien überzeugte, dass sie den westlichen Nachbar um eines der köstlichsten Heilmittel nicht zu beneiden habe.

25) Der Kaiser *Dom Pedro II.* war schon längst von der Ueberzeugung durchdrungen, dass Brasilien seine grossen Ströme dem Weltverkehr öffnen müsse, wodurch allein die Möglichkeit geboten werde, die ganze Kraft fremder Unternehmung und fremden Capitals, unschädlich für das politische Staatsganze, in das gewaltige Gebiet des Amazonas hineinzuziehen; aber die politischen Verhältnisse der letzten zwölf Jahre gestatteten dem Kaiserreiche einen solchen Schritt nicht.

Differenzen mit Peru, die zwischen Brasilien und Frankreich schwebende Frage wegen der Oyapok-Grenze, die selbst *Napoleon III.* schon einigemale „à l'étude“ genommen hatte, dann der fast drei Jahre dauernde Conflict mit England wegen der „practical jokes“ einiger brittischen Marine-Officiere, endlich die Differenz mit der nordamerikanischen Union wegen des Kampfes zwischen dem nordstaatlichen Kriegsdampfer „Wassuchet“ mit dem südstaatlichen Caper „Florida“ im Hafen von Bahia, machten es unmöglich, dass Brasilien die Freigebung des Amazonas früher aussprach, weil dieser grosse politische Act dann nicht wie ein freiwilliger ausgesehen haben würde. Als aber alle diese Conflicte zur grössten Ehre und Genugthuung Brasiliens beigelegt waren, als Brasilien Uruguay besiegt und dieser Republik mit voller Achtung ihrer Unabhängigkeit und republikanischen Regierungsform den Frieden wiedergegeben, als es die Triple-Allianz mit den beiden, ihm sonst rassenfeindlichen Staaten, der argentinischen Conföderation und Uruguay aufgerichtet, und eine Land- und Seemacht entwickelt hatte, wie sie Südamerika bisher nicht gekannt, trat der Kaiser durch ein Decret vom 7. December 1866 plötzlich mit der vollständigen Freigebung des Amazonas für die Kauffartheischiffe aller Nationen hervor, ja er fügte sogar, um keinen Zweifel über seine Intentionen zu lassen, dem Amazonas und dessen Nebenflüssen auch noch den St. Francisco hinzu, der die Provinzen Bahia und Minas Geraës dem Weltverkehre öffnet. Ausserdem steht nach dem Tractate jener Triple-Allianz, da der Dictator *Lopez* von Paraguay bereits so gut wie überwältigt ist, auch

die Freigebung der sämmtlichen Plata-Gewässer in nächster Zeit bevor. Welche eminente Bedeutung aber die Eröffnung all' dieser endlosen Wasserstrassen hat, lehrt schon ein flüchtiger Blick auf die Karte. Ihre ungehinderte und uneingeschränkte Benutzung wird für den Weltverkehr binnen wenig Jahren eine Wichtigkeit erlangen, für die es bis jetzt noch an jedem Maassstab fehlt. Schon *Al. v. Humboldt* sprach es aus, dass allein der Amazonas zum Centrum einer Welt-Civilisation werden würde!

26) S. „Erinnerungen aus meinem neunzigjährigen Leben" v. *E. W. Martius*, S. 248.

27) Vergl. was *Martius* in seinen „Denkreden" (S. 388 u. 600) in Bezug auf *Al. v. Humboldt* und *v. Spix* sagt.

28) Siehe ebendas. S. 268 flg. — Kurz vorher hatte *Martius* von den philosophischen Ueberzeugungen des Naturforschers im Allgemeinen und denen *Zuccarini's* im Besonderen gesprochen und sich in ersterer Beziehung auf folgende bemerkenswerthe Weise geäussert: „Die philosophischen Ueberzeugungen, theilweise angeboren, und das tiefe und innerlichste Erbtheil der individuellen Natur, theilweise erst im Leben gewonnen, tragen bei den Naturforschern bald mehr einen analytischen, zersetzenden, bald mehr einen synthetischen, versöhnenden Charakter. Der eine fühlt aus der Natur, diesem grossen Ganzen mit seiner Unabänderlichkeit, seinem strengen Rhythmus, seiner scheinbaren Feindseligkeit gegen jedes Individuelle, seiner Fühllosigkeit gegen menschliches Streben und Wissen, — mehr den tiefen Bruch unserer Existenz heraus, er kommt nur zu

Räthseln, und bleibt schauernd und schmerzhaft vor dem ewigen Differentiale stehen. Der Andere leitet aus jenem erhabenen Anblick die Gewissheit ab von einer höheren, wenn gleich ihm noch unverständlichen Harmonie, auf einem Gebiete jenseits dieses sichtbaren Alls; — er lässt die unentwirrbaren Räthsel liegen, und ergiebt sich ohne Grübelei und Sorge dem erquicklichen, friedfertigen, beruhigenden Eindruck, den dieselbe Natur auf den Glücklichen ausübt. Er fühlt keine Schmerzen, sondern nur jene Rührung, welche die Weisen aller Zeiten als süsse Frucht der Beschaulichkeit gepriesen, und fortwährend in uns zu erhalten angerathen haben.“ Wie *Martius* selbst, war auch der am 18. Febr. 1848 zu München verstorbene *Zuccarini* für diese letztere Art der Auffassung organisirt, was aus seinen seelenvollen und tiefempfundenen Dichtungen ersichtlich war. Da von denselben, so viel ich weiss, nur wenige überhaupt bekannt, seine „Kleeblätter, Lieder dreier Geschwister“ (München 1839. 8⁰.) wenigstens nicht in den Buchhandel gekommen sind, so weiss mir vielleicht der Leser Dank, wenn ich hier das Bruchstück eines Gedichts: „Die Pflanzen“ mittheile:

Hat nicht der Menschheit Genius selbst
Jedes Leids, jeder Freude Symbole
In unsre (der Blumen) zarte Kelche gebettet,
Gruss und Schwur an sie gebunden?
Bedeutet nicht der Rebe Thräne
Die heisse junge Sehnsucht
Nach kräftigem Schaffen,
Die erstarket zu rascher That
Im gährenden Moste,
Und zu besonnenem Handeln,
Zu trefflichem Rathen

Sich veredelt im greisenden Wein?
Lebt nicht in der Rose verschämtem Kelch,
Genuss verheissend, Geheimniss fodernd,
Des ersten Kusses süsses Weh?
Trägt nicht der Nachtviole Duft
Deiner Sehnsucht Ruf himmelwärts?
Weisst Du bessern Trost in der Ferne
Als des Vergissmeinnichts Sternengruss?
Erkennst Du nicht des Sinngrüns Mühen
Am Grabe der Mutter? — — —
Weint nicht mit Dir die Birk' am Grab
Deiner Lieben gelösten Haars?
Erfreut sich mit Dir nicht die junge Saat
An des Frühlingshimmels heiterm Blau?
Preiset mit Dir nicht der Allmacht Huld
Das demüthige Aehrenfeld?
Betet mit Dir nicht der Eichendom,
Wenn der Sturm durch die Wipfel saust?
Hast Du treuere Freunde im Leben,
Als die alten Säulen der Heimathswaldung?
Ihre Stämme haben Deine Wiege gebaut,
Deiner Kirche Dach gefüget,
Deiner Lanze Schaft getrieben,
Deiner Braut den Kranz geflochten,
Deiner Mutter den Sarg gezimmert!
Deinen Frühling haben sie fröhlich umgrünt,
Deinen Sommer mit Blüthen durchduftet,
Deinen Herbst mit Früchten gesegnet,
Deinen Winter bedecken sie mit warmem Laub
Und trauern um Dich in fahlem Schmuck!
Deiner Ahnen Asche hat einst die Keime befruchtet,
Deiner Väter Hand hat die Saat beschirmt!
Und dankbar freu'n sich und klagen die Wipfel noch
Mit der Geschiedenen spätestem Enkel!

Das ist denn doch ein Beitrag zu einer Blumensprache im höhern Chor, der wirklich poetischen Werth besitzt. Blumensprachen bilden einen nicht geringen Bestandtheil unserer poetischen Literatur, und es er-

scheint mir als nicht unwichtig, was ich beabsichtige: das hierher Gehörige, Bedeutenderes wie Geringfügigeres, zum Ueberblicke zusammenzustellen, oder wenigstens das in den Gedichten namhafter Dichter über die Blumen Vorkommende, besonders wiefern es auf eine Symbolik derselben sich bezieht, in einer Chrestomathie zu vereinigen.

29) S. „Gespräche mit *Goethe* in den letzten Jahren seines Lebens. 1828—1832. Von *Johann Peter Eckermann.*“ (Leipzig, 1836) III. Th. S. 283.

30) S. ebdas. II. Th. S. 19 ff.

31) Vgl. den Aufsatz: „Ein Blick in den Haushalt der Natur. Von Dr. *Hugo Schramm*“ in der Allg. Ill. Ztg. „Ueber Land und Meer“ (Stuttgart) 19. Bd., 1868, S. 3 ff.

32) Das ist ganz richtig. Wissenschaftlich betrachtet ist die Frage der Einheit des Menschengeschlechts ebensowenig bewiesen, ebenso in der Luft schwebend, wie die Descendenz des Menschen und des Affen von einem gemeinsamen Urahn. Noch niemals sind von einem weissen Elternpaare schwarze Kinder geboren worden, und selbst dann, wenn Weisse in eine tropische Gegend zogen, bekamen sie keine schwarze Nachkommenschaft.

33) S. *Martius*’ „Akademische Denkreden“ S. 489 flg.

34) Die „*Harmonie der Naturbibel mit der Culturbibel*“ nachzuweisen und lebendig darzustellen, hat in jüngster Zeit u. a. auch *Aug. Nath. Böhner* in dem Werke: „*Kosmos*, Bibel der Natur“ (Hannover, 1864—1867) versucht. Derselbe besitzt gleichfalls ein bedeu-

tendes Wissen, klare Anschauungen, sowie eine ehrliche und tolerante Gesinnung.

[35]) Interessant ist auch, wie sich *Martius* in dieser Beziehung über *Al. v. Humboldt* geäussert hat. In einer Anmerkung zu der am 28. März 1860 Denkrede auf denselben (s. „Akad. Denkreden" S. 394 ff.) sagt er nämlich bei der Erwähnung des berühmten physiologischen Werkes: „Versuch über die gereizte Muskel- und Nervenfaser, mit Vermuthungen über den chemischen Process des Lebens in Thieren und Pflanzen" (Berlin, 1797. 2 Bde.) Folgendes: „Drei Ursachen werden hier (a. a. O. II. S. 433) von *Humboldt* angedeutet, von denen je einer die mit dem Tode organischer Wesen eintretenden Stoffveränderungen könnten abhängig gedacht werden: 1) etwas Aussersinnliches („Vorstellungen"), welches auf die Materie wirken, ja die relative Lage der Elemente modificiren könnte. Aber es wäre ebenso denkbar, dass der Grund jenes während des Lebens aufrecht erhaltenen Gleichgewichtes in der Materie selbst läge, und zwar entweder 2) in einem unbekannten, den organischen Wesen eigenthümlichen Elemente, dessen Beimischung die Affinitätsgesetze ändert, oder 3) in dem Verhältnisse einer fortgesetzten gegenseitigen Wirkung der Organe auf einander, wodurch die Stoffe verhindert werden, zu der Ruhe der todten Natur zu gelangen. Nicht ungern führen wir diese drei, von *Humboldt* in seinem siebenundzwanzigsten Lebensjahre formulirten Anschauungsweisen an, weil sie vergegenwärtigen dürften, wie weit er damals in die Speculation eingetreten. Sie erscheinen uns fast wie eine absteigende Klimax. Auf der obersten Stufe

wäre ihm die individualisirende und erhaltende Lebenskraft etwas ausser der Materie bestehendes, Uebersinnliches (das er nur als Vorstellung bezeichnet). Der zweiten Anschauung läge gewissermaassen die Annahme eines unbekannten (noch zu entdeckenden), gleichsam wie ein Ferment die Vitalität bedingenden Elementes zu Grunde. Noch tiefer steigt man herab, wenn man das Leben nur in der reciproken (beziehungsweisen) Einwirkung der Organe gegeben sieht. — Ist etwa in diesen drei Anschauungsweisen ein Anklang zu vernehmen an die grossen Phasen speculativer Erkenntniss? Ein sich selbst besitzender, freischaffender, die Natur in ihren unendlichen Abstufungen individualisirender und begeistender Geist, Gott; — eine das Chaos nach inhärirenden Gesetzen gestaltende, sinnliche und geistige Anlagen, wie Theile ihres Ganzen entwickelnde, und begeistende Weltseele, — ein blinder Mechanismus nach physikalisch-chemischen Zugkräften sich bis ins Einzelnste gliedernd, die Mischungen der Stoffe und ihre blinden Kräfte hier im todten Schraubengange erschöpfend, dort zu Sinnen, Vorstellungen und Empfindungen bis zum Menschengeiste sublimirend. Warum hätte *Humboldt* die höchste Ansicht zuerst gestellt, wenn sie sich ihm nicht, wie in moralischer Nöthigung zuvörderst dargeboten hätte? — Man hat aus diesen Aeusserungen und dass er es in seinen Werken, mit einer gewissen Absichtlichkeit, vermieden, die Gebiete der Idealität zu beschreiten, auf seinen — Unglauben schliessen wollen. Trotzdem spreche ich es mit Zuversicht aus, dass das stolze Schiff seines Wissens an einer sicheren, aber tiefverborgenen Ueberzeugung vor Anker

gelegen sei. Ueber seinem und des Bruders Grabe in Tegel steht die Hoffnung (Spes, von *Thorwaldsen*). Seine Jugend fiel in jene Periode, da es in gewissen Kreisen zum guten Tone gehörte, nicht von Religion zu sprechen. Die Denker bewahrten ihre Ueberzeugungen im Schreine des Herzens. Als später, bei kirchlicher Bewegung sich unter redlichen Bekennern auch Sophisten zur Schau trugen, gelobten Jene sich ein Schweigen, das nicht selten gemissdeutet wurde. Unter den in der Wissenschaft und im Leben sehr würdigen Männern habe ich solcher Schweigsamen mehrere kennen gelernt. Zu ihnen rechne ich auch *Alexander von Humboldt*. Wenn er sich durch seine Begabung aus dem Kreise der speculativen Philosophen ausgeschlossen fühlte, und sich selbst beschränkte, so berechtigt dies nicht, an einer geheimen Welt seiner höchsten Gedanken zu zweifeln. Wir wollen nicht an die Anerkennung erinnern, welche ihm sein hoher Freund Fürst *Metternich* zollt (Briefe an *Varnhagen*, S. 219), weil er den günstigen Einfluss des Christenthums auf die Naturwissenschaften und die ganze Menschheit bespricht. Aber bedeutsam erscheint die Aeusserung (ebenda S. 117): Was mir an *Strauss* gar nicht gefallen hat, ist der naturhistorische Leichtsinn, mit dem er in Entstehung des Organischen aus dem Unorganischen, ja in Bildung des Menschen aus chaldäischem Urschlamme keine Schwierigkeit findet. Dass er von den blauen Dingen jenseits des Grabes wenig zu halten scheint, verzeihe ich ihm leichter, vielleicht auch nur, weil man, bei wenig gespannter Erwartung, sich um so lieber und angenehmer überraschen lässt."

— Oder möge dieses Bekenntniss seiner Ueberzeugung von unendlicher, schrittweiser Verklärung menschlicher Intelligenz minder schwer, als die Negation einzelner Lebenskräfte vom empirischen Standpunkte?“

[36]) Vgl. im „Deutschen Museum“ (Zeitschrift für Literatur pp.) Nr. 12 v. 21. März 1867 den Artikel über „Das Alexandrinische Museum“ von *Hugo Schramm.*

SEIN LEBENS-

UND

CHARACTERBILD

INSBESONDERE

SEINE REISEERLEBNISSE IN BRASILIEN

VON

DOCT. PHILOS

II.

LEIPZIG
LUDWIG DENICKE.
1869.

INHALTSVERZEICHNISS.

II.

III.

Anhang:

II.

„Nicht was ein hochbegabter Geist denkt und zu thun vermag, sondern was er wirklich thut und hervorbringt, darin liegt für Andere der Maasstab seiner Grösse.“

(Martius.)

Indem ich mich jetzt zu der für einen besondern Abschnitt aufgesparten Betrachtung der schriftstellerischen Thätigkeit unseres *Martius* wende, kann ich natürlich nur beabsichtigen, seine bedeutsamsten Werke näher in's Auge zu fassen, jene Werke, durch die er gelebt hat für alle Zeiten. Zugleich gilt von denselben jener Ausspruch, den der Vater der neueren Geographie, Carl *Ritter*, in Betreff der Schriften des ihm durch Freundschaft verbundenen Mineralogen Joh. Friedr. Ludw. *Hausmann* (gest. 1859 zu Göttingen) gethan hat: sie waren „sein Lobgesang Gottes". Sehr natürlich, denn wir haben ja schon gesehen, dass auch *Martius* zu denjenigen Naturforschern gehörte, in denen alle Kräfte des Geistes und Gemüthes solidarisch durchdrungen arbeiten und wir-

ken, — dass er eben ein in sich fest begrenzter und abgeschlossener Charakter, ein ganzer Mann war, von mildem Empfinden, aber auch von zähem, starkem Willen im Verfolgen der einmal eingeschlagenen Bahn, von ethisch strengem Urtheil.

„Solche Naturen“ — meinte er selbst in Bezug auf den genannten *Hausmann*[1]) — „sind unter den Männern der Wissenschaft nicht immer bequem in der Gegenwart; aber sie gehören der Zukunft, wenn sie ein langes Leben hindurch in stiller Festigkeit eine Arbeit an die andere reihen. Sie vererben nicht blos ein Stückwerk menschlichen Wissens, sondern sich selbst, eine fertige, auskrystallisirte Persönlichkeit, welche sogar auf eine spätere und anders geartete Zeit einen gleichsam monumentalen Eindruck hervorbringt. Solche Leistungen, die der ganze Mensch sind, werden unvertilgbare Ecksteine im unendlichen Gebäude der Wissenschaft, während einzelne Theile auf dem Gebiete der Gedanken nur einen individuellen, aber keinen persönlichen Eindruck hinterlassen.“

Martius war als Schriftsteller, und zwar

nicht blos auf dem Gebiete der Botanik und der Naturforschung überhaupt, fast nicht weniger vielseitig als fruchtbar. Hinsichtlich der Naturforschung bemerkt von ihm *Eichler* (a. a. O.): „Was immer auf dem vielgetheilten, innerlich aber sich durchdringenden Gebiete der ewig waltenden und gestaltenden Kräfte Richtiges entdeckt und Neues gefunden wurde, er trug es ein mit dem Fleisse der Biene zu eigener Verwerthung, und folgte der erstaunlichen Entwickelung, welche alle naturwissenschaftlichen Fächer in dem letzten Menschenalter durchgemacht, mit stets reger Theilnahme und Ausdauer."

Dafür liefern seine „Akademischen Denkreden" den besten Beweis. Obwohl sie nur „Züge aus der geistigen Physiognomie" der Betreffenden entwerfen sollten, bestehen sie, wie schon angedeutet, zumeist aus herrlich abgerundeten, in Breite und Tiefe fein und sorgfältig ausgeführten Lebensbildern einer grossen Anzahl von Vertretern der naturwissenschaftlichen Fächer. Mit welch' eingehendem Interesse musste sich daher *Martius'* heller Geist auch mit den ihm fernliegenden Zweigen der Naturforschung beschäftigt ha-

ben! Andererseits aber hat dabei *Martius* im Concreten und Individuellen immer auch die intellectuelle und moralische Entwickelung der Menschheit im Allgemeinen sich darstellen lassen. Und während bei der „Erinnerung an frequentirende Mitglieder der mathematisch-physikalischen Classe“ der Akademie seine Linke die Rollen eines Jahrhunderts vor uns aufblättert, weist seine Rechte prophetisch mahnend in das kommende Jahrhundert hinaus: „*Die Wahrheit ist unendlich*“, hebt er die betreffende Säcularrede an, in welcher er „versucht“ hat, für seine Classe die Summe des akademischen Lebens und Wirkens, geistiger und sittlicher*) Arbeit zu schildern, die Fülle der

---

*) Empfangen doch die Männer der Wissenschaft zugleich mit dem inneren und äusseren Berufe zur Pflege derselben nicht auch einen Freibrief gegen des menschlichen Lebens Prüfungen, gegen Sorge, Noth und Trübsal. Und dieser Umstand ruft den erhebenden Gedanken in uns wach, den *Martius* am Ende jener Säcularrede im Hinblick auf die ehemaligen Collegen in den Worten ausdrückt: „Könnten wir die Summe von Schmerzen und Hindernissen uns vergegenwärtigen, die ein Jeder von ihnen getragen und überwunden, so dürften wir ihr Verdienst, ihren *sittlichen* Werth noch höher an-

gesammten Leistungen auf *einen* Punkt zusammenzudrängen; „die Wahrheiten sind Schritte hin gegen das letzte, unberechenbar fern liegende Ziel ihrer vollendeten Erkenntniss. Erfasst vom Geiste des Einzelnen sollen diese Wahrheiten allmälig, im Laufe menschlicher Entwickelung, das Gemeingut Aller werden. Diesen unausgesetzten und unaufhaltsamen, bald rascheren, bald langsameren, nie aber stille stehenden Fortschritt der Erkenntniss verfolgen wir mit erhebender Befriedigung. Wir blicken rückwärts zum Anfang der gewonnenen Wahrheiten, — vorwärts in das Reich der Erfolge; dort Wissen, aus welchem Ursprung, auf welchem Wege das Licht zu uns gekommen; — hier Ahnen, seherisches Vorgefühl, wohin es noch weiter dringen werde"...

Kaum bedarf es schliesslich noch eines besonderen Hinweises auch auf die äussere

---

schlagen." Ja wohl, es sind im Allgemeinen nicht blos die glänzenden Namen der gefeierten Koryphäen, auf welche die deutsche Wissenschaft stolz sein darf; alle Die, welchen sie mit ihrer Dornenkrone die Kraft verleiht, unermüdet zu streben und zu ringen, sind die wahren Blutzeugen ihres Adels und ihrer Würde!

Form der in Rede stehenden biographischen Denkmale. Es sind kostbare Cabinetsstücke, meister- und musterhafte Leistungen eines genialen und begeisterungsvollen Rhetors. Nehmen sie einerseits gewissermassen einen poetisch-historischen Standpunkt auf dem Felde der deutschen Redekunst ein, so beweisen sie andererseits, dass die Kunst des „Essay“, des gehaltreichen und formanmuthigen Aufsatzes, dessen Mangel so viel beklagt wird, bei uns zwar minder häufig als in England existirt, aber denn doch vorhanden ist und da um so erfreulicher wirkt, wo nicht ein ganzes Talent, ein ganzes Leben an solche Versuche hingegeben wird, sondern wo dieselben, wie bei *Martius*, nur die Beiläufer grosser, bedeutender Werke sind, in denen das Vollgewicht der Verdienste eines Schriftstellers liegt.

Als ein solches habe ich zunächst die erste Frucht seiner Reise nach und in Brasilien zu bezeichnen: die Beschreibung der Reise selbst. Dieselbe erschien zu München unter dem Titel: „*Reise in Brasilien*“ in drei grossen Quartbänden; der erste Theil (mit einer geographischen Karte und 15 Ab-

bildungen) im Jahre 1823, der zweite (mit 4 Karten und 24 Abb.) 1828, und der dritte (mit 7 Blättern Karten und 2 Tafeln Abb.) 1831. Mit der Abfassung dieses Werkes waren von dem Könige *Maximilian Joseph* I. ursprünglich beide Reisende gemeinsam betraut worden, doch sollte es bekanntlich dem geistvollen *Spix* nicht vergönnt sein, die Anschauungen reicherer Schöpfungskreise in einem längeren und ruhigen Leben zu verarbeiten: er starb, als er kaum von seiner zweiten, nach Vollendung des ersten Bandes unternommenen Reise nach Brasilien zurückgekehrt war, und so kam es, dass die beiden anderen Theile von *Martius* ganz allein bearbeitet und herausgegeben wurden.

„Dieses Werk", sagt *Eichler* (a. a. O.) „ist anerkanntermassen für die Kenntniss Brasiliens von derselben Bedeutung wie *Humboldt*'s Schriften für die übrigen Länder des tropischen Amerika, und die darin niedergelegte Fülle geographischen, ethnographischen, statistischen und naturhistorischen Materials muss in der That unsere Bewunderung erregen." Was aber seinen Werth erst zur vollen Geltung bringen konnte, ist

derselbe Umstand, den jener grösste Physiognom der Natur den Reise-Werken seines berühmten Lehrers und Freundes Georg *Forster* nachgerühmt hat[2]): dass sich nämlich darin gleichfalls Alles vereint findet, was der Ansicht einer exotischen Natur-Wahrheit, Individualität und Anschaulichkeit gewähren kann. Mit einem nicht minder feinem ästhetischen Gefühle begabt und die lebensfrischen Bilder, welche auf der Reise seine Phantasie erfüllt hatten, treu in sich bewahrend, war *Martius* im Stande gewesen, den von Georg *Forster* „am Kräftigsten und Gelungensten eröffneten“ Weg der wissenschaftlichen Reisebeschreibung zu betreten und, wie Alex. *v. Humboldt* in seinen, von *Martius* hauptsächlich zum Vorbild genommenen „Ansichten der Natur“[3]), den Strahl der Tropensonne in die deutschen Nebel fallen und seine Leser den Duft der Zaubergärten am Amazonenstrome ahnen zu lassen. Jeder Freund, jeder Mann der Wissenschaft, jeder Laie, kurz Alle, die jene Bilder aus dem fernen Welttheile betrachten konnten, thaten dies mit Entzücken und regstem Interesse und nicht, ohne sich an ihnen zu bereichern. Manche

Abschnitte des Werkes wurden in die Mustersammlungen deutscher Prosa aufgenommen,*) *Goethe* sprach mit freudiger Anerkennung über seine eminente Bedeutung, und *Cornelius* weihte dem darin offenbarten malerischen Geiste in einem Titelbilde zum Atlas ein eigenes Blatt.

Es wurde schon angedeutet, dass dieser Reisebeschreibung das Motto hätte gegeben werden können: *Homo sum, nihil humani a me alienum puto.* Wie im Allgemeinen aber dem Menschen der Mensch selbst das Interessanteste im ganzen Umfange des Daseins ist — weshalb es übrigens, beiläufig gesagt, befremden muss, dass wir weder ein, den Mikrokosmos umfassendes Werk, einen seiner würdigen Atlas menschlicher Phisiogno-

---

*) Für wie wenig nebensächlich *Martius* die *Form* der Darstellung hielt, ersehen wir u. a. auch aus seiner Denkrede auf den 1851 verstorbenen Heinr. Friedr. *Link*, an dem er es beklagt, dass er manchmal den Stil vernachlässigt habe. „Eine solche Unbestimmtheit oder Leichtfertigkeit des Ausdrucks rächt sich besonders an dem Naturforscher, wenn dadurch der Weg der Untersuchung und die Resultate den späteren Forschern nicht klar genug werden.“ (S. „Akad. Denkr.“ S. 305.)

mien, noch eine Ikonographie des Menschen besitzen — so zeigt uns schon das in Rede stehende Werk dessen Hauptverfasser vornehmlich auch als einen hervorragenden Ethnographen und Sprachforscher. In ersterer Beziehung leitete ihn aber nicht blos ein wissenschaftlicher, sondern auch ein philanthropischer Antrieb. Damit hängt die die elegische Stimmung zusammen, welche sich in manchen, die Urbewohner Brasiliens betreffenden Schilderungen findet, und die sich auch in dem hier folgenden Schlusse eines hochinteressanten Vortrags ausspricht, den *Martius* am 18. September 1838 in der öffentlichen Sitzung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Freiburg i. B. über „die Vergangenheit und Zukunft der amerikanischen Menschheit" hielt.

Es „liegt uns der Gedanke nahe" — sagte *Martius* —, „dass ein niederdrückendes, depotenzirendes Verhängniss, dass eigenthümliche, dämonische Naturkräfte mehr oder weniger gleichmässig auf die Menschheit gewirkt haben. Die Amerikaner aus allen Breiten des ausgedehnten Welttheils kommen in eigenthümlicher Beengung und Er-

starrung des Gemüthslebens mit einander überein. Sie ermangeln alle jener höheren Beweglichkeit des Geistes, jener frischen, unbefangenen Lebendigkeit, jenes phantasievollen Untergrundes, welchen wir nicht blos bei Völkern von hoher Cultur, sondern auch bei vielen ungebildeten Völkern finden. Sie haben keine Geschichte, und damit fehlt ihnen ein geistiges Leben, ebenso, wie dem Individuum, das das Unglück hat, das Gedächtniss zu verlieren, nach und nach alle Seelenkräfte erlahmen, bis es zu Blödsinn und geistigem Tod erstarrt. Welcher Unterschied zwischen dem halbwilden Nomaden von Mittelasien, dem Beduinen der afrikanischen Wüste, oder dem lebhaften Bewohner Polynesiens, und diesem stummen, einsilbigen, in düstere Träume versunkenen, für so viele Regungen des Gemüthes unzugänglichen Urbewohner Amerikas! Ist es nicht als wenn der Geist des rothen [4]) Menschen unter dem Banne ungeheurer allgemeiner Unglücksfälle seine höhere Elasticität verloren hätte? Darum ergriff den Amerikaner, bei der schwerlastenden Empfindung seiner geistigen Armuth und Hinfälligkeit, eine

starre Verzweiflung, als Europa an seinen üppigen Küsten landete. Dunkle Sagen hatten ihn schon vorbereitet auf die demüthige Sclaverei unter den Ankömmlingen aus Osten, auf seine Vernichtung. So trug die amerikanische Menschheit das Vorgefühl des Todes in sich, so trägt sie es, unbewusst, noch, und sie stirbt dahin; ihren Untergang beschleunigt die unheilvolle Stimmung. Wie schnell ist sie schon vieler Orten diesem Loose der Dienstbarkeit unterlegen! Schon anderthalb Jahrhunderte nach der Occupation durch die Spanier war auf den westindischen Eilanden kaum Eine indianische Familie zurückgeblieben. Nicht blos europäische Krankheiten, zumal die Blattern, und der Branntwein, nicht blos die Grausamkeit der Zwingherren und das Unverhältniss der auferlegten Arbeiten, sondern auch die erwähnte eigenthümliche Gemüthslage, diese tiefeingewurzelte, ererbte Verdüsterung des Geistes, diese Abspannung für alle Regungen, welche bei cultivirten Nationen die Triebfedern moralischer Würde und Erhebung werden, führt sie einem so schnellen Untergange entgegen.

„Ja, man kann buchstäblich sagen, die *europäische Civilisation tödte den Amerikaner.* Der Fall, dass eine Familie von rein amerikanischem Geblüte sich, mitten zwischen weissen und gemischten Einwanderern, in das vierte und fünfte Glied erhielte, dass sie nicht vielmehr schon früher, gleichsam vergiftet vom Hauche der Cultur, dahinstürbe, ist vielleicht noch nicht beobachtet worden. Ueberdies bemerkt man auch, dass selbst die gemischten Abkömmlinge, welche in den mannigfaltigsten Nuancen aus der Verbindung der Amerikaner mit anderen Rassen hervorgegangen sind, weder an geistigen Kräften noch an leiblicher Productivität und Zähigkeit mit den Mischlingen der übrigen Rassen gleichen Schritt halten.

„Auch andere somatische Beschaffenheiten scheinen die Amerikaner zu einer fortdauernden Verminderung zu verurtheilen. Es ist bekannt, dass die Fruchtbarkeit der amerikanischen Weiber niemals beträchtlich war, und dass sie gegenwärtig immer mehr abnimmt, auch da, wo sie, unvermischt mit Europäern, in grösseren Gemeinschaften beisammen wohnen. Ein eigenthümlicher Fluch

lastet selbst auf den Mysterien des Sexuallebens. Er spiegelt sich moralisch auch in dem Verhältnisse der Ehegatten und der gegenseitigen Temperamente. Er ein träger, störrischer, wilder Träumer;—sie eine frivole Kokette. Welch' unselige Verbindung, wenn sich ein solcher Typus durch die Gesammtheit eines Welttheils geltend macht!

„So werden denn wenige Jahrhunderte vergehen, und der letzte Amerikaner wird sich niederlegen und sterben! Die ganze Urbevölkerung des Welttheils wird dahinsiechen und einem anderen Geschlechte, das verhältnissmässig nur wenig amerikanisches Blut in seinen Adern führt, die Herrschaft über jenen schönen fruchtbaren Theil der Erde überlassen, welchen es noch vor Kurzem ansschliesslich bewohnte. Zwei Dinge vererbt die Menschheit: Blut und Geist. Von beiden wird die Amerikas nur unscheinbare Spuren zurücklassen. Darum kann man sagen: *die amerikanische Menschheit hat keine Zukunft mehr!* Sie ist ein gar besonderer Zweig an jenem grossen Baume des menschlichen Geschlechts, ein Zweig der sich nicht in fröhliches Laub, in duftende Blumen und

süsse Früchte verklären, der vielmehr zu einem Dorn einschrumpfen und verkümmern soll. Die ganze amerikanische Menschheit gehört in das Gebiet jener räthselvollen Erscheinungen, welche dem Botaniker so häufig zu denken geben, jener organischen Formen ohne das Mass organischer Kraft, jener vorgebildeten Verkümmerungen und Abortus.

„In der geistigen Entwickelungsgeschichte der gesammten Menschheit hat die amerikanische keine positive Bedeutung; — was sie war, ist für die übrige Menschheit verloren gegangen; — was von ihr besteht, scheint fast nur bestimmt, ein grosses Bild trostloser Auflösung und Verkommniss, geistiger Stockung und Fäulniss, allgemeinen Todes darzustellen. Kein Schritt zu idealer Fortbildung wird durch diese grosse Gesammtheit, die Bewohner eines ganzen Welttheils, repräsentirt. Sie sind da, um zu verschwinden; — wie ein dunkler Schatten ziehen sie in dem leuchtendem Gemälde der Menschheit vorüber. — Ungeheure, erschütternde Ansicht, gegen die sich die wärmsten Regungen unseres Herzens auflehnen, ohne dass wir ihre Wahrheit läugnen könnten!

„Wenn wir *Homer* oder *Sophokles* lesen, und sich der Untergang einer Stadt, eines Heldengeschlechts uns vor Augen stellt, da reisst uns ein rein menschliches Gefühl zu wehmüthiger Theilnahme hin. Wir verehren die geheimnissvolle Macht, die das Leben des Einzelnen beherrscht. Was aber ist dies gegen jenes Geschick ohne Beispiel, da die Bevölkerung eines ganzen Welttheils vom Verhängniss ergriffen, fast vor unseren Augen aufgelöst und raschem Untergange entgegengeführt wird!

„Europa — wir können es nicht läugnen — hat diese, vielleicht seit Jahrtausenden vorbereitete Katastrophe beschleunigt; vielfache Todeskeime liegen in seinem Einflusse: so wollte es der Lenker menschlicher Schicksale. Doch können die Völker germanischen Stammes im Allgemeinen dies Schauspiel betrachten, ohne sich Vorwürfe machen zu müssen. Amerikas Wunden sind vorzugsweise von Völkern *romanischer* Abkunft geschlagen worden. Die germanischen hatten gegenüber der neuen Welt die freundlichere Bestimmung des Friedens, der Begründung bürgerlicher Ordnung, der Wissenschaft.

Auf diese Seite treten die Schöpfungen eines Hans *Egede*[5]), eines William *Penn*[6]), und was, von Norden bis Süden, in den Niederlassungen mährischer Brüder auf den Antillen und in den Missionen deutscher Priester am Paraguay aus germanischer Saat aufgegangen. Wir Deutsche, selbst ohne Colonien, wir haben nur ein Besitzthum *in partibus*, das Feld des Geistes; wir sind angewiesen, die neue Welt für geistige Interessen auszubeuten und zu erweitern ..."

Der Vortrag, dem diese Zeilen entnommen, ist von *Martius* nebst einer im Jahre 1832 in der bairischen Akademie der Wissenschaften über den „Rechtszustand unter den Ureinwohnern Brasiliens" gelesenen Rede den von ihm erst ein paar Jahre vor seinem Tode herausgegebenen „*Beiträgen zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerikas, zumal Brasiliens*" (Leipzig, 1867, 2 Bände) vorausgeschickt worden, in denen er sich nicht, wie mehr oder minder in seinem Reisewerke, mit der Schilderung des Gesehenen begnügt hat, sondern darauf ausgegangen ist, in das Gewirre der indianischen Stämme und Horden und ihrer Sprachen Ordnung zu brin-

gen, den Zusammenhang und die Unterschiede aufzusuchen, mit einem Worte, die Grundlinien einer wirklichen Ethnographie für Südamerika und insbesondere Brasilien zu entwerfen. Um diese ungemein schwierige Aufgabe so glänzend, ja so epochemachend zu lösen, wie dies der Fall, dazu bedurfte es natürlich einer durch Jahrzehnte fortgesetzten Arbeit. Es galt vorzugsweise alle Quellen zu benutzen, welche sich unserem Forscher in der brasilianischen Literatur darboten oder aus seiner ausgedehnten und fleissig unterhaltenen Correspondenz ergaben. Was ihm aber auch im Verfolgen seiner ethnographischen Studien als schätzbares Material aufstiess: es hat die Eindrücke nicht geschwächt, vielmehr erhöht, welche *Martius* vor mehr als einem Menschenalter unter den Urbewohnern Brasiliens selbst empfangen hatte.

Seine Anschauungen von den Eigenthümlichkeiten der amerikanischen Rasse, von ihrer leiblichen Beschaffenheit und geistigen Begabung, von ihren gesellschaftlichen Zuständen und der Rolle, die ihr im Weltgange beschieden sein dürfte — sie wur-

den dadurch nur im Einzelnen berichtigt, im Ganzen jedoch bestärkt.

Für die Kenntniss eines grossen Theils von Südamerika wird das *Martius*'sche Werk, worin dieselben Wege eingehalten werden, welche die geschichtliche Untersuchung über die alten Völker Asiens und Europas verfolgt, eine reiche Fundgrube bleiben. Was darin noch besonders anzieht, ist nicht blos der *unbefangene* Blick des Naturforschers, mit dem *Martius* seine südamerikanischen „Autochthonen" betrachtet, sondern auch der *weite* Blick, das Streben, die Gegenstände unter allgemeine und höhere Gesichtspunkte zu stellen, die würdige Lebensanschauung, sowie die schon erwähnte warme Theilnahme für die im Vergehen begriffene amerikanische Menschheit, wie sie nur, bei einem weichen und empfänglichen Gemüthe, durch Umgang und Verkehr, durch Gemeinsamkeit des Lebens in derselben Natur, unter gleichen Genüssen oder Gefahren erworben wird. Nach seiner Meinung ist übrigens die Humanität und die Staatsweisheit der Regierungen bemüht, den Gang der Auflösung zu verlangsamen. Die Mittel zur Erreichung

dieses philanthropischen Zweckes seien mannigfach: kirchliche und administrative, und bedingt von örtlichen Zuständen und früheren Ereignissen. Von ausserordentlicher Wirkung würde es sein, wenn es gelänge, die Vielzüngigkeit der indianischen Bevölkerung aufzuheben, denn sie sei sowohl Frucht als Same der Barbarei. „Um die Indianer Brasiliens“ — meint er — „in grösseren Gemeinschaften zusammenzuschliessen, empfiehlt sich das Vehikel der Lingua geral.*) Dieses einfache, milde und weitverbreitete Idiom ist auch geeignet die Schranke niederzulegen, welche sich zwischen den Europäern und Mischlingen und einer indianischen Bevölkerung erhebt, die man nicht versteht, weil sie nur ihr barbarisches Rothwälsch redet. Ehebündnisse verlangen die Weihe einer Sprache, welche sich nicht ausser Gesetz und Bürgerthum stellt.“ Herzlos und unvereinbar mit der Idee von menschlicher Würde und Perfectibilität sei schliesslich die Annahme, dass der Amerikaner, im *Einzelnen* betrachtet, jenes höheren Funkens ermangele, der ihn be-

*) S. im ersten Bande die 20. Anmerkung auf S. 263 ff.

fähigen würde, an der Leiter der Humanität emporzusteigen. Zwar sei darum der Ausspruch der Erfahrung, dass die amerikanische Rasse, im *Ganzen* betrachtet, inmitten jener Kämpfe, welche Erbtheil und Verhängniss sind, sich selbstständig nicht zu behaupten vermag, vollkommen gerechtfertigt, aber man könne doch einen Standpunkt einnehmen, dessen Aussicht geeignet sei, mit der scheinbaren Grausamkeit im Weltgange auszusöhnen: „Natur und Geschichte des Menschen sind im ewigen Flusse. In diesem Strome des Lebens tauchen die Geschicke des Einzelnen auf, um wieder zu verschwinden; und ebenso sind ganze Völker, hochbegabte und mächtige, dagewesen, die in Sprache, Sitten gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen untergegangen. Und doch, kein Volk ist *ganz* untergegangen. Das Schicksal hat die verschwundenen Völker nicht erreicht, ohne dass sie eine nothwendige Wirkung, leiblich und geistig, auf die sich zur Veredlung weiterbewegende Menschheit zurückgelassen hätten: gleich wie jeder einfallende Stein dem Laufe der Gewässer eine, wenn auch noch so partielle

und unscheinbare Richtung ertheilt. Das Licht des Geistes, die Temperatur des Gemüthes, die Milch, aus der sich die Leiblichkeit ernährt — sie haben etwas Unvergängliches, das sich in rastloser Transmission vererbt auf kommende Geschlechter, um die Menschheit der Zukunft zusammenzusetzen. So kann auch eine ganze, minder bevorzugte Menschenrasse vom Schauplatze treten, und während ihr tragisches Geschick uns einübt in ein rein menschliches Mitgefühl, erhöht sich in uns das Vertrauen, dass das grosse Ganze auf dunklen Bahnen einer höheren und lichten Führung anheimgegeben, Gesetzen unterworfen sei, die wir nicht begreifen, aber verehren."

Dieselbe Betrachtungsweise finden wir bei *Martius* hinsichtlich der Pflanzen und Thiere des tropischen Amerika, deren er natürlich — soweit dies da möglich — schon in seinem Reisewerke sowohl im Einzelnen Erwähnung thut, als auch in allgemeinen Erörterungen gedenkt. Da sich die Pflanzen- und Thierwelt nicht, gleich dem Menschen, der Sphäre der irdischen Sehnsucht zu entrücken vermöge, so müsste, meint er u. a.[7]),

die den Pflanzen und Thieren gewidmete Naturforschung „eine dauernde Quelle schwermüthiger, ja schmerzlicher Betrachtung sein. wohnte nicht in jedem Geschöpfe ausser jener Sehnsucht nach einem höheren, mehr entwickelten Wesen eine so ruhige und kräftige Freude an dem Dasein. Diese ist es“, fährt er fort, „welche der Form besondere Haltung und Ausdruck, der Geberde einen eigenthümlichen Sinn, dem ganzen Leben und Thun einen vollständigen Charakter, eine specifische Physiognomie verleiht; und in der Darstellung dieser Besonderheiten zeigt sich jedes organische Geschöpf gerade so, als wäre es nur für sich, nur um seiner selbst willen, vorhanden, als hätte es allein sich des Lebens zu erfreuen. Der Mensch, durch seine Gegenwart gleichsam das Gesetz zu allmäliger Veränderung und Veredlung dessen vorbildend, was er in geistiger Ueberlegenheit beherrscht, tritt hier den übrigen Geschöpfen feindlich entgegen; scheu ziehen sich diese vor ihm zurück, und solche, die längere Angewöhnung an ihn gefesselt hat, erscheinen, der freien, derben Lust des Daseins verlustig, oft wie krank-

haft in seiner Nähe, indem an ihnen das Streben noch um so offenbarer wird, ein unerreichbares Vorbild darzustellen. So entsteht ein unabweisslicher Gegensatz zwischen der Geschichte des Menschengeschlechts und dem Stillleben der vielartigen Gestalten des Thier- und Pflanzenreiches. Je vollkommener und menschlicher sich jene in der Bildung, Entwickelung und im Conflicte der Völker gestaltet, um so gewaltiger zerstört sie das ursprüngliche Leben dieser. Die Civilisation, welche die Oberfläche des Erdbodens umformt, sie vertreibt zugleich, sie verändert, vernichtet die schwächeren Geschöpfe; unersättlich, am Ende selbst die Humanität bedrohend, reisst sie die ganze Natur um sich her in ihren mächtigen Strudel hinein. Wir kennen gegenwärtig nicht einmal das Vaterland jener dem Menschengeschlechte befreundeten Pflanzen und Thiere, welche sich uns im Laufe der Jahrhunderte zinsbar unterworfen haben. Europa, der Heerd gewaltiger Erschütterungen in der Geschichte der Völker, besitzt gleichsam nur Flüchtlinge und Reste aus dem ursprünglichen Leben seiner Pflanzen- und

Thierwelt. Ganze Formationen des früheren Lebens hat der Zorn himmelstürmender Giganten, verkohlt oder versteinert, der Erde wiedergegeben; jene Kinder früherer Jahrtausende hingegen, welche, der furchtbaren Catastrophe entronnen, noch jetzt auf dem europäischen Boden hausen, wir finden sie harmlos und sich selbst angehörend nur noch auf den Höhen der Alpen, wo die Freiheit wohnt, oder zu dunklen Urwäldern vereinigt, und in den Sümpfen, die bis jetzt der umgestaltenden Menschenhand getrotzt haben. Gering nur an Zahl sind jene Pflanzen, die, auf andere Weise selbstständig, gleichsam den menschlichen Fleiss verhöhnend, als Unkräuter in seine Culturen sich eingedrängt, und da ein neues Vaterland erworben haben. Amerika dagegen ist ein unberührter Boden. Hier hatten nur wenige Bergvölker, zu Monarchien und Hierarchien entwickelt, angefangen einen umbildenden Einfluss auf ihre Erde und deren Bewohner zu äussern; sie selbst sind jetzt verdrängt, ja verfolgt von den Ankömmlingen aus Osten, und noch unentweiht von Civilisation liegt der grösste Theil des ungeheuern Continentes vor uns;

auf ihm erneuern von Jahr zu Jahr Pflanzen und Thiere in angestammter Weise die ruhigen Begebnisse ihres einförmigen Lebens, bis die Geschichte des Menschen, unaufhaltsam voranschreitend, auch ihnen ein Schicksal anweisen wird. Man kann daher jetzt noch von einer *ursprünglichen Physiognomie* Amerikas sprechen; und insbesondere ist es das grosse, die verschiedenen Klimate umfassende Brasilien, wo sich die eingebornen Schöpfungen in ihrer vollen Eigenthümlichkeit darstellen. Die Pflanzen sind das Kleid der Erde; durch die Unveränderlichkeit ihres Wohnorts, durch die Leichtigkeit ihrer Vermehrung und die Fülle, womit sie sich hier ausbreiten, endlich durch den magischen Einfluss, welchen sie überhaupt auf das Gemüth des Menschen ausüben, werden sie gleichsam der Abdruck des ganzen Lebens in diesem Welttheile. Die Thiere, unstät hin und her schweifend, fesseln nur vorübereilend in dem dichten Urwalde oder auf der unübersehbaren Grasflur die Blicke des Beobachters; sie vollenden zwar das Bild dieser eigenthümlichen Schöpfung, aber in dem gewaltigen Still-

leben der Vegetation scheinen sie mit einer untergeordneten Rolle zufrieden." *)

---

*) So wie jeder Welttheil, bemerkt *Martius* weiterhin, einen historischen, poetischen, sittlichen Charakter hat, so verleiht ihm auch seine eigenthümliche Thierwelt einen bestimmten, individuellen Ausdruck. Zu der eigenthümlichen Physiognomie Asiens gehören ebenso sehr als die zahlreichen Anklänge an eine uralte Geschichte, als die gräulichen Ausgeburten der Hindu-Religion, als die Entwickelung des Despotismus und die troglodytischen Bauwerke, — auch der Elephant, der Tiger, der Schakal, und der gefrässige Gavial des Ganges. In dem physischen Gemälde von Afrika dürfen neben den Pyramiden und der Memnonsäule, neben dem Walten goldgieriger Negerhäuptlinge und dem verjährten Institute des Sklavenhandels auch das Zebra, der Löwe, das Crocodil des Nils und die unförmlichen Riesengestalten des Nashorns und des Flusspferdes nicht fehlen. Ganz andere Thiere sind es, welche bezeichnend in dem unendlich reichen und mannigfaltigen Leben der amerikanischen Tropenländer auftreten. Unter den Säugethieren der bedeutsamsten Thierclasse, sind es vorzüglich gewisse Affenarten, die Faulthiere, Ameisenfresser, Beutel- und Nasenthiere, die Armadille, eine eigenthümliche Reihe von Stachelträgern und von Nagern, als deren bekanntester Repräsentant das Meerschweinchen auftritt, der Tapir, das Llama mit den verwandten Arten, endlich der Lamantin, ein Wasserthier, dessen zweideutige Gestalt die Brasilianer durch den

Wie das Pflanzenreich in der grossartigen *Vereinigung* seiner verschiedenen, das Wunderliche und Bizarre in den seltsamen Launen der Schöpfung oft weit mehr, als das Schöne zeigenden Gestalten der Erde Brasiliens einen allgemeinen landschaftlichen Charakter verleiht, wie sich Wald und Flur, aus dem Zusammentritte der vielseitigen Menge gebildet, unter besonderen Einflüssen des Klimas und des Bodens zu gewissen, theils in's Gebiet des Gewaltigen und Colossalen, theils in das des Reizenden und Anmuthigen gehörenden Hauptformen entwickeln, in welcher Ausdehnung und unter welchen Verhältnissen diese in gegenseitiger Beziehung wechseln, hatte übrigens *Martius* bereits vor dem Erscheinen des zweiten und dritten Bandes seines Reisewerkes in einem bezauberndem Gemälde von der „*Physiognomie des Pflanzenreiches in Brasilien*" (München 1824) besonders dargestellt.

Tritt uns sonach in diesem Buche das

Namen Peixe-Boy, Fisch-Ochs, bezeichnen. Wir bemerken an verhältnissmässig vielen der amerikanischen Säugethiere eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit, eine planlose, unstäte, gleichsam flatterhafte Beweglichkeit . . .

Gewächsreich als etwas Fertiges, im Vollglanze tropischer Eigenthümlichkeit entgegen, so finden wir die speciell naturwissenschaftliche Bearbeitung, die systematische Darstellung*) der von *Martius* in Brasilien gesammelten Botanischen Materialien in mehreren anderen besonderen Werken. Es galt zunächst, die neu aufgefundenen Pflanzen-Arten und -Gattungen in die Botanik einzuführen. Dies geschah theils durch das mit 300 erläuternden Tafeln versehene Werk: „*Nova genera et species plantarum, quas in itinere per Brasiliam etc.*“ (3 Bände in folio, München 1823—31), welches die gründliche Untersuchung und ausführliche Beschreibung der Phanerogamen oder Blüthenpflan-

*) Die des Thierreiches hatte bekanntermassen *Spix* ursprünglich unternommen; als dieser jedoch starb, war von ihm nur erst die Bearbeitung der südamerikanischen Säugethiere, der Vögel und eines Theiles der Amphibien vollendet, so dass die grössere Hälfte der Arbeit wiederum *Martius* zufiel, welcher sich derselben auf eine für alle Theile vortheilhafte Weise dadurch entledigte, dass er die Zoologen *Agassiz*, Andreas *Wagner* und *Perty* für die eigentliche Bearbeitung gewann, während er selbst nur die Herausgabe leitete; immerhin keine geringe Mühe.

zen enthält, theils durch die „*Icones selectae cryptogamicarum, quas etc.*“ (1 Band in folio, München 1827). Den, gleich den beiden anderen, durch präcise Naturauffassung, sowie scharfe und auch plastische Darstellung sich auszeichnenden ersten Band der „*Nova genera et species*“ hat zwar unter Zugrundlegung der von *Martius* an Ort und Stelle niedergeschriebenen Notizen sein College *Zuccarini* bearbeitet — derselbe verdiente sich damit die ersten Sporen in der Botanik —, auch übertrug *Martius* im zweitgenannten Werke den die innere Structur der baumartigen Farnstämme betreffenden Abschnitt seinem ausgezeichneten Schüler Hugo *v. Mohl*, nicht jedoch aus demselben Grunde aus welchem *Humboldt* die systematische Darstellung aller während seiner amerikanischen Reise beobachteten Pflanzen dem Sohne seines geliebten Lehrers und Familienfreundes *Kunth* anvertraut hatte. *Humboldt* gehörte nicht, wie sich sein witziger Freund *Link* anszudrücken pflegte, zu den „Insertions-Botanikern“; sein vorzugsweise generalisirender Geist forschte nicht nach jenen Merkmalen in Blüthe und Frucht, welche

durch die Insertion der einzelnen Blüthentheile, d. h. durch die Art, wie sie auf einander gewachsen sind, bedingt werden. Solche und andere, „sich in's Einzelne verlierende, mühsame Untersuchungen vegetabilischer Mannigfaltigkeit sind für denjenigen nothwendig, welcher die feinen Bezüge der individuellen Gestalt für allgemeine Morphologie ausbeutet, oder den Gesetzen der Verwandtschaft, der Gruppirung, des wahren Natursystems der Pflanzen nachstrebt."

Dass aber *Martius* auch nach dieser Seite hin ein eminentes Talent besessen, welches durch seine poetische Natur keineswegs beeinträchtigt wurde, hat er ja durch die vollständig aus seiner eigenen Feder stammenden Schriften auf's Glänzendste bestätigt*). Seine, 210 Seiten in 8. umfassende Doctor-Dissertation: „*Plantarum horti academici Erlangensis enumeratio*" war sogar noch ganz nach der Methode des grossen schwedischen Pflanzen-Registrators verfasst; im Uebrigen entsprach dieses beschreibende Verzeichniss

*) Siehe, was schon im I. Bde. auf S. 23 flg. hinsichtlich der descriptiv-systematischen Richtung gesagt worden ist.

der im Universitätsgarten zu Erlangen befindlichen Pflanzen einem modernen wissenschaftlichen Garten-Cataloge. Darauf folgte eine „*Flora cryptogamica Erlangensis*“ (Nürnberg 1817) — „ein Buch, das noch jetzt in Ansehen steht, und wegen der darin enthaltenen charakteristischen Abbildungen von Lebermoosen dem Anfänger gern zum Bestimmen dieser Pflänzchen in die Hand gegeben wird.“ (*Eichler* a. a. O.) Nachdem er dann einen grossen Theil des bunten, tausendfältig verwandelten Kleides der Erde gleichsam in der Vogelperspective überschaut hatte, nahm er seinen innigst verehrten Freund Robert *Brown* (geb. 1773, gest. 1858) zum Leitstern. Dieser „grösste Pflanzenkenner, der bisher gelebt,“ hatte sich die weitere Ausführung jenes herrlichen Baues zur Aufgabe gestellt, zu dem A. L. *de Jussieu* den Grundriss entworfen, und den wir das „natürliche Pflanzensystem“ nennen. Dessen Weiterbildung konnte aber nur aus einer genaueren Erforschung der Gestalten gewonnen werden. „Hier ergab sich denn einerseits das Bedürfniss, tiefer in diejenigen Theile einzudringen, welche *Linné*'s *Charak-*

teres fructificationis darbieten, andererseits die allgemeinen Wachsthums-Verhältnisse, welche die Merkmale des sogenannten Habitus darbieten, wissenschaftlicher aufzufassen und aus der Entwickelungsgeschichte zu begründen. Eine naturgemässere*) Gruppirung der Gewächse sollte und konnte erst die Frucht dieser Forschungen sein.“ *) Und die Resultate, welche wir den betreffenden Forschungen *Martius'* verdanken, gehören nicht zu seinen geringsten Verdiensten. Er selbst wusste zwar recht wohl, dass man oft geneigt ist — zumal heute, wo man die Methode der Classificationen als veraltet ansieht und Richtung wie Inhalt der Botanik durch das Forschen nach den Bedingungen und Gesetzen des Wachsthums und Gedeihens, der Fortpflanzung und Vervielfältigung der

*) „Das eigentliche natürliche System des Pflanzenreichs, von dem schon *Linné* sagt: *Systema naturale summus scientiae finis*, haben wir noch nicht. Alle bisherigen Versuche nach demselben können nur als einseitig erscheinen, und nur annäherungsweise werden wir dasselbe erhalten, in demselben Verhältnisse, als uns das Wesen der Pflanze selbst, mehr und mehr erschlossen, zum Verständniss kommt.“ (*Martius.*)

Pflanze in eine neue Phase getreten sind —, „dem beschreibenden Theile der Naturwissenschaft einen untergeordneten Werth zuzulegen, und diese Art von Thätigkeit gegen andere in Schatten zu stellen. Inzwischen giebt es auch hier grosse Schwierigkeiten, sowohl in den ursprünglichen Beobachtungen selbst, als in der Darstellung der beobachteten Thatsachen.“ [9]) Und *Martius* gehörte zu Denen, welche diese Schwierigkeiten mit Meisterschaft besiegen konnten.

Doch seine Fachwissenschaft hat in ihm — was gleich hier erwähnt sein mag — nicht blos einen hervorragenden Mehrer ihres Materials (allein durch die obengenannten, die brasilianische Pflanzenwelt betreffenden Werke wurden über 400 neue Arten und über 70 neue Gattungen bekannt gemacht), nicht blos einen mustergültigen Ordner und Beschreiber, nicht blos einen Gelehrten besessen, der auch auf die segensreiche Bedeutung der Pflanzenwelt insbesondere für die Heilkunde sein Augenmerk richtete (s. die Reihe von Abhandlungen, welche *Martius* vom J. 1824 an unter dem Titel: „*Specimen materiae medicae brasiliensis, exhi-*

bens plantas medicinales etc." in den Denkschriften der kgl. bair. Akademie der Wissenschaften veröffentlichte): auch nach ihrer ideellen Seite hin verdankt ihm die Botanik eine bedeutende Erweiterung. *Carus* bezeichnet es sogar als die grösste Geistesthat seines verstorbenen Freundes, dass er die Idee der *Spiraltendenz* erfasst habe, jene Idee, welche wir nach der der Metamorphose „als die zweitwichtigste für den Organismus der Pflanze aufführen dürfen." Zwar lag der Gedanke schon vorbereitet gleichsam in der Luft, *Martius* aber war der Erste, der „das geheimnissvolle Wort der Spiraltendenz" aussprach. Zur Erläuterung für den mit dieser Eigenthümlichkeit der Pflanzen noch unbekannten Leser möge hier mitgetheilt werden, was *Carus* in seiner „Erinnerung an *Martius*" dazu bemerkt hat:

„Wenn wir im Leben der Pflanze die Metamorphose, wodurch das senkrecht gegen die Sonne aufsteigende Gewächs die allmälige Verwandlung seiner Organe vollendet, als ihr erstes und wichtigstes Lebensmoment betrachten müssen, so ist alsdann die durch gleichzeitig seitliche Ablenkung bedingte

Axendrehung oder (insofern wir sie als eigene Thätigkeit eben der Pflanze anschauen) die *Spiraltendenz*, sofort ein zweites Moment dieser Art, ein Moment, dessen letzter und höchster Grund überall nur in der, rastlos die Erde und mit ihr die ganze Pflanzenwelt nach rechts oder links umkreisenden Gestirnenwelt gesucht und erkannt werden kann.“ [10])

Als *Martius* während eines Besuches, den er in den ersten Octobertagen 1828 *Goethen* in Weimar machte, diesem auch die in Rede stehende Idee mittheilte, nahm sie *Goethe* — wie *Eckermann* in seinem Tagebuche bemerkt hat — „mit einer Art jugendlicher Leidenschaftlichkeit“ auf.*) „Für die Physiologie der Pflanzen“, sagte er, „ist damit sehr viel gewonnen. Das neue Aperçu der Spiral-

*) Kurze Zeit darauf schrieb *Goethe* an *Reinhardt*: „. . . Sodann gedenke ich sehr gern der kurzen Gegenwart des Herrn Ritters *von Martius* aus München. Der hohe Werth seines inneren Vermögens hat sich durch eigenthümliche Aufnahme der Aussenwelt auf einen solchen Grad gesteigert, dass man sich zusammennehmen muss, um würdig zu schätzen, was man mit Bewunderung anerkennt.“

tendenz ist meiner Metamorphosenlehre durchaus gemäss, es ist auf demselbigen Wege gefunden, aber es ist damit ein ungeheurer Schritt vorwärts gethan." Auch noch an zwei anderen Tagebuchstellen finden wir Mittheilungen darüber. So äusserte sich *Goethe* am 27. Januar 1830 wieder: „Das Aperçu der Spiraltendenz ist von der höchsten Bedeutung. Hätte ich bei ihm noch etwas zu wünschen, so wäre es, dass *Martius* sein entdecktes Urphänomen mit entschiedener Kühnheit durchführte, und dass er die Courage hätte, ein Factum als Gesetz auszusprechen, ohne die Bestätigung allzusehr im Weiten zu suchen." Am 15. Juli 1831 endlich fand ihn *Eckermann* mit Studien in Bezug auf die Spiraltendenz beschäftigt, deren Entdeckung *Goethe* abermals als ungemein wichtig bezeichnete, indem er hinzufügte: „Es geht doch nichts über die Freude, die uns das Studium der Natur gewährt. Ihre Geheimnisse sind von einer unergründlichen Tiefe; aber es ist uns Menschen erlaubt und gegeben, immer weitere Blicke hineinzuthun. Und gerade, dass sie am Ende doch unergründlich bleibt, hat für uns einen ewigen

Reiz, immer wieder zu ihr heranzugehen und immer wieder neue Einblicke und neue Entdeckungen zu versuchen.“

Indessen hat schon *Cuvier* mit Recht die Behauptung ausgesprochen, dass die Methode einer Wissenschaft von weit grösserer Bedeutung sei, als irgend eine einzelne, wenn auch noch so überraschende Entdeckung, und so wird wohl auch *Martius*’ ruhmvollstes Vermächtniss seine Neubearbeitung jener Pflanzen-Gruppe bleiben, deren Repräsentanten man nicht mit Unrecht die Fürsten des Pflanzenreiches nennt. „Die grotesken Aroideen, die bunten Orchideen, selbst die massigen Geschlechter der Agaven und Aloëstämme sind mit einer untergeordneten Rolle in jenem sinnigen Drama der schweigenden Schöpfung zufrieden, aber die *Palmen* verlangen für sich die erste Stelle: sie treten im Einzelnen als die frappantesten Gestalten hervor, und wo sie sich in grösserer Anzahl vereinigen, sind sie es ganz ausschliessend, welche den Charakter der Gegend bestimmen. Nur Eine Art, die fächerblättrige Zweigpalme (*Chamaerops humilis, L.*) gehört ursprünglich Europa an;

sie bedeckt in dichten Schaaren die heissen Ebenen von Valenzia, Süd-Italien und Sicilien, und hebt nur selten, wie besonders unter der Pflege unserer Treibhäuser, den Stamm baumartig empor. Die Dattelpalme (*Phoenix dactylifera, L.*) ist Europa fremd; sie erscheint schon frühe eingeführt, nur spärlich und meistens verkümmert im südlichsten Theile unseres Festlandes, wo sie kaum Früchte ausbildet. Das Land, wohin unsere ältesten Urkunden der Menschheit Wiege versetzen, Syrien, ist das Vaterland dieses nützlichen Baumes. Dort erblicken wir die ersten Menschen umgeben von Palmen; Palmen gewähren ihnen Obdach, Kleidung und Speise, und sind Zeugen jenes glücklichen Zustandes, da unsere Urväter in harmlosem Vereine mit der Natur lebten. So sehen wir ferner, im sinnigen Verständnisse der Naturandeutungen, Säulen und Capitäler von den Palmen in die Baukunst übergetragen; — Hallen und Tempel erheben sich nach dem hier dargestellten Typus und der Mensch führt den Palmbaum, dessen reichliche Früchte seine Ahnen nährten, dankbar in die Nähe der Götter. Die Palme

wird zum Symbol ewiger Jugend, unveräusserlicher Kraft und Stärke, zum Symbol des Sieges, den Kraft und Stärke verleihen. Jene sinnige Lehre von dem Geschlechte und der Liebe der Blumen ward schon im Alterthume auf die Palmen bezogen:

Vivunt in venerem frondes, omnisque vicissim
Felix arbor amat, nutant ad mutua palmae
Foedera —

sang schon *Claudian;* und ähnliche Klänge vernehmen wir aus dem Mittelalter, wo sie bezeugen, wie die in dunklen Gefühlen der Natur hingegebene Zeit sympathetisch von dem edlen Eindrucke dieses Gewächses ergriffen worden. Im Oriente ist der Dattelbaum von jeher als Wohlthäter der Menschheit gerühmt worden. Um den Dattelbaum dreht sich das Leben jener wandernden Hirtenvölker in der Wüste; und eine so hohe Bedeutung schreiben ihm die arabischen Dichter zu, dass sie fabeln, der edle Baum sei nicht mit den übrigen Pflanzen, sondern aus der Erdscholle gebildet worden, die nach Adam's Erschaffung übrig geblieben. Der Perser schreibt seiner Palme dreihundert und sechzig Eigenschaften zu, wahrschein-

lich mit Rücksicht auf den Sonnenlauf, denn der Sonne ist der Baum geheiligt, und *Belach*, Sonnenfrucht, heisst jenem die Dattel. In der uralten Mythologie der Hindus finden wir die mannigfaltigsten Beziehungen zu den Palmen, vor Allem zu der edlen *Tala (Taliera Tali)*, auch *Trinaradschan*, d. i. König der Gräser, genannt. Gott *Siva* ist von so starkem Bogen, dass seine Pfeile den festen Stamm durchbohren, und wie er, heisst *Talanika*, Palmmerkmaltragend, ein Jeder mit glücklichen, erhabenen Gaben. Je mehr man sich dem Aequator nähert, desto häufiger begegnet man, nicht dem Dattelbaume, sondern vielen anderen Palmenarten. Wo der Reisende innerhalb der Tropen vom flüssigen Elemente an's Land heraufsteigt, da begrüsst ihn fast überall die Cocospalme *(Cocos nucifera, L.)*. Diese Seeuferpalme, ursprünglich auf dem Archipel Ostindiens heimisch, hat sich über alle tropischen Küstenlande Asiens, Afrikas und Amerikas verbreitet. Auf den Südseeinseln ist sie Baum des Lebens geworden: sie liefert alles Nöthige zu Wohnung und Speise, zu Kleidung und Hausrath; bedingt dort die Exi-

stenz jener leichtbeweglichen, Seefahrt treibenden Völker; ja sie macht die Inseln urbar und bewohnbar, welche der erstarrte Bau zahlloser Corallenthiere aus der Tiefe des Oceans erhebt. Hoch ragt der sanft geschwungene Stamm in die klare Luft auf, und seine gefiederten Blätter, sich zum leichten Spiele den Winden preisgebend, scheinen den Ankömmling gleichsam von Ferne zu begrüssen. Wandert er nun landeinwärts, so begegnen ihm mancherlei Gestalten dieses königlichen Geschlechtes, bald einzeln, bald zahlreich zwischen anderen Bäumen hervorragend, oder auch als herrschende Form zu einem Walde vereinigt. Hier stehen die Stämme gleich gewaltigen Säulen einer unbekannten Ordnung umher, und die Blätter wölben sich zu einem leichten Dache, durch welches nur spärlich das Licht der tropischen Sonne sich Bahn macht. Eintöniges Blättergelispel und fernes Rauschen verkündigte die Nähe Odin's in der gastlichen Wölbung des deutschen Eichenhaines; aber ein erhabeneres, wechselvolles Rauschen wird in den Hallen des Palmenwaldes vernommen: bald rollt es wie ferner Donner,

bald schwebt es wie Klänge fremdartiger Lieder einher; zagende Ehrfurcht durchzuckt den europäischen Wanderer, er fühlt die Nähe eines wilden, blutdürstenden Gottes, und er erinnert sich an den heimischen Dichterspruch: nicht ungestraft wandelt man unter Palmen. Alle Formen dieser Gewächse erscheinen fremdartig seinen Blicken, und das Helldunkel des heiligernsten Ortes vermehrt sie unter der Mitwirkung seiner erregten Phantasie. Kahl und glatt, gleich einer polirten Säule erhebt sich dieser Stamm, jener ist mit den Resten früherer Blätter beschuppt oder in die Quere geringelt; ein Dritter mit grossen, glänzend-schwarzen Stacheln bewaffnet, und mit parasitischem Farnkraut und Orchideen überdeckt, gleicht einer vegetabilischen Ruine. eines Vierten Scheitel, zu mächtigem Capitale ausgedehnt, trägt eine Krone von weithin überragenden Ananasstauden. Die Blätter, gefiedert, fächerförmig oder selten einfach, erscheinen in den verschiedensten Perioden des Wachsthums. Die jüngsten aus dem Centrum des Stammes hervorbrechend, ihre Fiederblättchen noch vereinigt tragend, stehen, gleich

Speeren, aufrecht; andere breiten sich unter verschiedenen Winkeln aus, und ihre gelösten Blättchen spielen säuselnd im Winde; andere, abgestorben, hängen welkend am Stamme herab oder liegen, abgeworfen, in Haufen durch die Waldung umher, wo sie den Nachwuchs anderer Pflanzen unterdrükken. Die Blüthen, zwischen oder unter den Blättern aus mächtigen Scheiden brechend, in Kolben vereinigt oder zu vielästigen Rispen ausgebreitet, schimmern in weisslicher oder gelblicher Farbe zwischen dem Grün hervor, und ergiessen oft eigenthümliche Wohlgerüche durch die Waldung. Am häufigsten erscheinen sie in den letzten und ersten Monaten des Jahres, doch wohl auch vereinzelt zu anderen Zeiten; und da die Früchte langsam und in mehreren Stadien reifen, so nimmt alles an den Palmen den Ausdruck unversiegbarer Jugendfülle und Zeugungskraft an. Dies erfasste der sinnige Grieche, da er jenen unsterblichen, aus der Asche wiedererstehenden Vogel, und den sich stets verjüngenden Palmbaum mit gleichem Namen belegte. In der That giebt es auch kein anderes Gewächs, in dem

die sprossende, ohn' Unterlass nach Oben forttreibende Thätigkeit so unbedingt und gleichmässig jene andere, die hemmende, besiegte, deren Resultat Blüthen- und Fruchtbildung ist. Die Krone des Palmbaums wird gleich einer einzigen Knospe durch den Schaft in die Luft getragen. Im Schoosse ihrer Blätter birgt sie die Anlagen zu neuen Aesten; doch entwickeln sich diese nicht zu Laubästen, sondern lediglich dem Geschlechte und der Fortpflanzung dienend, werden sie in Blüthenkolben und Blüthenrispen *(Spadices)* verwandelt: sie blühen, tragen Früchte, und werden endlich abgestossen, indem die Endknospe den ganzen Bildungstrieb in Einer Richtung versammelt und aufwärts weiter führt. So wachsen manche Palmen Jahrhunderte lang bis zu schwindelnder Höhe himmelan, und beherrschen, nicht durch die Fülle eines domartigen Laubgewölbes, sondern durch die edle Einfachheit, die ernste Majestät ihres Baues die Phantasie des Menschen. Wo ihre Gipfel kühn über die Nacht der Urwälder in lichte Sonnenhöh'n emporragen, da begrüsst er in ihnen ein Bild jener geistigen Freiheit.

zu welcher sein Geschlecht allmälig heranreift.“ [12])

Das Vorstehende wird genügen, um einen Begriff von der Begeisterung zu geben, mit welcher *Martius* zunächst an eine, unter dem Titel: „*Genera et species palmarum, quae in in itinere per Brasiliam etc.*“ (9 Bände, München 1823—1849; neue Aufl., Leipzig 1856 flg.) erschienene Monographie der in Brasilien heimischen Repräsentanten der Palmenfamilie ging, und dieselbe nach und nach zu einer Naturgeschichte der Palmen im Allgemeinen erweiterte. Die Fülle des Materials brachte es auch hier mit sich, dass er sich dabei von so ausgezeichneten Fachgenossen wie Hugo *v. Mohl* (von dem der epochemachende Abschnitt über die Anatomie der Palmen verfasst wurde), Franz *Unger*, *Sendtner*, Al. *Braun* u. A. unterstützen liess; indessen rührt der grössere Theil der „*Historia naturalis palmarum*“ (5 Bände in Imp.-Folio, München 1823—1850) von ihm selbst her: so insbesondere auch die den ganzen dritten Band füllende descriptiv-systematische Bearbeitung der gesammten Palmenfamilie, schon an und für

sich fast eine Monographie, welche durch ihre gründliche und umfassende Behandlung, wie das ganze Werk besonders auch durch seine äussere Gestalt, in der botanischen Literatur geradezu einzig dasteht. Mit Bezug auf dieses classische Werk, durch welches nicht blos die specielle Kenntniss der Palmen im grössten Massstab erweitert und vertieft, sondern auch die Pflanzenkunde im Allgemeinen auf's Erheblichste gefördert worden ist, that *Humboldt* den Ausspruch: „So lange man Palmen kennt und Palmen nennt, wird auch der Name *Martius* nicht vergessen sein!“

Welch' herrliches und bleibendes Denkmal sich *Martius* aber auch besonders durch sein Palmenwerk gesetzt hatte, die lohnenden Erfolge, die das Leben eines Gelehrten schmücken können, waren bei dem ausserordentlichen Manne damit noch nicht abgeschlossen. Vielmehr sollte seinen staunenswerthen Forscherfleiss als die ausgezeitigte Frucht desselben ein grosses umfassendes Ganze krönen: die „*Flora brasiliensis*“. Nur wenigen Forschern ist die Lösung einer solchen Lebensaufgabe, im Einklang mit Schick-

sal, innerem Beruf und äusserer Stellung durch alle Stadien einer reichen geistigen Thätigkeit so harmonisch schön gelungen. Wie viele tüchtige Kräfte auch wiederum bei dem in Rede stehenden Unternehmen zusammengewirkt haben, so darf man doch mit voller Anerkennung sagen: dieses grosse Prachtwerk über die brasilianische Flora, welches er in's Leben gerufen, zu dem er das reichste Material geliefert, und das jetzt, bis auf die neueste Zeit fortgeführt, bereits in 46 starken Lieferungen in folio mit reicher artistischer Ausstattung vorliegt, — es war wesentlich *sein* Verdienst, das Ergebniss seiner vieljährigen Arbeiten und beharrlichen Anstrengungen, und mit Recht bemerkt hierüber auch Alphons *de Candolle:* „*Si l'on objecte le nombre de ses collaborateurs, je dirai que la part de M. de Martius est très-considérable dans ses ouvrages, qu'elle est bien la plus grande, et qu'après tout c'est aussi un talent et un mérite de bien choisir ses aides et de marcher de bonne harmonie avec eux.*"

Die Pflanzenwelt eines so ausgedehnten Tropenlandes wie Brasilien, an Mannigfaltig-

keit der organischen Formen vielleicht das reichste der ganzen Welt, von dem sich bereits etwa 25,000 Pflanzenarten in den europäischen Herbarien und Gärten befinden, und aus welchem jeder reisende Botaniker immer wieder neue Arten in Menge zurückbringt, in einer umfassenden descriptiven Flora dem wissenschaftlichen Publicum vorzulegen: dieser Plan allein war ein grossartiges Unternehmen. Um aber die ganze Grösse und die ungeheuern Schwierigkeiten desselben anzuerkennen, ist es nöthig, dass wir einen Blick auf den Gang der beschreibenden Botanik im Allgemeinen zurückwerfen.

Dieser Theil der Wissenschaft, den so viele, wie schon angedeutet, als ein todtes Registerwesen, Andere als die volle Summe botanischer Kenntnisse betrachten,[13]) datirt in systematischer Form erst seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts. 1584 veröffentlichte Conrad *Gesner* das erste methodische Werk über das Gewächsreich. 1623 gab Caspar *Bauhin* das erste systematische Register *(„Pinax")*, worin etwa 7000 Pflanzenarten mit Namen und unter Hinweisung

auf die älteren Schriftsteller, aber ohne Charakteristik, aufgeführt wurden. Die erste, glücklich zu nennende systematische Anordnung lieferte in den Jahren 1694 und 1700 *Tournefort*. Sein Werk enthält 9516 Artikel oder gegen 8000 Pflanzenarten. Diese Zahl wurde in dem der Zeitfolge nach nächsten Werke, der „*Historia plantarum*" des Engländers *Rajus*, in den Jahren 1693 bis 1704, nicht beträchtlich vermehrt. 1737 trat *Linné* mit seinem ersten systematischen Verzeichnisse der bekannten Gewächse auf. So wie *Tournefort* den Begriff der Gattung in die Wissenschaft eingeführt hatte, ward nun durch ihn der der Art fixirt und die beschreibende Methode auf eine gründlich erweiterte Terminologie basirt. Indem aber *Linné* eine grosse Menge alter übel verstandener, unkritischer Berichte von Pflanzen als unnützen Ballast über Bord warf, verminderte er damals die Liste der Arten auf etwa 7000, eine Zahl, welche in den späteren Ausgaben seines Systems etwa bis auf 12,000 dürfte erhöht worden sein. Seit jener Zeit ist die Zunahme der bekannten Arten eine geradezu riesenhafte geworden. In der

letzten Bearbeitung *Linné*'s vom Jahre 1760 finden wir aus den ersten fünf Classen seines Sexualsystems 1835 Pflanzenarten; *Vitmann* hat deren im Jahre 1790 schon 3491 aufzuzählen, *Willdenow*, im Jahre 1797, 4831, *Persoon*, im Jahre 1806, 6121, *Römer* und *Schultes*, von 1807 bis 1823, 13519 Arten. In der ersten, 1821 erschienenen Ausgabe von *Steudel*'s „*Nomenclator botanicus*", dem ersten vollständigen *Pinax* seit *Bauhin*, geht die Zahl der Gattungen von Phanerogamen oder Bürgern der ersten 23 Classen des *Linné*'schen Systems auf 3376, die der Arten auf 39684; die zweite Auflage dieses rühmlichen Werkes dagegen, welche im Jahre 1841 vollendet wurde, zählt von Phanerogamen 6722 Gattungen und 78,005 Arten auf. *Humboldt* schlug in der dritten Auflage seiner „Ansichten der Natur" (1849) nach *Kunth*'s handschriftlicher Notiz die Zahl aller beschriebenen, zum Theil in Herbarien und botanischen Gärten befindlichen Pflanzenspecies auf etwa 213,000 an. Aber auch diese enorme Zahl ist nach der Schätzung des jüngeren *de Candolle* in seiner „*Géographie botanique raisonnée*" (1855) noch kaum die

Hälfte aller auf der Erde wirklich existirenden Pflanzenarten, deren Kenntniss durch jede neue botanische Expedition beträchtlich vermehrt wird.

Die Zahl sämmtlicher Pflanzenspecies nun, welche blos innerhalb der Grenzen Brasiliens vorkommen, hat *Martius* auf nicht weniger, als auf 60,000 geschätzt! Daneben erwäge man die Schwierigkeit der Herbeischaffung des sämmtlichen zur Grundlage dienenden, vielfach zerstreuten Materials, sowie ganz besonders auch die inneren Schwierigkeiten, welche ein solcher Pflanzenschatz mit sich führt. Die Charakteristik der Gattungen nach der natürlichen Methode muss auf organische Verhältnisse zurückgehen, welche die *Linné*'sche Systematik gar nicht zu beachten brauchte, wie namentlich auf die innere Bildung des Fruchtknotens, der Eier und' der Samen," was den Gebrauch des Mikroskops oft ganz unerlässlich macht. „Die Unterscheidungsmerkmale der Arten müssen von zahlreichen, oft sehr kleinen Verhältnissen hergenommen werden," und dies bedingt ein genaueres Betrachten aller Theile. Die Beschreibung hat, selbst wo sie

nur das Unterscheidungsmoment hervorhebt, in vielen Theilen ausführlicher, als sonst zu sein, wo ein paar Worte hinreichten, um die wenigeren verwandten Arten zu unterscheiden. Muss es also schon dieser ungeheuere Zuwachs einem Laien einleuchtend erscheinen lassen, wie damit heutzutage das Geschäft des beschreibenden Systematikers bei jeder einzelnen Art erschwert ist,[14]) so vergesse man schliesslich auch nicht hinsichtsichtlich der „*Flora brasiliensis*", die |zahlreichen ikonographischen Darstellungen,*) und wie schwer selbst unter den besten Künstlern solche zu finden sind, welche sich von einer subjectiv-idealen Auffassung der zugleich malerisch schön zu veranschaulichenden Naturobjecte frei zu halten vermögen.

Von allen bisher erschienenen Floren aber hat noch kein Werk diese Schwierig-

---

*) Es sind bis jetzt mehr als 1100 Foliotafeln mit Illustrationen erschienen. Diese berücksichtigen hauptsächlich charakteristische Gattungsrepräsentanten oder solche Arten, welche entweder noch nicht dargestellt waren, oder durch ihren Nutzen, ihre morphologische Schönheit und Merkwürdigkeit sich auszeichnen.

keiten so glänzend überwunden, keines seine Aufgabe umfassender und dem heutigen Standpunkte der systematischen Botanik angemessener gelöst, als die „*Flora brasiliensis*“ von *Martius*. Und dies ist besonders auch im Vergleich mit dem, was im Ausland bei oft viel bedeutenderen pecuniären Mitteln geschehen, eine Thatsache die nicht genug Anerkennung verdient. So haben z. B. die Spanier *Ruiz* und *Pavon*, deren Expedition mit der von *Mutis* Hunderttausende gekostet, von ihren botanischen Resultaten nur vier Foliobände publicirt, die nach dem *Linné*'schen System bis zur Octandrie gehen. Die Früchte der *Mutis*'schen Expedition liegen in den Sammlungen des botanischen Gartens von Madrid so gut wie begraben. Nur Al. *v. Humboldt* hat Einiges von ihren Resultaten benutzt und bekannt gemacht. Was unter der Protection des erleuchteten Vicekönigs Aloys Vascon-cello *de Souza* durch den fleissigen Marianus *Velloso* an Abbildungen von brasilianischen Pflanzen, besonders aus der Provinz Rio de Janeiro, bereits 1790 entworfen, aber erst 1827 in elf Foliobänden publicirt worden ist,

war schon bei seiner Veröffentlichung theilweise veraltet, und ist nicht im Einklange mit der gegenwärtigen, so sehr in die feinsten Details des Pflanzenbaues eingehenden Systematik. Der dazu gehörige Text bildet nur einen magern Band in klein Folio, und ist in Europa fast unbekannt. *St. Hilaire's* Flora von Südbrasilien wurde nur bis zur Mitte des zweiten Bandes fortgeführt. Und ähnliche Resultate hatten die Versuche der Herausgabe tropischer Floren in anderen Ländern. Trotz der ausserordentlichen Opfer, welche die niederländische Regierung für die Erforschung der Flora von Holländisch-Indien durch Aussendung so vieler reisenden Sammler und Maler gemacht, konnte der so fleissige und gründliche *Blume* in Leyden doch nur drei Foliobände mit der Beschreibung von 11 Familien herausgeben. Die colossale Masse des gesammelten Materials nöthigte ihn dann, nur Einzelnes davon herauszugreifen und zu publiciren. Für die Flora des britischen Ostindien ist durch die Publication von Prachtwerken verhältnissmässig weniger geschehen (bei aller Anerkennung der Arbeiten von *Wallich* und

Robert *Weight)*. Dafür hat freilich die ostindische Compagnie mit grossartiger Freigebigkeit viele der auf ihre Kosten gesammelten Pflanzen an die bedeutendsten öffentlichen Herbarien und die berühmtesten lebenden Botaniker vertheilt, indem sie diesen die Untersuchung und Bekanntmachung überliess. Diese englische Methode war jedenfalls, beiläufig gesagt, empfehlenswerther, als das französische Princip, welches die durch die zahlreichen französischen Expeditionen gesammelten unermesslichen botanischen Schätze nicht zum Gemeingut machte, sondern in den französischen Museen begraben liess, mit alleiniger Ausnahme solcher Arbeiten, welche die heimgekehrten Botaniker selbst herausgaben.[15])

Doch genug! Das Mitgetheilte wird hinreichen, um auch den Laien einen wenigstens ungefähren Begriff von der Bedeutung des *Martius*'schen Werkes, wie von dem standhaften Muthe gewinnen zu lassen, mit welchem *Martius* nach dem Tode des ebenso gelehrten als unglücklichen wiener Botanikers *Endlicher*, das Unternehmen in Verbindung mit tüchtigen Mitarbeitern fort-

setzte. Mit *Endlicher* nämlich hatte er es im Jahre 1839 unter den Auspicien der Kaiser *Ferdinand* I. von Oesterreich und Dom *Pedro* II. von Brasilien, sowie des Königs *Ludwig* I. von Baiern begonnen. Fürst *Metternich*, als oberster Leiter und Protector der österreichischen Expedition nach Brasilien, wandte dem Unternehmen seine warme Theilnahme zu. Die Herbarien zu München und Wien lieferten zuerst das Hauptmaterial, wozu später die mit grosser Liberalität mitgetheilten Sammlungen des 1831 in Brasilien ermordeten *Sellow**) und vieler anderen gelehrten Reisenden kamen. Dazu ward wie schon erwähnt, die unerlässliche Mitwirkung einer Anzahl der ausgezeichnetsten Botaniker Deutschlands und des Auslandes gewonnen, welche die Bearbeitung der einzelnen Pflanzenfamilien als ebenso viele Monographien übernahmen — fast sämmtlich bewährte Forscher, deren Namen für eine Ausführung im Sinne gründlicher Wissenschaft bürgten. Nach *Endlicher*'s Tode

---

**) S. in der III. Abthlg. den* 10. *Brief. Ueberhaupt enthalten die Briefe an Sturz hinsichtlich der „Flora bras." manche ergänzende Mittheilungen. (D. Verf.)*

(1849) trat dessen Amtsnachfolger *Fenzl* als Mitherausgeber an *Martius*' Seite.

Der Neuheit des Unternehmens, sowie der grossen Kosten wegen erschien das Werk anfänglich nur langsam, seit den fünfziger Jahren aber folgen, Dank sei es einer kräftigen Unterstützung durch die brasilianische Regierung, die Lieferungen rascher auf einander, und obwohl *Martius* selbst die von ihm so sehnlich erwünschte Vollendung nicht erleben sollte, so hat er doch für einen tüchtigen Nachfolger in der Redaction Sorge getragen: Dr. *Eichler*, der jetzt mit der Redaction der „*Flora brasiliensis*“ betraut ist, hat sich bereits als *Martius*' Gehülfe so trefflich bewährt, dass wohl der Abschluss des grossartigen Unternehmens nicht blos in dem bisherigen Geiste, sondern auch in nicht allzu langer Zeit zu erwarten steht.

Welch' unendliche Mühe die Redaction und Herausgabe eines derartigen Werkes mit sich bringen, liegt wohl für einen Jeden klar auf der Hand. Doch darin allein besteht *Martius*' Verdienst keineswegs. Allerdings hat er von ganzen Monographien blos zwei selbst ausgeführt: die Ano-

naceen und Agaveen jener beiden höchst interessanten Pflanzenfamilien, deren Gattungen und Arten meist nur innerhalb der Wendekreise vorkommen,[16]) aber er begleitete alle übrigen mit Auseinandersetzungen über die geographische Verbreitung der zu den betreffenden Pflanzenfamilien gehörigen Gewächse in Brasilien und über die wichtigsten Verhältnisse derselben zum Leben der Einwohner in Beziehung auf Landwirthschaft, Medicin, Industrie und Handel. Die Pflanzengeographie ist bekanntlich, seitdem zuerst *Humboldt*, dann auch *Schouw* und *Wahlenberg* durch classische Schriften ihr die Bahn gebrochen, zu einer überaus umfangreichen Literatur angewachsen. Sehr viele geistvolle Botaniker, besonders diejenigen, welche selbst auf Reisen in fremden Welttheilen sich umsahen oder einzelnen Floren[17]) ein specielles Studium widmeten, haben phytogeographische Beiträge geliefert. Darunter sind auch die Arbeiten von *Martius* hervorragend durch Scharfsinn, geistvolle Combination und umfassende Kenntniss der darauf bezüglichen Literatur.

Einen Theil der Pflanzengeographie bil-

det die Physiognomik der Gewächse. Der Gesammteindruck, den die Vegetation einer Gegend auf den Beschauer hervorbringt, wird durch gewisse Pflanzenformen bedingt, welche in einer Zone, Region oder Gegend vorherrschend auftreten. *Humboldt* hat in den geistvollen „Ideen“, die er über diesen Gegenstand in seinen „Ansichten der Natur“ dargelegt, die Hauptpflanzenformen, von deren individueller Schönheit, Vertheilung und Gruppirung die Physiognomie der Vegetation eines Landes abhängt, und welche durch den „Gesammteindruck, den sie auf den beschauenden Menschen machen“, zusammengehören, sehr schön geschildert. „Wenn auch“ — sagt dieser Geschichtsschreiber der Natur und Begründer der Pflanzengeographie — „der Charakter verschiedener Weltgegenden von allen äusseren Erscheinungen zugleich abhängt, wenn Umriss der Gebirge, Physiognomie der Pflanzen und Thiere, wenn Himmelsbläue, Wolkengestalt und Durchsichtigkeit des Luftkreises den Totaleindruck bewirken, so ist doch nicht zu läugnen, dass das Hauptbestimmende dieses Eindrucks die Pflanzendecke ist. Die

Pflanzenschöpfung wirkt durch stetige Grösse auf unsere Einbildungskraft. Ihre Masse bezeichnet ihr Alter, und in den Gewächsen allein sind Alter und Ausdruck stets sich erneuernder Kraft mit einander gepaart."

Auch unserem *Martius* ward es vergönnt, im vollen Besitze unbewölkter Geisteskräfte, ungebeugt durch die frühgetragenen körperlichen Anstrengungen und Entbehrungen und die Arbeiten eines literarischen Berufslebens, in die schönen Erinnerungen jener Zeiten sich geistig zurückzuversenken, wo er die Natur der Aequatorialzone der neuen Welt und eines der herrlichsten Tropenländer der Erde studirte und genoss. Er hatte den glücklichen Gedanken, durch eine Reihe landschaftlicher Darstellungen das anziehende Interesse an der brasilianischen „Flora" für den Kenner wie für den Laien zu erhöhen. Die dem systematischen Theile eingeflochtenen „*Tabulae physiognomicae Brasiliae*" geben ein getreues Bild des grossartigen Natur- und Vegetationscharakters, welcher das Auge des Europäers durch den fremdartigen Eindruck, den der unendliche Reichthum, die Formenmannigfaltigkeit,

Fülle, Ueppigkeit und Majestät des Ganzen auf ihn machen, in mächtigster Weise ergreift und anzieht.

Und wem das Schicksal es versagte, die unvergleichliche Pracht eines Urwaldes in der Tropenzone selbst zu sehen, und das Gesammtbild, wie die einzelnen Wundergestalten — gleichviel, ob mit dem tiefer eindringenden Blicke des Naturforschers, oder mit dem einfachen Ergötzen des Naturfreundes — zu beschauen, der kann durch landschaftliche Bilder, wie sie das *Martius*'sche Werk begleiten, eine annähernde Vorstellung gewinnen. Brasiliens Naturphysiognomie wird hier in abwechselnden Bildern dem Beschauer vorgeführt. Es sind nicht immer blos imposante Gemälde aus jenen „*Matos-Virgenes*," deren Leben und Herrlichkeit uns *Martius* in seinem Reisewerke so beredt geschildert hat: dort, wo „eine ewig junge Vegetation die Bäume zu majestätischer Grösse emportreibt, wo fast jeder von diesen Fürsten des Waldes sich in dem Gesammtausdrucke von seinen Nachbarn unterscheidet, und die Natur, noch nicht zufrieden mit diesen riesenhaften uralten Denkmalen auf

jedem Stamme, eine neue Schöpfung grünender und blühender Parasiten hervorruft" — man findet auch viele andere Landschaftsbilder darunter: Buschwälder, felsige Berge, steinige Hügelgegenden, sandige Flussinseln oder Llanos, wo die Bäume nur in kleinen Gruppen oder vereinzelt stehen, immer aber sind solche Pflanzentypen dabei gewählt, welche in den Tropengegenden die Physiognomie der Landschaft bestimmen, und von denen man weit leichter durch Bilder, als durch Beschreibungen eine deutliche Vorstellung gewinnt.[18])

Dass der Text, wie bei *Martius'* übrigen descriptiven botanischen Werken, auch bei der „*Flora bras.*" in lateinischer Sprache abgefasst ist, hat seinen Grund darin, dass dergleichen Arbeiten, wie *Martius* selbst in seiner Denkrede auf Al. *v. Humboldt* bemerkte[19]), ihrer Natur nach nicht für das grosse Publicum bestimmt sein können[20]). Es sind mehr oder weniger Bücher zum Nachschlagen, nicht zum Lesen. Solche Werke sind grossentheils „die Frucht einer fortgesetzten Selbstentäusserung. Sie tragen für den Einsichtsvollen vor Allem den Stempel

eines standhaften Charakters an sich.“ Die „*Flora bras.*“ aber insbesondere ist zugleich, namentlich für die Kenntniss der Pflanzen des tropischen Amerika, von geradezu fundamentaler Bedeutung.

Indem ich hiermit auch dieses literarische Vermächtniss unseres *Martius* zu charakterisiren versucht habe, bin ich an der Grenze, die ich mir gezogen, angelangt. Nicht blos der innere Gehalt jener bändereichen Monumente seines rastlos thätigen, nur den höchsten Zielen geweihten Lebens, sondern auch die von ihm auf die Form verwendete Sorgfalt lässt uns ahnen, mit welch' gewissenhaftem Fleisse er der Erwerbung und Verarbeitung des ungeheuren Stoffes obgelegen, dessen er zu seiner schriftstellerischen Thätigkeit nach den verschiedensten Seiten hin bedurfte. Zwar sind die von mir besprochenen Werke nicht die einzigen Ergebnisse seiner enormen Productivität, denn wir besitzen von *Martius* noch mehr als 150 kleinere Schriften, aber diese „haben zumeist der Wissenschaft ihre Dienste bereits gethan, sind in den Kreislauf derselben übergegangen, und ihre Zeit ist vorbei.

Jene Hauptwerke dagegen werden bleiben und noch nach Jahrhunderten in Ehren gehalten und mit Nutzen gebraucht werden.“ (*Eichler* a. a. O.)

Ja, der Verewigte hat wohl gewusst, was diejenigen erwartet, von denen es im zweiten Theile des „Faust“ heisst:

„Wer keinen Namen sich erwarb, noch Edles will,
Gehört den Elementen an, so fahret hin!“

Anmerkungen.

[1]) S. „Akad. Denkreden“ S. 435.

[2]) S. „Kosmos“ Bd. II, S. 72.

[3]) In seiner Denkrede auf *Alex. v. Humboldt* sagte *Martius* selbst hinsichtlich der „Ansichten der Natur“, indem er sie zugleich das Samenkorn seines (*Humboldt's*) Ruhmes bezeichnete: „Es ward dieses Büchlein Muster und Vorbild späterer Reisenden für die Plastik in Worten. Wir begegnen seinem Einflusse überall in der neueren Reiseliteratur.“

[4]) Dieser Bezeichnung hat sich *Martius* jedenfalls blos deshalb bedient, weil sie durch den Sprachgebrauch adoptirt und somit auch sanctionirt worden ist; der Wirklichkeit entspricht sie aber nicht. Roth oder kupferfarbig sind wohl nur wenige Eingeborene der Vereinigten Staaten Nordamerikas. Die allgemeine Farbe der Indianer ist vielmehr die des frisch gegerbten Leders oder thonigen Schlammes. (Vgl. das 30. Cap. im II. Bde. der in italienischer Sprache von *Paul Mante-*

gazza herausgegebenen und 1867 bereits in zweiter Auflage erschienenen „Reisen in Südamerika.“

[5]) Seitdem die isländische Colonie auf der Westküste von Grönland, welche sich bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts eines sehr blühenden Zustandes erfreute, durch die verderbliche Einwirkung von Handelsmonopolen, durch die Einfälle der Eskimos, durch das Wüthen des „schwarzen Todes“ und durch den Anfall einer feindlichen Flotte, deren Ausgangspunkt jedoch unbekannt geblieben, allmälig ihren Untergang gefunden hatte, war Grönland wieder in Vergessenheit gerathen, bis es endlich, nachdem es sieben dänische Könige vergeblich hatten aufsuchen lassen, *Friedrich* dem Vierten 1721 glückte, durch den edlen Priester *Hans Egede* aus Vogen in Norwegen auf der grönländischen Westküste wiederum festen Fuss zu fassen. *Egede* war durch das warme Verlangen, seinen verlorenen Landsleuten beizustehen, nach jenen kalten Einöden gelockt worden, aber nirgends fand er unter den dortigen Menschen Spuren derselben, und so musste er sich in seinem heiligen Eifer damit begnügen, ein dornenvolles Bekehrungswerk an den heidnischen Eskimos vorzunehmen. (S. im V. Bde. der Neuen Folge des „Illustr. Familienbuches“ [Triest 1865] S. 344 ff. *Hugo Schramm*'s culturgeschichtliche Skizze über „Die alten Isländer“.)

[6]) Die Verfassung, welche *William Penn* (1644—1718) dem von ihm am Delaware gegründeten und nach ihm benannten glaubensfreien Staate gab, wurde bekanntlich späterhin die Grundlage der Constitution der Vereinigten Staaten Nordamerikas.

[7]) S. den 3. Bd. der „Reise in Brasilien", S. IX.

[8]) S. „Akad. Denkreden" S. 252.

[9]) Ebendas. S. 256.

[10]) Vgl. „Natur und Idee, oder das Werdende und sein Gesetz von *G. G. Carus* (Wien 1861), wo auf S. 238, 240 u. 242 über die Construction der ganzen Pflanzenbildung aus der Metamorphose und der Spiraltendenz die wissenschaftlich strengen Nachweise gegeben sind, sowie auch auf die *verschiedene* Bedeutung der *unendlichen* und *endlichen* Spirale zum ersten Male aufmerksam gemacht wird, von denen die erstere wesentlich auf die Achse der ganzen Pflanze, alle anderen dagegen (z. B. als einwärts oder auswärts gerollte endliche Spiralen) auf die Seiten-Organe der Pflanze sich beziehen.

[11]) S. *Eckermann's* „Gespräche mit *Goethe*" III. Bd., S. 256, 281 und 356.

[12]) S. im 3. Bde. der „Reise in Brasilien" S. XX—XXIII.

[13]) Es ist vollständig beizustimmen, wenn *Alph. de Candolle* sagt: „*L'objet essentiel de la botanique est, et sera toujours, de connaître les plantes. Un homme n'est vraiment supérieur que s'il peut comprendre les détails et l'ensemble, et passer brusquement de l'un à l'autre.*"

[14]) Vgl. „Akad. Denkreden" S. 139—141.

[15]) S. die ausserordentl. Beil. zu Nr. 119 der Augsb. „Allg. Ztg." v. 29. April 1857.

[16]) Die eigentliche Gattung *Anona* oder „Apfel-Döre" (wie sie *Oken* unglücklich verdeutscht) begreift Bäume und Sträucher in sich, von denen *Martius* 29 brasilianische Species unterscheidet, und sie interessirt

uns besonders deshalb, weil einige ihrer Arten die köstlichsten, leckersten aller Tropenfrüchte hervorbringen. Vom feinsten, pikantesten Geschmacke sind die Früchte von *Anona squamosa* und *Anona muricata*, welche sowohl auf den westindischen Inseln als auch im tropischen Festlande von Amerika noch weit beliebter sind, als die feinsten Sorten der Bananen, Ananase, Sapoten und Orangen. Auch in Ostindien, in China, auf den Philippinen und den Sunda-Inseln wird die Anone als der köstlichste Leckerbissen, den irgend ein Baum hervorzubringen vermag, sorgfältig cultivirt, und gilt als das pikanteste Labsal für den feinsten Gaumen. Ueber das ursprüngliche Vaterland der sogenannten süssen Anone sind sehr verschiedene Meinungen laut geworden. Wahrscheinlich wurde sie im 16. Jahrhundert von den Spaniern aus San Domingo und Mexico auf den Philippinen eingeführt und sodann von den dortigen Chinesen, diesen fleissigen Gartenkünstlern, auf dem Festlande von Asien verbreitet. *Martius* hat seine Ueberzeugung, dass die eigentliche Heimath dieses wunderbaren Fruchtbaumes Amerika sei, auf das Bestimmteste in den Worten ausgedrückt: „*mihi quidem Anonae genus non nisi orbis novi proprium esse ac primarium est persuasissimum.*“

[17]) Die sogenannten Floren umfassen diejenigen Gewächse, welche innerhalb gewisser willkürlicher, politischer oder physikalisch-geographischer Grenzen vorkommen. Dagegen hat man den naturhistorischen Begriff der Florenreiche (*Imperia Florae*) zur Zeit noch keineswegs schon mit befriedigender Sicherheit feststellen können. „Es bleibt dies der Zukunft vor-

behalten. Zur Zeit sind die Acten erst geöffnet, geschweige geschlossen, über die Frage: welches sind die wesentlichen Charaktere, welches sind die von der Natur selbst gezeichneten Grenzen von Besonderheiten, wodurch sich gewisse Pflanzencomplexe als grosse selbstständige Thatsachen des Erdlebens darstellen? Viel schwieriger als die Probleme von der Wesenheit und Ausdehnung geologischer Formationen sind jene von den ursprünglichen und selbstständigen Pflanzenformationen. Die todten Steingebilde liegen in starrer Unveränderlichkeit vor dem Forscher; die lebendige Pflanzendecke ist gleichsam in ununterbrochener Fluctuation. Das Vermögen der Gewächse, sich innerhalb gegebener Schranken an Klima und Boden anzuschmiegen, unter dem Einflusse der Elemente, der Thiere, des Menschen sich nach Form und Stoff zu verändern, zu variiren, zu wandern, ja gewisse Katastrophen der Erdoberfläche zu überdauern, umgeben die Bestimmung solcher Florenreiche mit grossen Schwierigkeiten. In neuester Zeit hat man sich genöthigt gesehen, den früher leichtsinnig genug behandelten Begriff der Pflanzenart und die Delimitation der Pflanzenarten wissenschaftlicher zu begründen, man ist, zu jenem des pflanzlichen Individuums hinabsteigend, unwillkürlich auf ein speculatives Gebiet gerathen." (*Martius* in seiner Erinnerungsrede über *Alex. v. Humboldt.* Siehe „Akad. Denkreden" S. 408 u. 409.)

15) Wer ein ausführliches Urtheil über die in der „*Flora bras.*" enthaltenen Vegetationsbilder lesen will, sei auf den Bericht verwiesen, welchen ein französischer Gelehrter, *Alfr. Maury*, im „*Bulletin de la Société de*

Géographie" (Tome douzième, 1856) darüber niedergelegt hat.

19) S. „Akad. Denkreden" S. 410.

20) Im Uebrigen eignet sich auch recht gut die lateinische Sprache insbesondere zur Beschreibung einer Landschaft. „*La langue latine*" — sagt *Alph. de Candolle* — „*ne se prête pas mal à des descriptions de pays entremêlées de noms de plantes, et quand il ne s'agit pas de discussions sur des sujets abstraits ou compliqués, surtout quand le latin est manié par un auteur qui l'aime et qui l'écrit sans pédanterie.*"

III.

ANHANG.

Eine Anzahl Martius'scher Briefe.

VORBEMERKUNG.

Wohl ist das Bild, das uns aus Briefen entgegentritt, nicht immer der ganze, volle, ungeschmückte, unentstellte Mensch, selbst wenn die vollste Aufrichtigkeit, die sprudelndste Mittheilsamkeit die Feder geführt hat. Unendlich viel Störendes und unendlich viel Liebenswürdiges eines Charakters, einer Persönlichkeit kann im brieflichen Bilde sich verwischen, und wenn auch die Grundzüge und Elemente darin alle sich ausprägen, gehören doch auch die feineren Züge und Nuancen zur Porträtähnlichkeit, und durch deren Fehlen bekommt das Ganze einen fremden Ausdruck. Dennoch hat man nicht ohne Grund behauptet, dass Briefe die wichtigsten Beiträge zur Kenntniss der Menschen bilden, und leicht erklärt sich das Interesse, mit welchem so viele Briefwechsel

ausgezeichneter und merkwürdiger Menschen in der neuern Zeit auch in Deutschland aufgenommen wurden. In seinen Briefen, weit mehr als in seinen Werken, wird sich der Mensch so abspiegeln, wie er in Wahrheit ist; denn der Autor, wie inniger Ernst es ihm auch sein mag, spielt doch immer in gewissem Sinne eine Rolle. Daher kann ich es nur bedauern, wenn meine ursprüngliche Absicht, auch eine grössere Sammlung der interessantesten und werthvollsten Briefe *Martius*' zu veröffentlichen, theils wegen des geringen Erfolgs meiner durch die ersten Zeitungen an die vielen Besitzer *Martius*'scher Briefe gerichteten Bitte um deren gefällige Mittheilung, theils wegen des in zweckentsprechender Weise beschleunigten Erscheinens dieses Buches unausführbar geworden ist. Was mir indessen an Briefen kurz vor und noch während der Indrucklegung zugekommen, will ich, soweit dieselben zur Veröffentlichung geeignet sind und charakteristische, sowie ergänzende Beiträge zu *Martius*' Biographie bieten, dem Leser nicht vorenthalten.

I.

(Ein Schreiben *Martius'* an den rühmlichst bekannten Arzt und Naturforscher *Tilesius v. Tilenau*, den Reisebegleiter *Krusenstern's* auf dessen Reise um die Welt in den Jahren 1803—1806, welches ich dem Herrn Literarhistoriker und Autographensammler *Maximilian Wüstemann* in Stuttgart verdanke.)

Verehrtester Herr!

Mit dem innigsten Danke habe ich Ihre gütige Mittheilung der brasilianischen und anderer Tange empfangen und würde nicht versäumt haben, Ihnen mit der Empfangsanzeige jenen Dank auszusprechen, hätte ich nicht bald darauf Ihr werthes zweites Schreiben erhalten, das mich um so mehr gefreut hat, als ich darin eine Gelegenheit erblickte, Ihnen meine Dankbarkeit thätig zu beweisen. Ich habe daher mich vor einigen Tagen an den Ministerialreferenten für Universitäten gewendet und Ihre Vorschläge, unterstützt durch mein Wort, soviel ich vermag, geäussert. Freilich war die Antwort nicht so unbedingt angenehm, als ich es wünschte, doch eröffnete sie mir eine Aussicht, die ich Ihnen um so lieber mittheile, als es mir angenehm wäre, Sie in Baiern zu wissen. Man sagte mir also, dass keine

Professur vacant, auch zur Errichtung einer neuen keine Fonds vorhanden seien, dass man es aber sehr gerne sehen würde, Sie auf irgend eine Weise zu entschädigen, sobald sich dazu eine Gelegenheit biete.

Das ist allerdings eine sehr weite Aussicht, doch glaube ich, dass sie, ein Weltumsegler, sich leicht entschliessen könnten, einmal versuchsweise auf einige Monate die Luft einer baierischen Universität zu athmen, und dann wäre es wohl um Vieles leichter, dass Sie Ihre Wünsche realisirt sehen. Sollten Sie sich zu diesem Schritte entschliessen können, und wollen es mir vorher anzeigen, so werde ich mir alle Mühe geben, Ihrem Plane behülflich zu sein. Was Sie von Baiern, seinem Könige und Ministerium sagen, ist so wahr und anerkannt, dass ich hoffe, dass diese Meinung Ihnen selbst ein recht dringender Beweggrund sein möge, es einmal bei uns zu versuchen. Herr Baron v. Moll, der Ihnen mit der herzlichsten Theilnahme ergeben ist, und Sie bestens grüsst, wird gewiss nicht verfehlen, nach Kräften Ihr Gesuch zu befördern. Ich habe ihm davon gesprochen. Es thut ihm sehr leid, dass Sie die gewünschten Abzüge Ihrer Abhandlung in unseren Druckschriften nicht erhalten haben, was lediglich einer Vergessenheit von Seiten der Redaction zuzuschreiben. Er schmeichelt sich übrigens mit der

Hoffnung, dass Sie unsere Acta recht bald mit einer Arbeit aus Ihrer Feder bedenken werden.

Ihre so ansehnliche Tangsammlung wird mich bei der Ausarbeitung der Fucor. brasil. ungemein unterstützen; ich fühle mich durch diese so schätzenswerthe Mittheilung um so dankbarer gerührt, als sie mit der grössten Liberalität sich sogar auf Ihre eigenen Beobachtungen und Zeichnungen mit erstreckt. Die einzige Bitte habe ich noch, dass Sie mir diese Sammlung ein paar Monate zur Benutzung überlassen möchten, da ich nicht stets an ihrer Untersuchung bleiben kann.

Leben Sie recht wohl und genehmigen Sie die Versicherung ausgezeichneter Hochachtung von Ew. Wohlgeboren

München, den 24. März 1824.

ganz gehorsamem Diener

Martius.

(*Tilenau* ging nicht nach Baiern, sondern wurde später Docent in Leipzig und lebte zuletzt, gänzlich zurückgezogen, in seiner Vaterstadt Mühlhausen in Thüringen, wo er auch am 29. Mai 1857 im 88. Lebensjahre starb.)

2.

(Folgende sechs Briefe sind mir durch den Herrn Prof. Dr. *Adalbert v. Keller* in Tübingen gütigst mitgetheilt worden.)

Sr. Wohlgeboren, dem Herrn Prof. A. Fr. Gfroerer, Sekretär des liter. Vereins in Stuttgart.

Wohlgeborener,

Hochgeehrtester Herr Professor!

Beiliegend beehre ich mich, Ihnen die Quittung über meinen Beitrag für Closeners Chronik) zu übersenden. Haben Sie die Güte, Sich diesen Betrag durch die Cotta'sche Buchhandlung aushändigen zu lassen und mir das Buch durch Vermittlung derselben zu schicken.*

In Paris habe ich diesen Sommer mit Herrn Ternaux Compans über den Plan des Vereins gesprochen. Er wünscht demselben ebenfalls beizutreten und ich bitte Sie, ihm das Buch zu schicken und den Betrag dafür nachnehmen zu lassen. Er

---

*) *Der liter. Verein in Stuttgart, dessen Mitglied Martius war, gab* 1842 *die aus d. J.* 1372 *datirende erste in deutscher Sprache geschriebene strassburgische Chronik des Priesters F. Closener heraus. (D. Verf.)*

wird sich gern dafür verwenden, dass in Paris, wo es so viele wohlhabende Bücherfreunde giebt, noch manche beitreten, wenn Sie ihn darum begrüssen, was im Interesse des Vereins liegen dürfte.

Er besitzt die herrlichste Bibliothek von Werken und Manuscripten über Amerika und ist bereit, davon welche für die Bekanntmachung der Gesellschaft abzugeben. Die „Historia del Peru“ von Padre Cobo, gegen Ende des 17. Jahrhunderts in Peru geschrieben, Manuscript, hat er mir zu diesem Ende bereits mitgegeben. Es ist die Abschrift, welche Muñoz behufs seiner „Historia de America“ hatte machen lassen. Ebenso besitzt er noch viele andere sehr schätzbare spanische und portugiesische Manuscripte über Amerika und Ostindien, da er Muñoz' ganzen Nachlass angekauft hat. (Er ist der Herausgeber der Bibliotheca americana u. s. w.) Ich würde mit Vergnügen das Manuscript zur Einsicht des Comité absenden, wenn es gefordert werden sollte.

In Turin befindet sich ein Manuscript meines Ahnherrn Galeotto Martius de vulgo incognitis, das vielleicht in gegenwärtigen Zeiten als ein Beispiel der Behandlung dogmatischer Sätze im Sinne des damals (1478) gegen den Aristotelismus auftretenden Platonismus nicht ohne Interesse wäre. Es ist dasselbe, wesshalb der Verfasser von der Inquisition

6*

verurtheilt worden ist. Die Ueberschriften der 31 *Kapitel sind interessant genug, ob es aber der Inhalt sei, weiss ich nicht. Für den Fall, dass die Gesellschaft dergleichen Curiosa auch abschreiben lassen will, um ihren Werth für den Druck zu prüfen, bin ich erbötig, die Hälfte der Copialien zu tragen, die bei* 292 *Quartblättern etwa auf* 150 *frs. laufen könnten.*

Es ist freilich denkbar, dass dergleichen „Commenta" gegen solide Dinge bei der Gesellschaft gar nicht in Betracht kommen. Ich weiss aber nicht, ob die Gesellschaft nicht über grosse Mittel bereits zu verfügen hat, und hoffe, man werde mir die neugierige Pietät, womit ich jenes Werk kennen lernen möchte, nicht verübeln.

Wegen des Anerbietens des Herrn Ternaux bitte ich jedenfalls mir eine gefällige Nachricht zukommen zu lassen.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung.

München, den 1. *November* 1842.

Hofr. Dr. v. Martius.

3.

Sr. Wohlgeboren, dem Herrn Prof. Dr. Zech in Tübingen.

Wohlgeborener,

Hochgeehrter Herr Professor!

Beikommend beehre ich mich, meinen Beitrag zu dem literarischen Verein pro Februar 1858 *mit eilf Gulden zu übersenden, indem ich höflichst um Mittheilung einer Empfangsbestätigung bitte. Ich benütze diese Gelegenheit eines Verkehrs mit dem verdienten Cassier unseres schönen Vereins, um eine Anfrage an Hochdieselben zu stellen. Ich besitze die Abschrift eines Werkchens von Galeottus Martius (dem ältesten meiner Familie, von dem ich Kenntniss habe) de incognitis vulgo ad ser. Hungariae et Bohemiae Regem Matthiam*), und glaube, dass es als eine Art von Religions-Philosophie aus der zweiten Hälfte des* 15. *Jahrh., und als ein Ausdruck der damals sich gegen den Aristotelismus geltend machenden platonischen Ideen nicht ohne ein höheres*

---

*) *Auf der Königl. öffentl. Bibliothek in Dresden befindet sich auch eine Schrift des Galeottus Martius: „De dictis ac factis Matthiae Regis Hungariae“ (Frcf.* 1600). *D. V.)*

literarisch-historisches Interesse wäre. Sollten Euer Wohlgeboren geneigt sein, das (sehr reinlich geschriebene) Manuscript einzusehen und den anderen Herrn des Comité zur Beurtheilung vorzulegen, so werde ich es gern übersenden.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung und Ergebenheit.

München, den 2. November 1857.

Hofr. Dr. v. Martius.

4.

Sr. Hochwohlgeboren, dem Herrn Professor Dr. A. v. Keller in Tübingen.

Euer Hochwohlgeboren

Erlaubniss zu Folge beehre ich mich, Ihnen die Abschrift von des Galeottus Martius de incognitis vulgo zu übersenden. Ich lege ferner bei:

1. *Bemerkungen eines berühmten Theologen über das Buch;*

2. *Notiz des Dr. Döhner über den* 3. *Codex in Paris (ein vierter ist in Turin);*

3. *Biographie des G. M., die mir Marchese d'Eroli in Narni mitgetheilt, und welche jetzt in dessen Miscellen istoric. Narn. gedruckt werden soll;*

4. *Abschrift einiger Gedichte desselben G. M. deren Codex in München noch sorgfältig mit der sehr schlechten Copie verglichen werden müsste;*

5. *Als Curiosum eine Galvanoplastik von dem Avers der Medaille, die Matth. Corvinus auf d. G. M. schlagen liess. Sollte die Commission zu weiterer Kenntnissnahme vom Wesen des Mannes die Druckschriften: de homine de doctrina promiscua zu sehen wünschen, so würde ich nicht anstehen, diese Familienschätze Euer Hochwohlgeboren anzuvertrauen.*

Welche Bedingungen ich zu stellen hätte, muss ich doch wohl der Einsicht der Commission und Euer Hochwohlgeboren insbesondere überlassen. Ich weiss nicht, ob ich auf die Vergütung der Copialien, welche ich dem Abschreiber und Vergleicher der 2 Wiener Codices bezahlte, irgend einen Anspruch machen kann, wenn ich mein Manuscript rein und unversehrt wieder erhalte.

Ich hatte den Wunsch, dieses Manuscript gedruckt zu sehen, weniger lebhaft als mein seliger Vater, der, ein Anhänger von der Lehre, dass Rassen und Typen unvergänglich seien, sich viel mit unseren Ahnen beschäftigt hat. Gegenwärtig werde

ich die Ansicht der Commission, dass das Manuscript keine Verbreitung verdiene, mit mehr Gleichmuth hinnehmen, als früher. Denn ich finde, dass das „Placeo nunc superis“ auf des Galeotti Denkmal eben so gut Denen gilt, die sich, auf bestäubtem Bücherbrette, resigniren müssen, für immer abgethan zu sein, als Jenen, die noch nach einigen Jahrhunderten die Presse in Bewegung setzen.

Zu sehr grossem Vergnügen gereicht es mir, Euer Hochwohlgeboren meine dankbarste Verehrung bezeugen zu können für die werkthätige Sympathie, welche Sie dem so schönen literarischen Verein widmen.

In grösster Hochachtung verharre ich

München, den 13. *November* 1857.

Euer Hochwohlgeboren

ganz ergebenster

Dr. v. Martius.

5

Sr. Hochwohlgeboren, Herrn Professor Dr. Zech,
Cassier des literarischen Vereins, in Tübingen.

Hochgeehrtester Herr Professor!

Heute habe ich, bei Empfang von Lieferung 44 und 45 des liter. Vereins den treffendem Jahresbeitrag an die Cotta'sche Anstalt bezahlt, und bitte, mir s. Z. darüber gefälligst Quittung zugehen zu lassen.

Ich benütze diese Veranlassung, den Empfang der zurückgesendeten Schriften von Galeottus Martius anzuzeigen. Wenn mein Vater noch lebte, der sehnlich wünschte, sie gedruckt zu sehen, so würde ich mich vielleicht zu einem beträchtlichen Opfer dafür entschliessen können; so aber bitte ich gütigst. mir einmal kund zu geben, wie gross der geringste Beitrag meiner Seits wäre, den die Gesellschaft beanspruchen müsste, wenn sie den Druck übernehmen wollte.

Endlich kann ich meine Freude darüber nicht unterdrücken, dass auch Acten über Amerika gedruckt werden sollen. Es ist ein Lieblingsgedanke von mir, diese ältesten Drucke als Codex americanus vereinigt, vervielfältigt zu sehen, und das Unternehmen wird in Nordamerika — hie und da auch in Südamerika — einen solchen Anklang fin-

den, dass eine Extra-Auflage von 500—600 Exemplaren sicherlich ein rentirliches Geschäft geben.

Hier hat die Hofbibliothek die ersten fliegenden Blätter über die Entdeckung (Epistola Christ. Columbi cui aetas nostra nullum debet pp.), vielleicht auch alle Ausgaben von Petrus Martyr, Acosta, Gomara, Oviedo (der übrigens jetzt von der Madrider Akademie edirt ist). Zu den 3 bekannten Berichten des Cortes liesse sich in Wien, Paris, Madrid vielleicht auch noch der 4. unbekannte finden. Von Manuscripten hatte ich des Barnabas Cobo Hist. del nuevo mundo (in der Handschrift aus des Muñoz Bibliothek) bereits vor Jahren der Gesellschaft zugemittelt; — vergeblich. Jetzt hat die Bibl. Imp. in Paris von Ternaux den ganzen Schatz der Muñoziana erworben.

Verzeihen Sie gütigst diese Wünsche einem Botaniker, den seine Lebenswendung der neuen Welt zugerichtet hat!

Ich habe die Ehre, mit reinster Verehrung zu verharren

München, den 27. November 1858.

Euer Hochwohlgeboren

ganz ergebenster

Geheimrath v. Martius.

6.

Sr. Hochwohlgeboren, dem Herrn Prof. v. Keller, Mitglied der K. B. Akad. d. W. zu Tübingen.

Hochwohlgeborener,
Hochgeehrtester Herr College!

Als ich, aus dem Sturm und Drang unserer akad. Säcularfeier in ruhigeres Fahrwasser gelangt, Ihnen im Hôtel Leinfelder einen Besuch machen wollte, waren Sie, zu meinem Leidwesen, eben abgereist. Erlauben Sie mir daher, dass ich Ihnen heute noch einmal schriftlich einige Worte über den Plan eines „Codex americanus“ sage, der die ältesten historischen Documente der Entdeckung und Conquista vereinigen könnte! Hier in meiner ländlichen Einsamkeit mit den ethnographischen Studien über die brasilianischen Indianer beschäftigt, stosse ich alle Augenblicke auf Schwierigkeiten wegen der Seltenheit jener ältesten Drucke zumal Ferd. Columbus und Petrus Martyr. Oviedo ist von den Spaniern sehr stattlich — aber theuer — herausgegeben worden. Die ersten kleinen fliegenden Blätter über die Entdeckung hätten, besonders wenn facsimilisirt,

auch ein culturhistorisches Interesse. Diese Dinge würden 2 bis 3 stattliche Bände füllen und in Amerika guten Markt finden. Ich könnte mich zwar speciell nicht mit der Edition befassen, die wie die eines alten Classikers behandelt werden müsste, wohl aber doch einige kleine Beihülfe leisten. Vielleicht könnten auch noch einige Manuscripte dazu kommen. Was von dem Hieronymitaner-Mönch Roman, was von Andreas Bernaldes zuzufügen wäre, ist Ihnen, verehrter, hochgelehrter Mann, ohne Zweifel bekannt oder durch Sie zu ermitteln. Ginge das Unternehmen, so könnte man später die Briefe des Cortez und Analoges hinzufügen.

Meine Bitte geht nun heute dahin, dass Sie die Güte haben möchten, mir nur im Allgemeinen zu melden: ob der Gedanke Aussicht auf Realisirbarkeit hat? Wie Sie sich das Unternehmen denken u. s. w. Ich trage mich mit dem Gedanken, wenn es mir immer möglich ist, am 9. bis 11. November in Stuttgart zu sein, bei Veranlassung des Schillerfestes. Ein alternder Patriot kann im gegenwärtigen Elend für seine Verjüngung nichts Besseres thun, als einer solchen gesunden deutschen Erhebung beizuwohnen. Daher würde ich es als eine besondere Freundschaftsbezeugung erkennen, wenn Euer Hochwohlgeboren mir Ihre Gedanken mittheilen wollten. Entweder in

Stuttgart oder in Tübingen könnte dann Näheres besprochen werden.

Einstweilen genehmigen Sie den Ausdruck meiner unbegrenzten Verehrung und Ergebenheit.

Schlehdorf, Post Murnau,
den 20. September 1859.

Dr. v. Martius.

7.

Sr. Hochwohlgeboren, dem Herrn Prof. Adalbert v. Keller in Tübingen.

Hochwohlgeborener,
Hochverehrtester Herr!

Ihr Brief vom 16. April ist gerade an meinem Geburtstage zu mir gekommen und mit der grössten Freude und Dankbarkeit von mir gelesen und wieder gelesen worden. In die heiterste Stimmung hat mich und einige Jugendfreunde, welche ich damals bei mir gesehen, der Simplicissimus als Arzt versetzt, welchen Ihre energische Sorgfalt den Freunden der Literatur gleichsam von den Todten auferweckt

und als einen Schutz- und Trutzverwandten gegen so manche Uebel des Alters redend vor mir eingeführt hat.

Ihre wohlwollenden Wünsche für ein rüstiges und heiteres Alter empfange ich a laudato viro mit besonderem Vergnügen und möchte nur wünschen, dass es mir einmal gestattet sein möge, mich an Ihrer heiteren und anregenden Gesellschaft zu ergötzen, zu stärken und zu verjüngen.

Wenn Sie einen Besuch in München meiden, so liegt Ihnen doch vielleicht jener des bairischen Gebirges näher, und dann wäre ich vielleicht so glücklich, Sie in Schlehdorf am Kochelsee bei mir zu sehen, wo ich mit den Meinigen die Herbstmonate zuzubringen pflege; es würde sich dann wohl auch noch Musse ergeben, Ihre Rathschläge in Beziehung auf die Herausgabe eines Werkchens von Galeottus Martius de rebus vulgo incognitis zu vernehmen, welches ich, wenn ich nicht irre, schon früher einmal Ihrer freundlichen Bevorwortung empfohlen hatte.

Dermalen sehe ich mich, durch die Pflichten einer sehr ausgedehnten Correspondenz, welche dem Jubilare obliegt, zu möglichster Kürze gedrängt, wesshalb ich Sie auch ersuche, sich mit diesen wenigen Zeilen der aufrichtigsten Dankbarkeit genügen zu

lassen und meine Bitte um geneigte Fortdauer Ihres mir so unschätzbaren Wohlwollens gerne hinzunehmen. In wahrhafter Verehrung bleibe ich, mein verehrter Gönner und Freund, für alle Zeit

München, am 13. *Mai* 1864.

Ihr ganz ergebenster

Freund

Martius.

8.

(Sämmtliche folgende, zum Theil nur auszüglich mitgetheilte Briefe sind von *Martius* an den brasilianischen General-Consul a. D. J. J. *Sturz* gerichtet worden, und es ist mir um so angenehmer, sie veröffentlichen zu können, als sie nicht nur die Beziehungen des Verstorbenen mit Brasilien und seinen stets mit *Sturz* getheilten heissen Wunsch, *es die Bahn geistigen und materiellen Fortschrittes betreten zu sehen*, möglichst klar legen, sondern auch dazu beitragen dürften, dem von der Last endloser Misserfolge gebeugten Freunde *Martius'* eine, wenn auch noch so verspätete Genugthuung zu verschaffen. *Sturz* steht heute am Abschlusse eines Lebens, dessen ganze Kraft — obschon ohne ein anderes Mandat, als das des eigenen warmen Antriebes — den Interessen Brasiliens und der deutschen Nation auf das Treueste und Uneigennützigste, ja fast bis zur Feindschaft wider sein eignes Wohl, gewidmet war und noch ist! Und doch hat er, der in seinen Ab-

sichten Verkannte, und selbst von vielen seiner deutschen Landsleute auf das Niedrigste Verleumdete und Angefeindete, für alle seine ungeheueren Opfer — dieselben belaufen sich, abgesehen von den nicht durch Ziffern auszudrückenden Entbehrungen der letzten elf sorgen- und angstvoll mit seiner armen Familie durchlebten Jahre, in Geld auf wenigstens 32,500 Thlr. — keinen anderen Trost, als den seines guten Gewissens! Möchten daher die folgenden Briefe, gleichsam Stimmen aus dem Grabe, denen sich beziehendlich auch eine grosse Anzahl von Anerkennungsschreiben anderer, meist noch lebender Autoritäten an die Seite stellen liesse, sowohl in Brasilien, als in Deutschland, den von mir gewünschten Eindruck nicht verfehlen! Uebrigens hatte *Sturz* seit seiner Entlassung aus dem bras. Staatsdienste die Correspondenz mit *Martius*' aus Rücksicht auf dessen Stellung zur bras. Regierung, allmälig selbst eingehen lassen.)

Mein theuerster Freund!

Ich habe Ihnen auf mehrere höchst interessante Mittheilungen zu antworten und muss desshalb meinen Brief mit der dankbarsten Anerkennung beginnen. Alles, was Sie mir gemeldet haben in Beziehung auf die Colonisation, ist nicht auf dürren Boden gefallen, und ich werde das Meinige thun, um Ihre Pläne zu befördern, so gut ich kann. Wollen wir daher vor Allem nur warten, dass ein

erklecklicher Grund gegeben werde, öffentlich für die Sache der Colonisation aufzutreten. Sobald dies geschehen ist, werde ich nicht säumen und alle Register ziehen. Inzwischen habe ich eine grosse Menge von Notizen über die Gründe zusammengebracht, aus welchen sich die deutschen Bauern zur Auswanderung veranlasst sehen. Die Grösse der indirecten Steuern, namentlich der Ortsumlagen, der Mangel an freier Bewegung in allen bäuerlichen Verhältnissen und die immer zunehmende Verkleinerung der Grundstücke, sind die wesentlichsten Gründe, welche unsere Bauern zur Auswanderung bestimmen. Dazu kommt, dass die Briefe der Vorangegangenen in energischer Weise einladen nachzufolgen, und dass auch der Druck der gutsherrlichen Rechte dem Zeitgeiste immer weniger entspricht und eine animose Gesinnung erweckt. Ueber die traurigen Folgen der Auswanderung nach Nord-Amerika für die dynastischen und monarchischen Interessen von Deutschland sind wir ziemlich einerlei Meinung, was uns denn auch zu gemeinsamer Thätigkeit antreiben muss. Ich erwarte also nur Ihre weiteren Eröffnungen, um das Geeignete auszuführen. Sehr interessant waren mir Ihre Mittheilungen über das Vorkommen der Diamanten in Sincora. Die Physiognomie jenes Landstriches hatte mich so sehr an

jene des Diamantendistricts erinnert, dass ich schon damals meine Vermuthung ausdrückte gegen Da Camara, es müssten hier Diamanten gefunden werden. Ich werde in den Gelehrten Anzeigen eine Notiz darüber bekannt machen.

Meinen längst gehegten Wunsch, der armen vernachlässigten Indianer-Rasse ein thatsächliches Document meiner Theilnahme zu stiften, ist neuerlich in Ausführung gebracht worden. Ich habe hier einen gekreuzigten Heiland nach einer Sculptur von Albrecht Dürer lebensgross in Eisen giessen, vergolden und nach Hamburg abschicken lassen, von wo er nach Pará an den dortigen Bischof mit der Bitte geschickt wird, ihn in der Kirche von Santarem nebst der beigefügten Gedenktafel aufstellen zu lassen. Das Werk ist vortrefflich ausgefallen, und ich habe es mit tiefer Rührung betrachtet, indem ich daran dachte, wie ich nur durch ein wahres Wunder aus dem Amazonenstrom in der Nähe jener Stadt gerettet worden bin. Wenn der Anblick jenes Crucifixes bei einzelnen Kirchengängern eine fromme Gemüthsbewegung hervorruft, so habe ich doch auch etwas für die unglückliche amerikanische Rasse gethan, der ich leider weiter nichts widmen kann als fromme Wünsche. Mit zunehmenden Jahren wird meine Theilnahme an jener vernachlässig-

ten Rasse immer inniger. Es knüpft sich daran eine lange Reihe von philosophischen und religiösen Betrachtungen, deren Beginn schmerzhaft und deren Schluss tröstlich ist. Dies sind aber Dinge aus dem inneren Leben, worüber ich nicht mit Jedermann so aufrichtig reden kann, als wie mit meinem edlen und für alles Menschenwohl begeisterten Freunde Sturz. Ich bitte Sie daher auch, von dieser Sache Niemanden etwas zu sagen. Bei der thörichten Verwirrung der Begriffe hätte ich sonst vielleicht nöthig, meinen ächten Protestantismus, der durch und durch christlich ist, zu vertheidigen. Denn unter Katholiken und Protestanten gibt es gar Viele, die nicht wissen, wie sich in Kopf und Herz eines Naturforschers die Idee des Heilandes so entwickeln kann, dass sie die Basis seiner geistigen Existenz ist, und das nennen die Leute die Philosophie des 19. *Jahrhunderts. ......*

Wir haben hier einen neuen Justizminister, und man spricht von vielen anderweitigen Veränderungen, doch zur Zeit noch ohne Autorität. Sobald ich irgend etwas erfahren sollte, was unmittelbaren Einfluss auf Ihre Angelegenheiten haben könnte, werde ich nicht säumen, es Ihnen mitzutheilen.

Nun habe ich noch eine Bitte. Am 7. *Januar* 1845 *hat die Akademie ein Kistchen mit dem topo-*

graphischen Atlas von Baiern an die Legation der Nordamerikanischen Freistaaten zu Berlin, zu Handen des Hrn. Fay, Chargé d'affaires, abgeschickt, und ich habe Hrn. Wheaton geschrieben, dass diess ein Tauschexemplar sei, bestimmt für das topographische Departement unter Colonel Abert in Washington, wogegen die Akademie jenseitige Karten erwarte. Ich erhielt aber aus Berlin nie ein Recepisse, und nordamerikanische Briefe melden noch immer nicht die Ankunft des Kistchens. Da Sie, lieber Freund, ohne Zweifel mit dem nordamerikanischen Gesandten in Verkehr stehen, so bitte ich Sie recht inständig, wegen dieser Sache nachzufragen und mir gelegentlich Nachricht zu geben. Könnten Sie bei dieser Gelegenheit zu Besten unserer Akademie bemerklich machen, welch' hohen Werth wir auf statistische etc. Schriften legen, die dort durch die Regierung erscheinen, so werden Sie mich sehr verpflichten).*

Conego Barboza hat sich auch um die hiesige Mitgliedschaft durch mich beworben, und vielleicht gründet sich sein gegenwärtiges Stillschweigen darauf, dass ich mit meinem Vorschlage, wie es doch ziemlich billig, noch nicht habe durchdringen kön-

---

**) Sturz entsprach dem Wunsche. (D. Verf.)*

nen. Von den Memorias des Instituts habe ich nur das erste Heftchen erhalten, und von der Revista trimensal fehlen mir auch die regelmässigen Fortsetzungen, indem ich nur bis Nr. 21 v. April 1844 besitze. Sollten Sie mir gelegentlich die Fortsetzungen verschaffen können, so würde ich Ihnen sehr dankbar dafür sein.

Ihrer verehrten Frau Gemahlin und Herrn Visconde de Abrantes bitte ich mich auf das Innigste zu empfehlen. Auch erlaube ich mir einen Brief an Dr. Lallemant Ihrer freundschaftlichen Besorgung zu übergeben. Meine ganze Familie grüsst Sie auf das Freundschaftlichste. Schwanthaler erwartet immer noch die bewusste Zusage.

Ich umarme Sie im Geiste

München, den 30. *Mai* 1846.

Ihr

herzlich u. dankbarst ergebener

Freund

Martius.

9.

Mein theurer Freund!

Der Sommer bringt mir stets unglaublich viele Arbeit, und so kann ich denn auch heute nicht so viel mit Ihnen plaudern, als ich wünschte. Doch will ich nicht versäumen, Ihnen eine kleine Abhandlung zu senden über Steinheil's Bierprobe und Sie zugleich herzlich von mir und meiner ganzen Familie zu grüssen.

Die Angelegenheiten in Texas nehmen die von Ihnen prophezeite Richtung. Weniger als je wird man daran denken dürfen, den dortigen Einwanderern Ruhe zu verbürgen und darum ist nie die Chance für Brasilien günstiger gewesen, als jetzt, allein, wie Sie selbst am entschiedensten ausgesprochen, ohne eine erkleckliche Entwickelung der Legislation in einem freien Sinne, und ohne dass die Regierung Mittel findet, den ungemessenen Besitz von Ländereien titulo legis vel precario zu beschränken, wird es doch nicht möglich, die Colonisten aus Deutschland hinzubringen. Machen Sie also nur), dass die dort zu fassenden Beschlüsse uns befriedigen.*

**) Das war damals schon seit 8 Jahren, wie Martius wusste, Sturz' Hauptarbeit, und blieb es noch während der weiteren 12 Jahre seines Amtes, wie sie es auch heute noch ist. (D. Verf.)*

Hier hat sich inzwischen auch ein katholischer Verein geltend gemacht, der ebenfalls beabsichtigt, die deutschen Katholiken nach Brasilien zu bringen. Veremos, was er zu Wege bringt.

Ich weiss nicht ob ich Ihnen schon geschrieben habe), dass der Kaiser von Brasilien meiner Frau ein schönes brillantenes Armband durch Paulo Barboza, Marques Lisboa und Kaufmann Correia in Paris hat übersenden lassen, als Toque de apreço. Das hat mir nun allerdings eine grosse Freude gemacht, und ich habe auch bereits in den allerbesten Ausdrücken gedankt. Offenbar hat Paulo Barboza es veranlasst, ist also doch noch in der Gnade seines Kaisers, was auch die Versetzung nach St. Petersburg beweisen dürfte. . . .*

Was wird denn mit dem jungen Sch . . . werden? Er will heuer noch nach Hannover und Berlin, wo er seine Studien fortsetzen möchte. Ich habe eine hohe Meinung von seinen Talenten.

Freire Allemaõ hat mir neulich eine von ihm verfasste botanische Abhandlung geschickt, nebst Zeichnung. Sie ist der erste Beweis, dass er in Rio zu arbeiten anfängt. R..... verharrt in seiner

---

**) Jawohl hatte dies Martius bereits seinem Freunde mitgetheilt, der sogar hierzu einige einleitende Schritte gethan hatte. (D. Verf.)*

Indolenz, was um so unerklärlicher, als er sich durch Pflanzensendungen Geld machen könnte, das er als Vater vieler Kinder braucht. Von R...... Sendung habe ich nichts gehört. Lebt noch João Hesketh in Pará?

Dorthin habe ich neuerlich einen Redemptor Crucifixo, Lebensgrösse, in Eisen gegossen und vergoldet, abgeschickt, der in der Kirche von Santarem aufgestellt werden soll). Es war längst meine Herzensangelegenheit, wenngleich kein Votum mich dazu bestimmt hatte. Ich glaube Ihnen erzählt zu haben, wie nahe ich bei Santarem dem Ertrinken war.*

Leben Sie wohl, lieber, verehrter Freund! Empfehlen Sie mich und die Meinen Ihrer liebenswerthen Frau Gemahlin!

In aufrichtiger Neigung

München den 9. Juni 1846.

der Ihrige

Martius.

**) Dieser hier wiederholt erwähnte Umstand und eine zweite Sendung eines gleichen Kreuzes dahin, wo beide im Hafen von Pará — dem Bischofssitze — im Schmutze und Schlamme des Strandes, dicht am Zollhause, wo sie ausgeladen worden waren, nach und nach, ohne je einen Fuss breit weiter bewegt worden zu sein, spurlos versanken, ist in vielen Beziehungen charakteristisch. (D. Verf.)*

10.

Lieber Freund!

Ich schreibe Ihnen aus dem Bette, wohin mich die Grippe verweist, nur wenige Worte, aber die Worte des wahren Freundes, der keine Ceremonien macht. So lassen Sie mich denn aufrichtig sagen, dass ich wünschte, Sie hätten Herrn v. O(lfers) nicht provocirt in einer Sache, bei der nur ein chimärischer Nutzen in Aussicht steht, andererseits aber eine Veränderung Ihrer so schönen, ehrenvollen, nützlichen Stellung in eine unangenehme, Sie schlagen Sellow's) Leistungen höher an, als die preussischen Naturforscher! Glauben Sie, man hätte* 20 *Jahre hingehen lassen, ohne diese zerrissenen Notizen zu sammeln und herauszugeben — wie es mit denen Fellner's geschehen — wenn man so grosse wissenschaftliche Vortheile vorausgesehen? Sicher nicht! Sellow war ein Schüler der Gärtner-Schule, was er von Geognosie und astron. Ortsbestimmung wusste, hat ihm wohl O. gelehrt auf der Reise* 1818 *durch die Serra da Lapa. Wenn hier ein Schatz zu heben, so hätte ihn O. wohl ohne Ihre Mahnung schon ge-*

**) Sellow war ein überaus fleissiger, tüchtiger und bescheidener Mann und leistete viel in* 17 *Jahren. (D. Verf.)*

hoben. Kann ich Ihnen daher zu gutem Rathe sein, so urgiren Sie die Sache nicht länger und weiter. Sellow's Verdienste stehen auf jeder Seite der Flor. Bras. Niemand erkennt sie mehr an, als ich. Aber Ihnen zu Liebe warne ich: nicht Einzelnheiten hervorzutreiben, die wahrscheinlich Ihnen nicht fördersam sein würden. Die Kosten, welche die preuss. Regierung gehabt, schlagen Sie viel zu hoch an. Sellow hatte 100 £ *jährlich und oft die nicht, das weiss ich von Graf Flemming und Langsdorff. Man könnte Ihnen das aus den Rechnungen wohl darlegen. Alles, was ich Ihnen zu verlangen rathen würde, wäre eine vollständige, vidimirte Abschrift aller Aufsätze und Tagebücher, die sich vorfinden. Dass man daraus in Brasilien nur wenig Gold schmelzen werde, wäre dann eine Nebenbetrachtung*).*

Verzeihen Sie diese Worte dem aufrichtigen

München, den 23. *Febr.* 1851.

Freunde

Martius.

**) Sturz hatte es damals übel genommen, dass sich Martius so gleichgültig verhielt, als er (Sturz) Herrn v. Olfers wegen Sellow's Nachlass verantwortlich machte. (D. Verf.)*

II.

Mein theurer Freund!

Ihr Briefchen findet mich in der allergrössten Arbeit. 50 Examina liegen vor mir. Ich kann daher heute nur danken für die interessanten Mittheilungen, die ich in den nächsten Tagen zurücksenden werde.

In Beziehung auf Ihre wundervolle Thätigkeit habe ich mich gedrungen gefühlt, Herrn Macedo) Folgendes zu schreiben: „Ich bin der Ansicht, dass die weittragenden Gewehre**) und die Kriegsraketen***), welche Herr Sturz in Sachsen und hier hat anfertigen lassen, ihm eine gewichtige Stellung in dem jetzt im Süden vor sich gehenden Kriegs-Drama einräumen. Herr Sturz ist für mich ein erstaunlicher Mann. Ich arbeite auch und kann arbeiten, aber eine Thätigkeit, wie sie dieser Mann entwickelt, überall, wo er nur vermuthen kann,* d a s s e r B r a s i l i e n n ü t z l i c h z u s e i n v e r m a g, *ist*

**) Der inzwischen zu Paris verstorbene Snr. Teixeira de Macedo war damals bras. Gesandter in London. (D. V.)*

***) Es sind hier die preussischen Zündnadelgewehre gemeint, von denen Sturz 2000 (für den Krieg gegen Rosas) in Sachsen hatte anfertigen lassen. (D. V.)*

****) Die österreichischen, von welchen Sturz in München eine Batterie herrichten liess. (D. V.)*

*wahrlich etwas Erstaunenswürdiges. Nach allen Seiten richtet er seine Blicke, und wie ein Liebender bringt er Alles, was er sieht und hört, in Beziehung zu seiner Vielgeliebten. So hofft er auch stets Vortheil zu ziehen von jeder Entdeckung, von jeder neuen Idee für sein neues Vaterland, dem er sich mit einer Hingebung weiht, die Viele erröthen machen sollte, die ihr eignes Vaterland nicht zu lieben verstehen. Ich hege hohe Achtung für eine solche Geistesstimmung (disposicão d'espiritu) und glaube, dass die Herren Minister gewiss auch solchen Eifer zu schätzen wissen. Dabei ist Sturz von einer so edlen Uneigennützigkeit, dass er wohl als ein Beispiel hingestellt werden kann.“ *)*

Da haben Sie, lieber Freund, meine hochachtungsvollste Meinung, die ich auch gegen Sie selbst auszudrücken mich gedrungen fühle, denn die Freundschaft sehnt sich, wie die Liebe, nach vollster Aeusserung ihrer wahren Gedanken.

In aller Eile!

München den 25. März 1852.

Treulichst

Ihr

Martius.

**) Dieser Passus ist aus dem Portugiesischen übersetzt. (D. Verf.)*

12.

Mein theurer Freund!

Schon lange drängt es mich, an Sie zu schreiben und von Ihnen etwas zu vernehmen, was nun, seit Sie von Erlangen weg sind, so selten geschieht. Leider bin ich nur immer verhindert, ausführlich mit Ihnen zu plaudern! Der Geschäfte werden immer mehr, und in der letzten Zeit habe ich so viel Verdruss gehabt, dass mir auch dadurch alle Lust zum Schreiben vergangen ist. Wenn ich Sie einmal wieder zu sehen die Freude habe, werde ich Sachen erzählen, die Sie in Erstaunen setzen. In Erlangen habe ich meine Mutter sehr gealtert getroffen, meinen Bruder ganz grau über den Tod seiner lieben Frau und mit einem Husten behaftet, der mir Sorge macht.

Die Angelegenheit der Flora Bras. ist ganz nach Wunsch gegangen und ich bin dadurch in den Stand gesetzt, rascher voran zu arbeiten. Ich bin in dieser Sache Ihnen zu grossem Danke verpflichtet, den ich nun hiemit aus Herzensgrund abstatte. Gern möchte ich mein Dankgefühl auch bethätigen. Ich frage daher bei Ihnen an, ob ich Ihnen mit einem Exemplar der Reise nebst Atlas und Karten eine kleine Freude machen würde, oder ob Sie etwa das

Buch schon besitzen. Von den Arzneipflanzen (mit color. Abbildungen) hoffe ich nun auch bald die Herausgabe beginnen zu können, und werden Sie dann von diesem praktischsten Theile der Unternehmung auch ein Exemplar erhalten. Ich denke, davon wenigstens 150—200 *Tafeln ediren zu können, wenn mir Kraft und Gesundheit bleibt.*

*An der geognostischen Karte wird bereits gearbeitet, desgleichen an einer Karte der Reiseroute der Naturforscher in Brasilien.**) *Ich habe neulich dem Herrn Macedo ein Blatt meiner Karte von Brasilien mit einigen Ebauches für diese Arbeit zugesendet, damit er's einschicken kann. Glauben Sie, dass Sie in Ihrem Kreise auch einen Mann besitzen, der wirklich sich der Sache annimmt, so kann ich Ihnen dasselbe ebenfalls übermachen. Es ist aber nothwendig, sich der aufrichtigen Mitwirkung zu versichern, denn mit hinhaltenden Versprechungen, an denen Mancher jenseits der Linie so reich ist, ist uns jetzt nicht gedient. Schafhäutl wird mir zwar die Einsicht der hiesigen Sammlung gestatten, schwerlich aber selbst Hand anlegen, da er sehr beschäftigt ist.*

Ein Brief Macedo's, den ich vorgestern erhielt, sagt aus einem Briefe von Franc. Gonsalvez Martins

---

*) *Beide Karten gehören zur „Flora Bras."* *(D. Verf.)*

(ist denn der noch Minister?): „communique ao Dr. M. da maneira a mois conveniente, que S. M. ficará com a livraria Americana, abadido o preço das obras publicadas no Brazil deperi, da independencia sendo talvez a intençaõ de S. M. depositala no Instituto.“ Ueber den Preis u. s. w. habe ich natürlich noch keine weitere Notiz, da die Sache jedenfalls noch einer Commission von Sachverständigen wird vorgelegt werden. Ich zweifle aber nicht an dem Abschluss. Sollte es dahin kommen, so wünschte ich, dass Sie als Commissar hierher kämen, um die Sachen zu übernehmen. Ich bitte Sie daher, lieber Freund, schreiben Sie mir umgehend, ob es Ihnen recht ist, wenn ich selbst gegen Macedo diesen Wunsch ausspreche, dass man Sie als Uebernahms-Commissar delegire? Sie könnten diese Reise vielleicht theils als eine kleine Erholungsreise, theils zu Abmachung von hiesigen Geschäften benutzen.) Sie können meine Häuslichkeit und dass ich Ihnen kein schönes Zimmer anbieten kann. Sind Sie aber mit einem Zimmerchen rückwärts und einem freundlichen Gesicht beim frugalen Tisch befriedigt, so könnten Sie ja, in dieser Angelegenheit ohnehin enge mit mir gehend, bei uns absteigen. Sagen Sie mir also, was Sie*

**) Sturz lehnte ab. (D. Verf.)*

über diese Sache denken? Wollen Sie, dass ich auf Sie als Uebernahms-Commissar provocire, so thue ich es mit tausend Freuden, denn es gewährt mir die jetzt so seltne Gelegenheit, mit Ihnen zu plaudern. Dass ich diese Bibl. amer. nirgends lieber sehen werde, als in Rio, brauche ich nicht zu versichern. Ich erwarte Ihre Antwort, um an Macedo zu schreiben. Die Arbeit, um den Collaboratoren Alles vorzubereiten, nimmt mich so in Anspruch, dass ich nur wenig selbst ausarbeiten kann, obgleich ich mir auf meine Rechnung einen eigenen Gehülfen genommen habe. Das Material ist eben ungeheuer, und die Richtung der Wissenschaft ist bei den jüngeren Botanikern von der descriptiven Seite so abgegangen — blos auf's Mikroskop und der Physiologie hin — dass ich die thätigsten Mitarbeiter nicht alle haben kann. Dass ich aber meine Reise im Herbst tüchtig benutzt habe, beweist Ihnen die Inlage, die ich für die deutschen Botaniker habe drucken lassen. Mit mehr Franzosen muss ich noch anbinden. Es geht aber dort, seltsamer Weise gerade wie bei uns. Manchmal schwindelt mir vor der ungeheuren Aufgabe. Manchmal erhebe ich mich wieder mit jugendlicher Energie und alle Schwierigkeiten werden mir dann klein. Gott gebe seinen Segen dazu! Kann ich noch 10 Jahre so wirken, so erhält Brasilien etwas Tüchtiges.

Dass Ihre liebenswürdige Frau Gemahlin Ihnen noch einen Spätling verheisst, beweisst nur, wie Sie beide noch jung sind. Oh, si mihi praeteritos Jupiter referat annos! Empfehlen Sie mich und wünschen Sie ihr im Voraus Glück zu dem happyevent! ... Sie haben vielleicht die Bekanntschaft von Hofrath Reichenbach) gemacht? Sein Sohn ist auch an der Flora Bras. betheiligt.*

Es versteht sich, dass ich Sie bitte, wegen der Bibl. americ. noch Niemanden Etwas zu sagen, weil doch zur Zeit noch nichts entschieden scheint. Nochmals ersuche ich Sie um die Freundschaft, mir baldigst zu antworten.

In dankbarer Anhänglichkeit

München, den 3. *April* 1853.

der Ihrige

Martius.

13.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Ein verwünschter Husten spannt mich schon seit 10 *Tagen so ab, dass ich mich nur mühsam auf den Beinen halte. Ihre reiche Briefsendung verlangte*

**) In Dresden. (D. Verf.)*

vielerlei Antwort, aber ich muss mich kurz fassen. Nur mündlich lässt sich hierüber urtheilen und mittheilen, wie man denkt...

Die Angelegenheit der Grenzoccupation sehe ich, wie wohl auch die ganze Immigrationsfrage ganz anders an, als Sie. Ich halte es für das grösste Glück für Brasilien, wenn nur diejenigen hinkommen, die den Beruf haben und die Kraft, das Land zu bauen.) Immigration von Gewerbsleuten**) u. dgl. halte ich für den wahren Interessen eines Landes entgegen, das nur durch centrifugale Ausdehnung seiner Bevölkerung, damit auch Belebung und Begeistigung seiner Grenzen gewinnen kann. Nord- und Südamerika lassen sich darin nicht vergleichen. Wer nur in's Land kommt, um das Bürgerproletariat der Küstenstädte zu vermehren, bringt nur Gefahr. Die zweite Gefahr liegt für Brasilien in der Einwanderung der Franzosen***) mit allen*

**) Martius' Begriffe von Colonisation waren bisweilen unklar, veränderlich. (D. Verf.)*

***) Gerade die Immigration von diesen ist ein starkes Bildungsmittel, nur jetzt noch schwierig in Brasilien, weil Sklaven und freie Mulatten wenn auch schlecht, doch sehr wohlfeil arbeiten. (D. Verf.)*

****) Franzosen sind nirgends mehr gefährlich. Erstens kommen wenige und dann kehren diese stets wieder zurück. (D. Verf.)*

ihren Lastern und politischen Gährungselementen. Sie werden den Brasilianern von Montevideo aus bald genug zu schaffen machen und nur um diese Wirkung zu neutralisiren, wünschte ich dem Süden eine mächtige deutsche Bevölkerung.

Auf all' das Geschrei und Gehandel der Blätter und der Compagnien und Societäten gebe ich kein Gewicht. Die Literaten machen keine Geschichte, und ihre Blätter sind der Schaum und die Hefe des Zeitgeistes, nicht der Zeitgeist, der sie selbst aufwirft, und dem sie huldigen. Ich bin ein Mann der Feder, will Ihnen aber nicht verhehlen, dass mir diess ganze Treiben, naturhistorisch gegen die Wirkungen derjenigen Agentien, die die Welt wirklich bewegen, arm, schwach und unbedeutend erscheint. Ich fechte nicht dagegen, es sind Windmühlen, erbaut unter dem grossen Gang der Weltgewitter. Kohl ist ein deutscher Mann, ohne Widerrede der beste von allen Touristen, Herz und Kopf offen: fragen Sie ihn: ob er glaubt, dass er Städte versetzen kann?

Was die Misswirkung der Auswanderung auf's Vaterland selbst betrifft, so gleicht sich das Alles aus: Was die Natur dem Individuum nimmt, das giebt sie der Art, resp. der Gattung!

Um des Himmels Willen rathen Sie nicht, dass Ihr Gouvernement Etwas von seinen tractatmässigen

Grenzen aufgäbe. Brasilien muss wie Russland es sich zum Gesetz machen: keinen Friedensschluss ohne vermehrte Grenze. Je schwächer das Reich nämlich zusammenhängt, um so fester die Grenzen. Das weiss auch England. So lange es wächst, wird es nicht fallen.) In den Karten haben wir die brasilianische Grenze über den Marco von* 1754 *am Paraguay weiter westlich gelegt, so dass die grossen Seen am westlichen Ufer bei Brasilien blieben. Davon darf man nicht abgehen; denn die westliche Provinz von S. Cruz darf nicht flussschifffahrend werden. Sie muss blos Binnenland bleiben. Ebenso ist es am Yupurá, dessen erste Katarakte Cupati, die zweite, weiter westlich, die unübersteigliche Arara-Coara ist. Dorthin sollte man auch detachiren, damit weder von Popayan, noch von Essequebo aus Fremde herein kommen. Wollen Sie über die politisch-geographischen Grenzen Brasiliens meine Meinung, so formuliren Sie Ihre Fragen. Ich will dann gerne ein Memoire ausarbeiten. Uebrigens bitte ich, lieber Freund, vertrauen Sie auch etwas auf die grösste Gewalt auf Erden: die vis inertiae.*

Ihrem Wunsche, dem Herrn Kohl das Exemplar meiner Corografia brasil. zu leihen, will ich in 14

**) Aber bald darauf! (D. Verf.)*

Tagen entsprechen. Jetzt ist es bei dem Graveur meiner Reiseroutenkarte, um die Rechtschreibung danach zu machen und daher nicht zu entbehren. Uebrigens findet Herr Kohl das Wesentlichste Alles wieder in Guthsmuth's Geographie, den Band von Brasilien und Guyana 1827, *fast wörtlich übersetzt.*

Ich würde nicht rathen, die Europäer auf die freie Fahrt auf den Paraguay eher hinzuweisen, als bis sich die brasilianische Regierung dort an den wesentlichsten Punkten: Zirwaos, Forte da Coimbra und stromaufwärts bis V^a B^a recht fest gestellt und eine Flotille hat, die den Ankömmlingen zeigt, dass Brasilien da Herr ist. Ihre 200 *Contos. würde ich nicht den Tessinern*) zuwenden, sondern einer brasilianischen Flussarmada. Auf der See kann Brasilien nie herrschen, auf seinen Strömen muss es herrschen, wenn es nicht unterdrückt wird. Sie sehen, lieber Freund, ich bin immer wieder gegen die Kosten, die man auf Einwanderung verwendet. Wer kommen will, komme; aber nicht um einen Deut Kupferdruckschwärze für Einladungskarten. Salvo meliori. . .*

*) *In Tessino herrschte damals grosse Noth und Sturz dachte, dass es gut wäre, ein paar Tausend der Leute behufs der Seidenzucht, des Olivenbaues etc. nach Brasilien zu bringen.* *(D. Verf.)*

Wegen der Bibl. americ. habe ich nichts weiter gehört und bitte Sie, Niemand davon zu sprechen. Was ein nordamerikanischer Buchhändler, der selbst hier darauf speculirte, dem Congress angetragen haben mag, geht mich nichts an. Und wenn Brasilien sie kauft, so verkauft es sich nicht.

Ich kann nicht länger schreiben! Leben Sie wohl! herzliche Grüsse allen Ihren Lieben, zunächst der liebenswürdigen Senhora Commadre! Adieu

München, den 24. *April* 1853.

Ihr

treuergebener

Martius.

14.

Mein theurer Freund!

. . . Ich bin von den vielen Arbeiten so zusammengerackert, dass ich mich sehne, übermorgen nach Schlehdorf zu kommen . . . Noch immer höre ich nichts wegen des Kaufes der Bibl. americ. Sie würden mich sehr verpflichten, wenn Sie die Sache auch beschleunigen wollten. Nachdem man schrieb: „S. M. o. Imp. ficará com a B. A.“ kann ich ja nicht

mehr zweifeln. Aber ich möchte ein Ende wissen. Aus vielen Gründen, die ich nur mündlich mittheilen kann. Eins sage ich: Ich beschäftige mich gewissen Leuten zu viel mit Brasilien, solle was anderes thun!!! — Daher möchte ich mich sobald wie möglich unabhängig setzen. Sapienti sat!

Grüssen Sie die lieben Ihrigen tausendmal und bleiben Sie gut

München, den 20. *August* 1853.

Ihrem

treuergebenen

Martius.

NB! In Erlangen hat es seltsame Jury-Sitzungen gegeben!

15.

Mein theurer Freund!

Ich habe hier in Schlehdorf, wohin ich mich, um auszuruhen, geflüchtet, Ihre letzten Mittheilungen über die Bewässerung in Indien und über die Theepflanzung erhalten, und sehe mich veranlasst,

Ihnen für diese Mittheilungen sowohl persönlich als im Interesse unseres zweiten Vaterlands zu danken, dem Sie durch solche Artikel gewiss grossen Vortheil bringen. Ihr gegenwärtiges Ministerium scheint mir die Nothwendigkeit zu fühlen, nicht hinter den anderen tropischen Regierungen zurückzustehen. Das ist ein Vortheil, den Brasilien auch Ihrer Thätigkeit verdankt, es von Neuem zu unterrichten. Was mir bange macht, sind die Unternehmungen der Nordamerikaner und Engländer, die am Ende Brasilien verhindern könnten, am Amazonas und Paraguay Herr im eigenen Hause zu sein. Ich gehe schon immer damit um, meine Reflexionen über die natürlichen Grenzen des Reiches niederzuschreiben. Was mich aber immer davon abhält, sind die Schwierigkeiten, welche sich dem Zusammenhalte der Provinzen entgegenstellen, eine Gefahr, die bei jenen Betrachtungen sehr in Rechnung kommt. Wie knüpft man die Provinzen fest an einander und an die Hauptstadt? Das ist schwer zu beantworten! Nur die Sprache und Geschichte hält das Ganze zusammen. Daher ist es gefährlich, an die Grenzen Fremde zu berufen, wenn man nicht Macht hat, sie bald zu Brasilianern zu machen. Hat man die und durch welche Mittel? So lange ein Reich von excentrischer Natur, wie einst Rom,

jetzt Russland, England, noch die Grenzen erweitert, ist es vor Verfall sicher. Hört diese Möglichkeit auf, und kann die Eroberung friedlich im Innern nicht gleichen Schritt halten mit den Nachbarstaaten, so zerfällt das Reich; daher ist meine Meinung: Brasilien muss jetzt seine Grenzen möglichst ausdehnen und erweitern, aber auch möglichst befestigen. Also Vorschieben der Destacamentos, auf allen Punkten, in's herrenlose Land hinein. Muss man dann einmal abgeben, so ist es doch kein so grosser Schaden, als wenn man organisch gebundene Glieder ablösen muss. Ich glaube, dass eine mächtige kirchliche Gemeinschaft wie die Jesuiten am meisten dazu dienen könnte, solche Eroberungen zu machen. Was sagen Sie dazu? Italienische Mönche könnten Genuesen, Malteser, Neapolitaner u. s. f. an die Küsten des Amazonas bringen: dann ein gesundes, die Population vermehrendes System unter den Indianern feststellen. Jetzt gäbe es noch genug Indianer, um mit ihnen Provinzen zu bevölkern, aber man müsste sie auf Grenzländer anweisen und sie vor dem Einflusse der Weissen möglichst schützen. Das alte System war gut berechnet. Das Gefährlichste scheint mir, wenn man am oberen Paraguay Colonien anlegte von Weissen: Schlangen im Busen! Nein, dorthin gehören womöglich Indianer und Paulisten. Die

Beförderung der Auswanderung von der Küste nach dem Innern, was sich in Nordamerika von selbst gemacht, ist also wohl das beste Mittel, die Länder bei der brasilianischen Krone zu erhalten. Die grossen Ströme müssen möglichst vor dem Einflusse von England und dem Sternenbanner bewahrt werden. Beispiel ist Englands Politik am Sind, Russlands an der Donau, und unsere eigene Engbrüstigkeit, die die Natur der deutschen Ströme in der Schwebe hält, so dass sie nicht deutsch, sondern preussisch, hannöverisch, bairisch — gar nichts sind — und die Ader, durch die die Fremden das Ganze angreifen und vergiften können. Melden Sie mir bald Ihre Ansichten über diese Dinge, nur rhapsodisch, ich werde dann doch zu einer Abhandlung Impuls verspüren. Der Kaiser sollte die nordamerikanische Expedition auf dem Amazonas durch ein brasilianisches Schiff begleiten lassen, und wäre es auch nur, um zu zeigen, dass es ihm ebenso ernst ist, den Weltweg des Amazonas zu studiren, als den Nordamerikanern. Hat er — wie ich glaube — keine Geognosten, Botaniker, Zoologen, die die geeigneten Beobachtungen unternehmen könnten, so sollte er einige Deutsche dazu ausrüsten. Ich wüsste für ihn schon ein paar junge Leute, die für diese Zwecke hinreichten, und würde eine ganz gute Instruction für sie entwerfen. Ueber-

legen Sie diesen Gedanken. Ich muss schliessen, weil ein Fremder mich zum Spaziergang abholt.

Leben Sie wohl etc.

Schlehdorf, den 28. *August* 1853.

Ihr

herzlich ergebener, dankbarer Freund

Martius.

Nachschrift: Eben, als ich diesen Brief schliessen will, kommt Nachricht von Macedo, dass der Kaiser meine Bibliothek gekauft hat, und dass ich die Bücher über Hamburg absenden soll. Das ist mir unter den jetzigen Umständen doppelt lieb. Mehr und mehr ein Brasilianer werden! Wenn ich Sie einmal wiedersehe, werde ich Ihnen Dinge erzählen, über die Sie sich nicht genug verwundern werden. Wann kommen Sie einmal?? Mit meinen Ohren geht es nicht gut. Am Ende muss ich noch eine Tour nach Marienbad machen. Das sei Gott geklagt!

den 29. *August.*

16.

Mein theurer Freund!

Sie scheinen kein rechtes Vertrauen in die Energie gesetzt zu haben, womit ich mich der Geologie Brasiliens widmen würde. Als Antwort überreiche ich Ihnen hier die Karte mit den Routen der namhaftesten europäischen Botaniker (Sellow, Langsdorff und noch Einige fehlen noch) und die andere in den Hauptfarben der grossen Formationen colorirt!

Die Arbeit) war unendlich mühsam und ich habe einen Dessinateur Géographe seit Anfang des Jahres wegen Herstellung der Karte auf dem Brod gehabt, alles neue Material zusammenkommen lassen und Dr. Pfaff in Erlangen mit der geologischen Ausarbeitung betraut, der nun auch noch zu honoriren ist.*

„Diese Unternehmung wird die Basis sein, auf der Ihr Gouvernement weiter fortbauen muss.

**) An dieser Arbeit, ganz von Pfaff gemacht, war gar nicht viel, wie ihm Sturz, nach Berathung mit Cotta, Geiitz pp. auch ganz offen schrieb. (D. Verf.)*

Grosses ist aber diesem noch übrig; denn flüchtige Reisende können solche Untersuchungen nicht pflegen.

Es fehlt bis jetzt an genauer Bezeichnung der Natur der Formationen, was nur aus Vergleichung der angrenzenden Formationen und oft aus Untersuchung der leitenden Versteinerungen möglich ist. Wir haben daher vorgezogen, einstweilen nur die generellsten Bezeichnungen einzuführen: Sandstein, Kalk etc. Ferner ist klar, dass man noch zu wenig Specialia erhoben hat, um jetzt schon eine Karte in grösserem Massstab mit den geologischen Farben zur Herstellung eines Specialbildes zu entwerfen.

Die ergiebigste Vorarbeit für solche Specialkarten sind geologische Durchschnitte; diese aber sind nicht gut auszuführen, wenn wir keine Höhendurchschnitte haben, was leider für den grössten Theil Brasiliens der Fall ist, denn ausser Eschwege, Spix und Martius und Helmreichen sind mir keine solche Durchschnitte bekannt. In Wien liegen theilweise noch Helmreich's Sammlungen, von Partsch entworfen, theils von Helmreichen selbst gezeichnet, herrliche Durchschnitte eines Theils von Minas und Südbrasilien, und Sie könnten vielleicht Ihre amtliche Stellung benutzen, um dieses Material mir zu verschaffen.“ (Ich bitte Sich desshalb an Partsch, Director des Min. Cabinets in Wien zu wenden, mich aber

nicht zu nennen, denn ich glaube, dass man Ihnen diese Sachen eher geben wird, als mir; obgleich der Director der geologischen Reichsanstalt, Haidinger, mir seine Mitwirkung zugesagt und auch brieflich bethätigt hat. Er erhält auch eines der zunächst fertig werdenden Blätter.)

In Brasilien selbst muss man schleunig an die hypsometrische und geognostische Mappirung gehen, und ich wünsche, dass mich die dortige Regierung mit ihren Durchschnitten, Notizen u. s. w. unterstützen möge. „Sie sollte immerhin mich als den Herausgeber ihrer Materialien betrachten. denn Niemand macht die Sachen so eifrig bekannt, und Niemand hat so viel Interesse daran, seine Studien zu ergänzen, als ich.“

Schreiben Sie, lieber Freund! das was ich mit „ “ notirt und eingeklammert habe, Ihrem thätigen Herrn Minister und sagen Sie, dass ich bereit bin, alle zu Gebot stehenden Materialien in einen Atlas zu vereinigen, der sofort als Compass und Nachweis für praktische Untersuchungen und Arbeiten dienen kann. Ich lege den grössten Werth auf Ihre schnelle, energische und discrete Beiwirkung in dieser Sache, und so wie ich Ihnen heute beweise, dass Ihre Aufforderung, als wir das letzte Mal beisammen waren, nicht auf unfruchtbaren Boden

gefallen sei, hoffe ich, dass Sie mich auch nun weiter besonders dadurch unterstützen, dass Sie Ihrer Regierung bemerken, wie n ö t h i g *es sei, solchen Dingen Aufmerksamkeit zu schenken und Opfer zu bringen.*

Die Geologie liegt mir nahe nur im pflanzengeographischer Rücksicht; aber ich bin bereit, der Sache alle mögliche Entwickelung zu geben, namentlich Specialkarten ausführen zu lassen, wenn ich es nicht mit zu grossen Opfern thun muss.

Ich habe also nun meine Bibl. americana um 20,000 *fr. an Se. Maj. verkauft. Sie soll im historisch-geographischen Institut aufgestellt werden, was mich sehr freut. Dass ich ein sehr honettes Angebot gemacht, wird jeder eingestehen, der die*

schön conditionirten Werke von Humboldt	12000 *frc.*
den neu gebundenen Martius	4000 „
die 65 *Hefte von D'Orbiques*	800 „
die seltenen Spanier	3000 „
den auf 6000 *fr. geschätzten de Bry à*	3000 „
und die vielen anderen (im Ganzen 517 *Nummern, die ich jetzt noch vermehre und die also hier gar nicht in Rechnung kommen)*	22800 *fr.*

— sieht. Ich habe die in Brasilien heraus gekommenen Werke zurückbehalten, dafür aber 2000 *am Angebot nachgelassen. Es versteht sich, dass ich*

das nicht gethan hätte, wenn die Regierung nicht im vorigen Jahre sich nobel gegen mich benommen hätte. Ich will dort so erscheinen, wie ich bin.

Hier hat man mir nicht undeutlich merken lassen, dass ich mich zu viel mit Brasilien beschäftige! Man findet es am Ende nicht blos seltsam, dass ich nach 30 Jahren noch über Brasilien schreibe, sondern vielleicht gar zu wenig bairisch-patr.! Das gehört zu den Curiosis, über die ich mich nur mündlich einmal gegen Sie, den wahren Freund, auslassen kann. Es wird Ihnen auch ein Schlüssel sein, warum ich vermeiden muss, in anderen Dingen, die auch Brasilier angehen, öffentlich thätig zu erscheinen. (Sowie andertheils in solchen Auffassungen für mich ein Grund lag, möglichst nach unabhängiger Einnahme zu trachten.)

In Beziehung auf die Karten bemerke ich noch, dass ich auch die brasilianischen Botaniker in die Routen aufnehmen würde, wenn ich nur ihre Reisen kennte, und ich bitte Sie, Ihrem Herrn Minister zu sagen, dass er mir nur diese Routen verschaffen möge.

In einigen Tagen geht die Bibl. americ. ab und ich werde ein anderes Exemplar der Karten beilegen, nebst einer kleinen Memoria, die deutsch vor mir liegt, aber nicht portugiesisch. Hätte ich nur Sie

hier! Es fragt sich, ob ich die Karten an den Kaiser, ob an den Minister adressiren soll. Wenn Sie mir gleich nach Empfang dieses einen Rath ertheilen, so kommt er hoffentlich recht. Auch an Macedo möchte ich die Karten gerne senden, aber wie hinbringen?

Sie werden gehört haben, dass unser Glaspallast in den Botanischen Garten kommt: eine ungeheure Mühe für mich, besonders da die Sache über's Knie abgebrochen worden. Ich erfuhr davon amtlich erst am 4. September.

Meine Familie ist in Schlehdorf. Ich bin wegen dieser Sache hereingekommen und will nun wenigstens das Wichtigste noch mit durchmachen. Nächsten Winter wollte ich fleissig an den brasilianischen Arzneipflanzen sein. Gott gebe, dass ich's durchsetzen kann und nicht abgehalten werde. Diese Arzneipflanzen sollen den ersten Theil der Flora Brasil. bilden und dem Kaiser dedicirt werden. Ich sehe aus Ihrer Aeusserung, dass Sie Sich ein nicht richtiges Bild von der Flora machen. Ich glaube, dass Ihnen die Reise und der Atlas ein angenehmer Hausrath sein wird und wünsche daher Ihnen lieber diese) zu senden, wenn Sie sie nicht schon ha-*

**) Sagen Sie mir nur, was Ihnen lieber ist! Mit d. Gervaõ ist's nichts!*

ben. Von den Landschaften in der Flora kann ich Ihnen allerdings auch Abzüge machen lassen. Dass ich die Reisewerke von Spix und mir an T. O. Weigel in Leipzig verkauft habe, ist Ihnen wohl schon gemeldet?

Viel Schönes den Ihrigen.

München, den 14. *September* 1853.

Ihr

treudankbar ergebener

Martius.

17.

Mein theurer Freund und Gevatter!

Ich bin noch eine Antwort auf meinen letzten Brief erwartend, will aber doch, da Sie zunächst mich zu der geologischen Karte veranlasst haben, nicht säumen, Ihnen zu melden, dass ich heute mit den 5 *Kisten, die, die Bibl. americ. enthaltend, nach Hamburg an Correa abgesendet worden, auch beide Karten (roleira und geognost.) nebst dem Brief an den Minister-Präsidenten abgesendet habe,' dessen Brouillon*

ich Ihnen — lege remissionis — hier beifüge. Auch eine Abschrift der Memoria über die Karten lege ich Ihnen bei und bitte Sie, wenn Sie es vermögen, dieselbe, in's Portugiesische übersetzt, dem Minister mit Ihren weiteren Bemerkungen und Anträgen einzusenden. Deutsch hat er sie zwar, aber ausser Lallemant oder Schüch kann sie Niemand dort übersetzen. Die Sache kommt erst in Zug, wenn ich weitere Notizen durch den Minister von Halfeld, Niemeyer, vielleicht auch die Papiere Helmreichens habe.

Obgleich nur wenige Farben auf der Karte sind, so hat sie doch viel Arbeit gemacht. Es fehlen Data, um zu bestimmen, welchen Alters und Charakters die einzelnen Formationen sind. Pfaff hat gut gearbeitet.

Die Routen werden Ihnen eine angenehme Uebersicht gewähren. Sellow und Humboldt müssen noch eingetragen werden; in Peru könnte man Hänke, Ruiz, Pavon, Mutis etc. eintragen, wenn man Notizen hätte. Auch Castelnau und St. Hilaire fehlen noch.

Die Grenzen anlangend, bitte ich Sie besonders um Ihre Mitwirkung. Wir müssen möglichst auf Wasserscheiden und Hochgebirge oder Sümpfe als Grenzen Rücksicht nehmen.

Ich bin durch den Garten-Umbau hier seit 14

herrlichen Tagen festgehalten, während die Familie in Schlehdorf ist. Sobald ich kann, gehe ich auch, denn ich bin ganz caputt! Das Ohrensausen quält mich schrecklich.

Empfangen Sie meine herzlichen Grüsse für Sie und alle die Ihrigen und antworten Sie bald

München, den 22. September 1853.

Ihrem

treudankbar ergebenen

Martius.

18.

Mein hochgeehrter Freund und Gevatter!

Ihre letzte so reiche Sendung müsste eigentlich sehr ausführlich beantwortet werden, weil ich aber mehr als je mit meinen Arbeiten im Gedränge bin, so soll mein heutiger Brief zunächst nur ein dankbares Recepisse ausstellen. Was mich aus jener Sendung am meisten berührt, ist Ihr Versuch, die Materialien von Helmreichen, namentlich die geo-

gnostischen Durchschnitte gemeinnützig zu verbreiten. Dies ist jedenfalls eine dankenswerthe Unternehmung, und ich statte Ihnen meinen Glückwunsch darüber ab, wobei ich nicht genug mich verwundern kann, mit welcher Leichtigkeit Sie sich in diese Angelegenheit hineingearbeitet haben. Sehr wünschenswerth wäre es mir gewesen, zu erfahren, ob die Quelle, aus welcher Sie geschöpft haben, auch von Haidinger und seinen Gehülfen bereits genützt worden ist, oder ob das Material von Ihnen zuerst ausgebeutet worden. Haidinger schreibt mir, dass ein Exemplar von meiner Reiseroutenkarte, geognostisch colorirt, nächstens eintreffen werde. Ich habe es aber noch nicht erhalten. Inzwischen hat auch Dr. Pfaff seine Arbeiten fortgesetzt, und ich bin im Besitze seines Manuscriptes, welches übrigens später nochmals überarbeitet werden wird. Es freut mich zu hören, dass Sie Selbst jetzt von dem Gedanken abgekommen sind, eine möglichst grosse Karte zu entwerfen. Je kleiner der Maasstab, desto geringer die Irrungen.

Sehr auffallend ist es mir, dass ich schon so lange nichts aus Brasilien gehört habe. An Herrn von Varenhagen in Madrid habe ich geschrieben, bin aber noch ohne Antwort. Das 12. *Heft der Flora mit der so wichtigen Familie der Urticinen*

ist im November versendet worden, und ich arbeite gegenwärtig fleissig an mehreren Heften.

Stehen Sie denn in regelmässigem Briefwechsel mit Herrn Macedo in London? Auch von ihm habe ich lange nichts gehört ....

Sobald ich weiteres zu schreiben habe, sollen Sie einen ausführlichen Brief erhalten. Ihre Beilagen sind abgegeben worden.

In verehrungsvollster Neigung ganz der

München, den 29. *April* 1854.

Ihrige

Martius.

Nachtrag. Ich kann mir denken, dass Sie, lieber Freund, die thätige Beihülfe Haidinger's von Seiten Ihrer Regierung anerkannt wünschen werden, und dass Sie vielleicht in dieser Beziehung schon Schritte gethan haben. Erlauben Sie, dass ich auch als Herausgeber der Flora Bras. sowohl an Haidinger's Thätigkeit erinnere, als an jene des braven und fleissigen Fenzl, der jetzt eigentlich Curator der Unternehmung bei der österreichischen Regierung ist, und in 2 *Jahren schon mehr dafür gethan hat, als Endlicher in* 10. *Es wäre wohl in mehr als Einer Rücksicht gut, wenn diese Männer*

ausgezeichnet würden; und die Decoration des Rosenordens würde wohl beiden grosse Freude machen, besonders, wenn es der bescheiden aussehende einfache Ritterorden wäre. Ich weiss, dass ein österreichischer Gelehrter vom Range der Genannten sich einen Crachat geradezu verbeten hat, weil diese glänzende Auszeichnung, dort noch in bürgerlichen Kreisen selten, wenn sie ganz allein am Rocke hängt, nur Object der Medisance und des Spottes würde. Möchte ich doch auch einen fremdländischen Crachat nicht tragen, wenn ich keinen einheimischen Orden hätte. Das also zur freundlichen Berücksichtigung und etwa Besprechung im nächsten Briefe, auf den ich mit Begierde aufsehe.

Von Kiepert in Berlin, dem ich die Routenkarte zur geographischen Correctur mitgetheilt, habe ich noch keine Antwort. Ach, es geht alles jammervoll langsam.

München, den 30. *April* 1854.

Noch immer habe ich die Revista trimensal nicht weiter erhalten, als bis zum 5. *vollständig* (1. 2. 3. 4. 5.) *und dann* 4 *Hefte vom* 15. *Alles andere fehlt! Ich beschwöre, verhelfen Sie mir doch freundlich zu diesem wichtigen Werke.*

19.

Mein theurer Freund und Gevatter!

Heute vor 6 Wochen bin ich nach Marienbad mit meiner Tochter Caroline. Meine Frau sendet mir nur Ihre letzten Briefe nebst Beilagen zu, da sie nicht das Gewünschte aussuchen kann, und ich beeile mich, kurz vor Postabgang, Ihnen Alles unter herzlicher Dankbezeigung zu senden. Letztere so wichtige Mittheilungen, wie z. B. über die Ameisen, konnte ich leider nicht lesen ....

Tief schmerzt mich Sch.'s Undank. Aber, lieber Freund, edler Mann, voll der reinsten uneigennützigsten Liebe, haben Sie denn noch nicht erfahren, dass von allen Sprüchwörtern „Undank der Welt Lohn!" das wahrhaft häufigst in Anwendung kommende ist. Ich habe das Dämonische, den reinen Verstand Sch.'s mit Grauen herausgefühlt. Aus einseitigem Verstand sind die Teufel hochmüthig geworden, und aus den Engeln sind Teufel geworden. Die Lehre ist wahr, und diese reinen Verstandesmenschen und Egoisten sind die Quelle böser Anschläge und böser Pratiken. Auch ich habe Aehnliches erfahren. Was Sch. sagt, wird wohl nur

darauf berechnet sein, seine Autorität höher zu stellen, als die des alten Reisenden, der vier Aemter verwalten musste, während er in Nebenstunden für Brasilien literarisch, und blos literarisch zu wirken suchte ....

Wunsiedel, den 25. Juli 1854.

Treulichst

Ihr Gevatter und Freund

Martius.

20.

Mein theurer Freund!

Fast hat es mich gewundert, in einer so schicksalsschwangeren Zeit von Ihnen keinen Zuruf erhalten zu haben. Aber ich weiss, dass Sie liebevoll und treu zu mir halten und kann mir wohl denken, dass Sie vor Arbeit nicht zu freundlichen Briefen kommen.

Mein äusseres Schicksal hat sich also entschieden! Seit d. 14. October bin ich auf meine Bitte „unter wohlgefälliger Anerkennung meiner langjährigen treuen und ausgezeichneten Dienste“ unter Be-

lassung des Gehaltes quiescirt. Nun werden die schweigen, denen meine Art und Richtung von Thätigkeit veraltet oder zu wenig bairisch war, und ich werde mich ganz der Unternehmung widmen, zur Illustration meines zweiten Vaterlandes zu wirken, in dem ich Wohlwollen, Dankbarkeit, Freunde finde. Wenn ich einmal so glücklich bin, neben Ihnen und Ihrer herrlichen Frau zu sitzen, so werde ich Ihnen ausführlich berichten. Jetzt habe ich noch den Kopf zu voll! Es ist schwer, die zahlreichen Wurzeln auszuziehen, mit denen ich seit fast 40 Jahren im Amte wurzelte. Wahrscheinlich habe ich an Ostern die Freude Sie zu sehen, denn es wird wohl so kommen, dass ich dann meinen Carl in Dr. Bezzenberger's Real-Gymnasium) bringe. Mit diesem Herrn habe ich bereits über die Sache correspondirt und bitte Sie, die Inlage ihm gütigst zugehen zu lassen . . . . .*

Was hören Sie denn von Paulo Barbozo — von Schüch —? Ich bin schon lange ohne Nachricht und auch der sonst so theilnehmende Macedo scheint durch den Tod seiner Frau sehr gedrückt und vom Schreiben behindert.

Auf mich macht die Cholera einen ungünsti-

**) In Dresden. (D. Verf.)*

gen Eindruck: ich bin unfähig, viel zu arbeiten, denn mein Kopf verträgt keine Anstrengung.

Doch ist ein grosses Heft der Flora für 1. *Januar* 1855 *fast fertig.*

Die geologische und phytologische Karte muss aber erst mit Ihnen, Humboldt u. A. berathen sein. Die geographische Revision hat Kiepert übernommen . . . . .

München, den 25. *November* 1854.

In treuester Anhänglichkeit

Ihr

Martius.

21.

Mein theurer Freund!

Heute habe ich die Sendung der Flora Brasil. fasc. 13. 14. *nach Leipzig expedirt, wobei ein Exemplar für Sie, das ich also freundlichst aufzunehmen bitte.*

Es giebt mir dies Veranlassung an Sie zu schreiben, und ich werde Ihnen noch einige Sachen quoad Floram vorzulegen haben. Vorher aber noch

der Wunsch, dass diese Zeilen Sie und all' die lieben Ihrigen in heiterer Gesundheit treffen möchten. Ich habe lange auf Nachricht von Ihnen ausgesehen, und — ich will es nicht verhehlen — es hat mich etwas gewundert, dass Sie auf meine Nachricht vom Rücktritt aus dem Amte, mir keinen Zuruf gegönnt haben. In solchen Momenten legt man doppeltes Gewicht auf die Sympathie der Freunde. Dass ich jetzt, nachdem ich die Sache in ihrer Tragweite für meine Gesundheit und für meine Oeconomica zu wägen Gelegenheit hatte, mich zum Besten der ersten auch bei dem Damnum emergens und lucrum cessans für die letzteren erklären und den Schritt als gut gethan bezeichnen kann, wird Ihnen wie allen Freunden angenehm zu hören sein. Es hat mir noch Niemand condolirt, Jedermann gratulirt, und wären viele nur so unabhängig wie ich, so würde mein Beispiel wohl manche Nachfolger finden.

Jetzt also gilt es, ganz der letztgewählten Lebensaufgabe sich hinzugeben, und ich bin wirklich fortwährend mit der Flora bras. beschäftigt, unausgesetzt und rüstig, wobei ich nur bedauern muss, nicht Ihre beispiellose Geistes-Elastizität zu besitzen. — Nun zu dem Einzelnen.

1. *Geographische Karte zur Flora. Meine san-*

guinische Hoffnung auf officielle Beihülfe, zumal durch hypsometrische Notizen aus Brasilien ist leider nicht in Erfüllung gegangen. Ich habe Nichts erhalten. Wenn Sie, lieber Freund, es nicht durchsetzen, dass in Brasilien ein topographisch-statistisches Büreau, gegliedert und seine Arme durch's Reich ausdehnend, gegründet wird, so werden wir wohl noch lange warten müssen! Denken Sie doch daran! Sie haben nun einmal mit Ihrer Karte, in den vielen Exemplaren verbreitet, den Anfang gemacht, und sollten da nicht mehr auslassen.

Meine Karte ist noch immer geographisch nicht revidirt. Das ungünstige Urtheil, was Sie darüber ausgesprochen, hat mich um so vorsichtiger machen müssen und ehe ich die Revision von Kiepert (jetzt in Berlin) zurückhabe, kann ich nicht an die Herausgabe denken. Vermögen Sie mir inzwischen noch Rectificationen zu geben, so thun Sie es in Gottes Namen.

Dr. Pfaff's Arbeit habe ich jetzt an Haidinger geschickt und erwarte sie mit weiteren Bemerkungen von da zurück. Ich hoffe doch, dass ich sie im Sommer ediren kann.

Haidinger schreibt auch, dass er die Mittheilung der Gebirgsdurchschnitte, sowohl die früheren, als die von Ihnen mitgetheilten für zweckmässig

hält. Ich wünschte hierüber Ihre Ansicht zu haben, ehe ich die Sache bei Dr. Pfaff anrege.

Bitte, lassen Sie mich nicht lange auf Antwort warten!

2. *Tabulae physiognomicae. Sie werden sehen, dass sie jetzt schon bis Tafel* 41 *gehen. Drei weitere sind auf Stein gezeichnet und ich werde nun auch die Ansichten der wichtigsten Culturpflanzungen geben. Die Caffeepflanzung ist in Arbeit. Könnten Sie mir über Taback, Mandiocca, Zuckerrohr Etwas mittheilen?*

3. *Agave americana — „Piteira“. — Eben drucke ich einen langen Artikel über diese merkwürdige Pflanze, die ich den Brasilianern zur Cultur, Pulque- und Faden-Bereitung und zu — meteorologisch-botanischen Beobachtungen! empfehle.*

Können Sie mir über ihr Vorkommen, — wo Sie sie gesehen und über das Instrument, womit man die Fäden auszieht, Etwas melden, so bitte ich es zu thun . . . . .

Unter freundlichem Händedruck

Ihr

Martius.

Noch fällt mir ein: wollen Sie nicht, als Nachtrag zu Ihrer Karte, etwa von Geinitz oder Cotta,

ein Aperçu géolog. der Formationen, die auf Ihrer Karte colorirt sind, (für die Brasilianer, die doch solche Erläuterungen gut brauchen können) machen lassen? Wenn Sie daran dächten, bitte ich, es mir zu sagen.

München, den 24. Jan. 1855.

22.

Mein theurer Freund!

Sie haben mir nach Erlangen (oder wenigstens dort erhielt ich Alles) nicht weniger als 9 eng geschriebene Blätter voll der interessantesten Gegenstände geschickt, und verlangen nun über eine Angelegenheit, die Auswanderungs-Gesetzgebung, meine Meinung. Was den Hauptpunkt betrifft, so wird er immer in der Geneigtheit der Brasilian. Kammern liegen, sich durch eine allmälige Umwandlung der Gesetzgebung den Interessen der deutschen Auswanderer zu conformiren. Wie weit diese Männer, denen man sicherlich Patriotismus nicht absprechen kann, gehen, kann ich nicht beurtheilen. Aber die letzten Relatorios der Minister und Provinz-Prä-

sidenten, die ich gesehen habe, haben mir eine hohe Idee beigebracht von dem wahrhaft constitutionellen Geiste, in dem man dort administrirt, den Sachen auf den Grund zu kommen, faule Balken auszuziehen, durch neue zu ersetzen und für die ganze Staatsmaschine einen verständigen, ordnenden Gang vorzubereiten bemüht ist. In's Einzelne der Gesetzgebung kann ich nicht eingehen. Wollte ich es, so müsste ich geradezu meine Flora Bras., der ich nun allein lebe, an den Nagel hängen. Ich bitte Sie also, von mir keine Bemerkungen zu erwarten, was dort von mir als erspriesslich geachtet werden müsse, was nicht. Nichts ist verderblicher, als sich ein Urtheil herausnehmen über Dinge, die man nicht versteht. So viel ist mir aber klar, dass die Näherung an das Landverkaufs-Princip der Nordamerikaner für Bras. auch seine Gefahren hat, und dass man, im Interesse des Landes, wohl seine romanische Bevölkerung mit ihren historischen, moralischen, industriellen oder kirchlichen Präcedentien mit jenen nordamerikanischen nicht verwechseln darf. In Nordamerika Penn, die erste Einwanderung puritanisch aus dem Mutterlande geschieden, darum in ihren ersten Bürgertugenden puritanisch, mauerumgürtend, freipriesterlich, protestantisch und im Protestantismus sich in Ortschaften einend, von

da ins Land hinein sich ausbreitend, mit den Fittichen politischer und kirchlicher Freiheitsliebe.

Wie ganz anders in Brasilien!

Und jetzt! dort freie Kirchen, auf die man abonnirt, wie im Theater, — keine Bischöfe — Sectenfreiheit, hier Katholicismus, Bischöfe mit Dotation aus der Staatscasse, Klöster, die Schule halb vom Bischof halb vom Municipium abhängig.

Dort der Priester auch Einer, der theil nimmt an der Landvertheilung — keine todte Hand.

Und hier — — —

Sie sehen, lieber Freund! der bras. Clerus muss der Einwanderung abhold sein oder er ist es.

Ich wünsche von Herzen, dass Sie durchdringen, dass man das Land frei giebt, Colonisten ruft etc.

Aber ich glaube, dass in demselben Augenblicke nicht die Gesetzgebung, sondern ganz andere Dinge in Frage gestellt wären, desshalb greift man nur zögernd nach dem goldenen Apfel voll Asche.) Abgesehen von diesem mysteriösen (?), verhängnissvollen Verhältniss noch das andere, dass der junge Adel und die Dynastie Brasiliens in jeder Situation mehr Gefahren für sich sehen müssen, als in der, dass das Land schon mög-*

**) Ja, das sind die Parceria-Verträge! (D. Verf.)*

lichst weit in Possess genommen wäre, dass weitere Theilungen, so wie ehemals in Europa nach der Völkerwanderung, aus der Hand Besitzender erfolgte.

Ich habe einen spanischen General, der bei Ayacucho mitgefochten, sagen hören: wenn Spanien alle seine Soldaten, die es nach der neuen Welt hinüber geschickt, mit grossen Landgütern belehnt hätte, und ihnen Weiber verschafft hätte aus der Peninsula, so wäre Peru noch spanisch.

Es gäbe ein Buch, wollte man das Für und Wider in diesen Dingen besprechen. Es muss mündlich verhandelt werden, was aber nun den Revers der Medaille betrifft, die deutschen Auswanderer selbst, so wünscht Niemand Brasilien mehr Deutsche, als ich. Aber, mein Freund, wie steht es mit dieser Auswanderung? Wie wenige gehen? und wer? — und wohin? — und in welcher Absicht?

Das deutsche Volk ist gewarnt vor Nordamerika. Es sieht schon Tausende dort untergehen, Tausende zurückkommen, ärmer, elender als zuvor. Und doch! Ist nicht auch heuer die Auswanderung, am wohlarrangirten Seil einer einträglichen Maschinerie, die gar viele Agenten ernährt, wieder ungeheuer? Der Deutsche hat keine Courage gegenüber dem Beamten. Lieber geht er ihm ganz aus dem Weg,

in die Wälder, macht sich seine Fence, raucht Taback, spindisirt — und am Ende kommt er doch zu Etwas, wie die, so früher hinüber waren. So also hat sich der Exodus für Nordamerika entschieden und es bleibt dabei.

Das wäre meine Antwort, wie gesagt, im Rohen.

Ich bin krank. Elend von der Grippe heimgesucht. Seit acht Tagen schon komme ich nur mühsam zum Schreiben. Unter Ihren, an interessanten Thatsachen so reichen Briefen und Abdrücken habe ich mich vergeblich nach einer Nachricht vom Ramé urtica tenacissima Blume's umgesehen, sie aber nicht gefunden oder übersehen. Da ich eben eine Liste aller für Stricke, Faden, Spinnen, Papier brauchbaren, den Brasilianern zu empfehlenden Pflanzen drucke, so würde es mir angenehm sein, Ihre Notiz, wo und wie Blume die Sache beschrieben? zu erhalten.) Ich sende Ihnen einen Bogen, wenn er fertig ist.*

Dies Nachsuchen hat mir wieder den alten Wunsch erneuert, dass Sie Ihre so ausserordentliche Thätig-

---

**) Die Beschreibungen und Zeichnungen waren längst schon unterwegs, nach vielfacher Correspondenz mit Professor Blume in Leyden, vormals auf Java, der an Sturz sogar die Pflanzen gesandt, die dieser lebend hinüber schickte.* (*D. Verf.*)

keit durch eine andere Methode der Bekanntmachung geniessbarer machen möchten. Meine Augen reichen nicht mehr für solche Pygmäen-Buchstaben der Handschriften hin. Wenn Sie alle sechs Wochen Ein Quartblatt mit der Auswahl Ihrer Lucubrationen drucken liessen, ganz portug., (denn das deutsche hilft dort blutwenig und in Deutschland hat es vielleicht 12 *Verehrer Ihrer edlen Bemühung) so könnte nach und nach eine sehr interessante Lectüre erwirkt werden. Ich glaube nicht, dass es viel mehr kosten würde. In Verzweiflung bin ich über das Schmetterlingsblatt!! Sie schrieben kein Wort davon, so achtete ich nicht darauf. Es fuhr hier einige Tage herum, und ist, wenn nicht ins Herbar gerathen, schwerlich zu finden. Aber, um Gottes Willen! Freund! warum so Etwas, was Sie wiederhaben wollen, wie Ballast beilegen? Denken Sie doch an meine* 1000 *Blätter Papier! Das ist ein Ocean, worin schon Manches verschwommen.*

Leben Sie wohl.

30. *April* 1855.

Ihr

herzlichergebener, abgearbeiteter, kranker Freund

Martius.

23.

Mein hochgeehrter Freund!

Wenn ich lange stillschweige, so dürfen Sie immer annehmen, dass ich recht fleissig bin. Man kann nicht von der Arbeit ab- und wegsehen, wenn es einem darum zu thun, fertig zu werden. So bin ich denn auch seit der Rückkehr vom Lande ohn' Unterlass an der Flora fleissig gewesen. Herr Fleischer hat Ihnen wohl das Heft XV geschickt? Heute erhalten Sie die Mittheilungen des Herrn R. über seine Draht-Verzinkung zu Telegraphenleitungen. Sollten Sie, wie ich wünsche, in der Lage sein, auf die Abnahme der Drähte für die brasilianischen Telegraphen Einfluss zu nehmen, so kann ich Ihnen den Mann als sehr geschickt und solid empfehlen. Er ist Kammermitglied, gegenwärtig hier und können Sie sich entweder direct oder durch mich mit ihm in Beziehung setzen.

Sagen Sie mir dann doch auch gelegentlich, wie es Ihnen, Ihnen und all den lieben Ihrigen diess- und jenseits des Oceans geht! Wir sind wohl, so gut es noch sein kann, und grüssen freundlichst.....

Fatal ist es mir, dass nachgerade alle die Leute, mit denen ich bekannt war, vom Schauplatz abtre-

ten! Meine brasilianische Generation ist ohnehin schon bei den Schatten!

Auf meine Bitte um geographische Bestimmungen, namentlich in Bahia und Centralbrasilien habe ich vom Herrn Minister des Innern keine Antwort! Es ist traurig, wie wenig man dort anerkennt:

Ignorantia Summum peccatum!

Wenn das Land erst durch die Nordamerikaner geographisch festgesellt würde, so hiesse diess: Die Römer der modernen Zeit, die Helden des Industrialismus verschlingen auch Brasilien!

Ihre eigenen Bemühungen zu Gunsten des mir wichtigen Materials haben auch wenig Erfolg gehabt. Turpis Torpor!

Wollen Sie nun etwas recht Erkleckliches für mich thun, so verschaffen Sie doch in Gottes Namen meinem Freunde und Mitarbeiter Prof. Eduard Fenzl in Wien einen brasilianischen Orden! Sie glauben nicht, welche Dienste er dem Opus leistet! Er übernimmt alle Correspondenz des dortigen Herbarii mit den Mitarbeitern, schafft Material herbei, hat Haidinger und Auer dafür gewonnen! Die geologische Karte und die Reisekarte habe ich grossentheils nach den von Prof. Kiepert gemachten Correcturen (auf Grund der nordamerikanischen Expedition auf dem Amazonas) abschleifen und neu

graviren lassen müssen. Wie heissen denn die dermaligen Minister und an wen muss ich mich in meiner literarischen Angelegenheit wenden?

Was macht Paulo Barboza? Er ist jetzt in hohem Ansehen und die Intriguen scheinen zu schweigen. Er ist stets gegen mich ein wohlwollender Freund gewesen.

Was thut Marquis d'Abrantes?

Kann ich denn die Fortsetzung der Revista trimensal (von Vol. 6. an) durch Ihre Vermittlung nicht erhalten? Es ist ein Elend, wie alle literarischen Beziehungen stocken ....

Carl Martius) ist in Edinburg, jetzt vielleicht schon in Dublin. In 2 Monaten will er nach London zurück. Er hat einige mit Gunst aufgenommene Artikel von dort aus in die wissenschaftliche Zeitschrift geschickt.*

Ich wünsche, dass Ihnen, lieber Freund, und Ihrer werthen Familie das neue Jahr nur Glück, Freude, Gesundheit bringen möge, und bleibe in treuer Anhänglichkeit

München, den 21. December 1855.

Ihr
ergebenster
Martius.

---

*) *Der Sohn.* *(D. Verf.)*

24.

Mein theurer Freund!

Herzlichen Dank für Ihren Brief vom 29. vorigen Monats.

Da ich die Ueberzeugung habe, dass die Telegraphendrähte von Reichenberger besser sind, als jene, die man in England erhält, so wünsche ich recht sehr, dass Sie sich unseres Landsmannes annehmen möchten, und frage, ob Sie es geeignet finden, dass ich dies auch persönlich thue, wenn ich Veranlassung habe, an die brasilianische Gesandtschaft in Paris oder London zu schreiben.

In dem Artikel von Bernhard Cotta in der Allgemeinen glaubte ich Ihre eigene Stimme zu vernehmen. Es ist sehr traurig, dass die Kammer die Gefahren nicht berücksichtigt, welche mit der Einwanderung an den Paraguay kommen müssen, um so schneller kommen werden, als es im Interesse der Nordamerikaner ist, sich ebenfalls in jenen Gewässern festzusetzen. Ich habe mich nicht an Sch. gewendet, weder in der Angelegenheit des Drahtes, noch in jener des Herrn F. Letztere Angelegen-

heit empfehle ich Ihnen wiederholt auf das Dringendste. Sch. hat von mir Empfehlungen an Gelehrte verlangt, die ich jedoch nicht ertheilen konnte, weil alle meine Freunde abwesend waren, und Einige zu verstehen gegeben hatten, dass ihnen in jener Zeit mit Bekanntschaften nicht gedient sei. Die Haltung jenes Mannes ist mir schon seit längerer Zeit anstössig gewesen. Ist er noch in Paris?

Von Barboza habe ich vom 22. October einen kurzen und freundlichen Brief. Ich glaube, dass Sie seine Gesinnungen unterschätzen. Wenigstens hat er sich stets literarisch theilnehmend bewiesen; aber das Briefschreiben ist seine Sache ebenso wenig als des alten Abrantes.

An Dr. Blumenau werde ich schreiben, sobald die Schifffahrt wieder offen ist. Ich bitte Sie, geben Sie mir doch ja recht bald beruhigende Nachricht über Ihr Befinden!

Ich wünschte, Sie in einer minder gereizten Stimmung gegen Sch. zu sehen. Der Mann hat, als anwesend, die Gelegenheit zu schaden und nach dem scharfen, vernichtenden Brief von Ihnen wird er freilich keine Gelegenheit verabsäumen. Ich halte es für besser, die Extreme nicht auszusprechen. Dadurch hab ich mir eine leidlich angenehme Existenz geschaffen, während ich sonst mich von Tod-

feinden umgeben sehen müsste. Wenn Sie einmal herkommen, wollen wir uns recht aussprechen, Vieles lässt sich nicht schreiben.

München, den 8. Januar 1856.

Ihr

treuergebenster

Martius.

25.

Verehrter Herr und Freund!)*

. . . Die Notiz aus dem „Auxiliador", die Sie mir von dem verkommenen Geisteszustande Bonpland's geben, war mir höchst wichtig und wird für Brasilien ein Fingerzeig, wie nothwendig es ist, den Verkehr zwischen den Menschen zu erleichtern, damit sie nicht zu Einsiedlern werden, im Gegentheil ihre gesellschaftlichen Eigenschaften und Tugenden entwickeln, die blos da blühen können, wo sie sich den Regeln der Gesittung und den Gesetzen gesellschaftlichen Wesens unterwerfen müssen. „Fideliter dedicisse artes-confinit esse feros," d. h. der Mensch

---

**) Aus dem Portugiesischen übersetzt. (D. Verf.)*

soll nicht nackt gehen, oder nur mit einem Hemd bekleidet: Die Kleidung und die Gewohnheit, nur das Sittliche auszusprechen, giebt die Humanität zu erkennen.

Leben Sie wohl.

München, den 16. *Februar* 1857.

Martius.

26.

Mein theurer Freund und Gevattersmann!

Leider muss ich daraus, dass Ihre Feder auch nicht mehr so leicht Ihre Gedanken hinwirft, wie sonst, und dass ich viel seltner von Ihnen höre, schliessen, dass es Ihnen auch schon geht wie mir: die Zähne an dem Uhrwerk nützen sich ab, das Ganze geht mühsamer.

So gross meine Freude wäre, Sie wieder zu sehen, auf einmal eine Menge Notizen einzuthun, so habe ich doch weniger Hoffnung dazu. Ich bin unbeweglicher. Kommen Sie aber einmal nach Baiern und wollen mir ein Rendez-vous geben, so

schreiben Sie es, ich bitte, zeitig! Oder kommen Sie etwa einmal hierher?

Meine liebe, edle Mutter habe ich am 18. *October auch verloren. Das war bitter. Man hat die Mutter nur einmal zu verlieren. Ruhe ihrer Asche! . . . .*

Bei mir heisst es: post nubila Phoebus. Ich habe auch meine Columbischen Gefühle gehabt! Ich habe auch meine Ketten aufgehängt.

Wenn wir einmal werden traulich beisammensitzen, werde ich Ihnen erzählen und Sie — werden sich wundern. . . . .

Jetzt bin ich an der Zusammenstellung der brasilianischen Völkerschaften und Stämme nebst den 60 *Vocabularien. Das ist aber eine Höllenarbeit. Ich komme sehr langsam voran, auch wegen der Schwierigkeiten die Revista trimensal zu benutzen, da das einzige Exemplar in der Hofbibliothek fast immer ausgeliehen ist, und ich — theilweise durch Ihre Güte, — sie nur bis Vol.* 6 *erhalten konnte. Wäre es Ihnen nicht möglich, mir ein vollständiges Exemplar bald zu verschaffen! Von der Flora habe ich jetzt* 62 *Bogen gedruckt, die nächstens kommen.* 60 *werden die Myrten (*900 *Arten) füllen, wovon in Europa Eine Art! Abgrund!*

Ich werde müde, lieber Freund! Wollte, ich hätte nicht angefangen.

Der Kaiser hat mir das Poema Confederacão dos Samoyos, von Magalhaẽs durch Paulo Barboza zusenden lassen. Ihm habe ich voriges Frühjahr ein Exemplar der grossen französischen „Histoire des Voyages" geschickt, die mir, als Bestellung für die Bibliotheca americana kürzlich eingegangen war.

Gottes Segen über Sie und Ihr ganzes Haus.

München, den 29. *December* 1856.

Treulichst verbunden

Ihr

Martius.

27.

Mein lieber Freund!

. . . Aufrichtig wird es mich freuen, wenn Sie meine offenen Bemerkungen über Ihre officielle Stellung nicht übel nehmen, sondern beherzigen. Ihre ungewöhnliche Thätigkeit, Ihr Ausgreifen ins Handeln, wo Berichten genügt, ist für dort exotisch; auch ich habe mir mit dem „Lehrengeben" geschadet, wie mir ein befreundeter Minister gesagt. Glauben Sie mir: man verzeiht eher Schwächen, als Superiorität und eher diese als oft wiederkehrende

Unbequemlichkeit. Wäre ich so glücklich, eine so schöne Besoldung mie Sie zu beziehen! Ich wollte meine Consulatsgeschäfte ganz anders verstehen! Ich thäte zweierlei: 1) *von Zeit zu Zeit gäbe ich meinem Minister wohlausgearbeitete Revues von allen nationalökonomischen und politischen Ereignissen, die ihn interessiren könnten, in einer reinen, amtlich ernsten Haltung, nicht im Conversationsstyl und mit möglicher Eleganz und Kürze,* 2) *Ich machte den Machthabern sub rosa Eröffnungen über Alles, was diesen persönlich angenehm und interessant sein könnte. Ausserdem aber würde ich mich vielmehr passiv verhalten. Ich würde nur wenig schreiben, und gar nicht autographiren, denn damit macht man sich keine Freunde, sondern nur Feinde, die Einem auf den Dienst passen. Ein Deutscher wird kein Brasilianer, und wir beide dürfen zufrieden sein, wenn wir Afilhados do Brasil sind. Nehmen Sie diese aufrichtigen Winke nicht anders an, denn als den Ausdruck wahrer Sympathie. Sie sind, wie ich, zu alt, um nicht auch an den Abschluss der Thätigkeit zu denken, und da dächte ich, sollte man es sich zur Pflicht machen, table nette mit Geschäften zu machen. Ach, könnte ich mich doch ganz zurückziehen! Aber noch liegt eine schwere Verpflichtung auf mir, weil ich auch*

nicht eingedenk war des heidnischen, aber weisen: Halte Maass! Ich habe heute, Gott Lob! gute Briefe von meinem Sohn. Er ist in Göttingen schon gut situirt und wird, so Gott will, mir Freude machen.

Lassen Sie bald von Sich hören, auch wie es jetzt in Berlin aussieht, wo Sie Sich hoffentlich mit Humboldt, Olfers und Ritter gut stellen werden. Wo ist jetzt Dias und Gavalha? Dass Sch... sein Deutschland verleugnet, war jüngst in dem Novaraberichte auch angedeutet. Leben Sie wohl.

Schlehdorf, den 19. *Oct.* 1857.

Ihr
ergebenster
Martius.

28.

Lieber Freund und Gevattersmann!

Ich empfange Ihren Brief vom 28. *an dem stillen Sonntagsmorgen, und da ich gerade ein Stündchen frei habe, so ziehe ich vor, ihn gleich zu beantworten, anstatt mich wieder in die laufenden Geschäfte der Woche zu stürzen. Diese sind stets gleich gross, und oft verwünsche ich, dass ich mir mehr zugetraut, als ich eigentlich tragen kann.*

Könnte ich, so würde ich die Flora bras. ganz liegen lassen, und meine übrigen Jahre in ruhiger Beschaulichkeit hinbringen, blos in der Rückerinnerung eines reichen Lebens. Aber, die Vorsehung scheint es anders beschlossen zu haben: ich soll noch arbeiten, und so will ich denn an meinem Tagewerk thun, was möglich. Wäre ich so glücklich, die Arbeit auf jüngere Schultern, zunächst eines Verwandten, abladen zu können, so wäre mir freilich geholfen. Aber auch das sollte nicht sein! Mein Sohn ist Chemiker geworden, und mein trefflicher Schwiegersohn, dem ich so Grosses und für mich Beruhigendes zugetraut, liegt im Grabe! Des Herrn Wille geschehe! — So sagen Sie wohl auch, wenn Sie an die Erbschaft des Bruders denken, der sein Vermögen grossentheils in's Fremde und Ferne abgegeben hat . . . .

Sie haben, lieber Freund, fortwährend viel günstigere Ansichten vom Erfolge Ihrer Einwanderungsbemühungen; Sie haben vielleicht zu meinen Aeusserungen die Achseln gezuckt. Aber selbst auf die Gefahr hin, von Ihnen verkannt zu werden, ja als unbescheiden vor Ihnen zu gelten, muss ich wiederholen, dass ich glaube, Sie würden der Sache und Sich mehr nützen, wenn Sie sich ganz auf die von Ihrem Minister zu erhaltenden Instructio-

nen ad hoc beschränkten; nicht einen Zug mehr thäten und schrieben. Ihre lithographirten vertraulichen Schreiben machen Ihnen eher Feinde als Freunde. In derselben Zeit, wo Sie anstossen, können Sie auf keine Erfolge für Sich rechnen. Darum liesse ich ein Jahr lang Alles liegen, bis auf die Aufträge und Currentia, arbeitete für mich und erwartete im Aufblick auf höhere Fügung eine Wendung für Ihre Pläne zum Besten. Haben Sie denn Columbus, den grossen Dulder ganz vergessen? Der kann uns lehren, Dienste jenseits des „Gran Charco" anzurechnen, und ruhigen Gemüthes zuzusehen! Ich, der ich auch mein Theil „columbischer Gefühle" durchleben musste, habe mir meine Raison gemacht — Wegen Loureiro werde ich mich erkundigen. Wie stehen Sie denn mit Ihrem neuen Gesandten) in Berlin? Wie mit Correa und wo ist jetzt Dias (von Dresden her Ihnen bekannt). — Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin und allen Kindern und seien Sie von uns Allen bestens gegrüsst, besonders von Ihrem*

München, den 31. *Januar* 1858.

treuergebenen Freunde

Martius.

*) *Ribeiro?*

29.

Mein theurer Freund!

*Der Brief an den Kaiser ist am 30. December
abgegangen. Ich habe ihn an Ratton, Legations-
Secretär in Paris, geschickt, weil der Gesandte
gerade abwesend war. Ob nun dieser Schritt die
gewünschte Wirkung habe, wissen die Götter. Da
ich selbst gar keine einflussreichen Verbindungen in
Rio mehr habe, so habe ich auch an Niemand wei-
ter geschrieben. Ich werde es an Barboza thun,
obgleich er mir in mehreren Briefen zu verstehen
gegeben, dass er sich um gar nichts annimmt. Aber
ich rathe Ihnen, dass Sie sich noch an Sergio de
Macedo wenden, der dem gegenwärtigen Ministerio
feindliche Proceduren gemacht haben soll (hörte ich
einmal, ob es wahr, weiss ich nicht), und der in
jedem Fall an Talent und Energie nur wenige
Gleiche hat. Sch ..., dessen tiefste Empfindlichkeit
Sie leider geweckt haben müssen, wird schwerlich
etwas thun, wenn ich bitte (er giebt mir seit Jah-
ren kein Lebenszeichen); sollten Sie es aber wün-
schen, so bin ich bereit zu schreiben. Ohne Zweifel
konnte Er den Ministern am genauesten Ihre Stel-
lung schildern.*

Ich glaube, dass eine baldige Aenderung Ihrer Lage von all' diesen Leuten nicht zu erwarten ist. Sollte es daher nicht möglich sein, dass Sie sich in anderer Weise eine gute Einnahme sichern?

Ich sehe aus der Zeitung, dass die Engländer sich bemühen, Baumwollen-Ländereien zu sichern, und auszudehnen. Könnten Sie nicht im Innern von Cearoa Bahia, Fernambuc etc., wo gute Bodencultur ist, als Agent einer englischen Societät auftreten? Die reichen Liverpooler sollen Kapitalien zusammenschiessen, dass ihnen aus gewissen Gegenden sicher alle dort erzeugte Baumwolle zugeht. Es ist dies durch Contracte auf künftige Jahre und durch selbsteigene Regie der bestehenden, durch Anlegung neuer Pflanzungen, möglich.

Denken Sie einmal über diesen Einfall nach! Im Innern von Brasilien bei Caitete und Rio de Contas gedeiht die Baumwolle trefflich; näher sind die Diamantgruben. Können Sie für sich bei dem Anlass Land acquiriren, um es wieder zu verkaufen, desto besser. . . . .

Mit wahrem Schmerz hatte ich jüngst in der Allg. Zeitung Ihren Fall gelesen. Es war bei den Haaren herbeigezogen. Solche Nachrichten von guten Freunden lassen mich stets ausrufen: Gott behüte mich vor den Freunden! Was bezweckt das

Veröffentlichen häuslicher Nöthen? Sicherlich keine Umkehr derer, die sie verursacht haben.) Veranlassen Sie Ihre Freunde doch ja nicht zu solchen Expectorationen. Die Gewalt ist stumm und ohne Antwort auf Anklagen durch die öffentliche Meinung eines andern Welttheils.*

Dagegen scheint es mir geeignet, dass Sie sich mit den englischen und russischen Diplomaten einliessen, um eine Verwendung zu erzielen.

Doch was schreibe ich? Sie sind am besten in der Lage, die Menschen und die Umstände zu kennen, welche Ihnen helfen können. Mir steht leider nichts zur Seite, als herzliche Wünsche für Ihr Glück zum Himmel zu schicken.

Empfehlen Sie mich Ihren Lieben und seien Sie freundlichst gegrüsst von

München, den 10. *Januar* 1859.

Ihrem

aufrichtigen Freund und Gevatter

Martius.

**) Das war auch ganz richtig, denn dem Einsender des betreffenden Zeitungsartikels war es nicht um Sturz zu thun, sondern um eine piquante Mittheilung. (D. Verf.)*

Leipzig. Bär & Hermann.

VERLAG

VON

LUDWIG DENICKE

IN

LEIPZIG.

Archiv des Vereins für wissenschaftliche Heilkunde. Herausgegeben vom Vorstande des Vereins unter Redaction von Dr. J. Vogel, Professor in Halle, und Geh. Medicinalrath Dr. F. W. Beneke, Professor in Marburg. Band I bis III 1864/67. gr. 8. geheftet. Preis jeden Bandes 3 Thlr.

Bibliothek, Indische. Band I. enthaltend:

van Hoëvell, Dr. W. R., Aus dem indischen Leben. Aus dem Holländischen von **Wilhelm Berg.** Autorisirte Ausgabe. 8. brochirt 328 Seiten 1 Thlr.

—— —— Band II—V. enthaltend:

ten Brink, Dr. J., Ostindische Damen und Herren. Vier Beiträge zur Kenntniß der Sitten und Gebräuche in der europäischen Gesellschaft von Holländisch Indien. Aus dem Holländischen von **Wilhelm Berg.** Autorisirte Ausgabe. 4 Bände. 8. broch. 983 Seiten 3 Thlr.

Brink, ten, Dr. J., Ostindische Damen und Herren. Siehe Indische Bibliothek.

Frenzel, Pastor in Berggiesshübel. Der Belus oder Sonnendienst auf den Anden oder Kelten in Amerika. 8. brochirt. 14 Seiten 5 Ngr.

Für Mußestunden. Aus dem Englischen. Zwei Theile in einem Bande. 8. XII. 148 Seiten eleg. gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr.

Inhalt: Ueber den praktischen Verstand. — Mittel zur Zufriedenheit. — Ueber Selbsterziehung. — Vom Urtheile über Mitmenschen. — Von Ausübung der Wohlthätigkeit. — Hausordnung. — Guter Rath. — Geheimniß. — Ueber die Erziehung des Geschäftsmannes. — Von der Geschäftsführung. — Ueber die Wahl und Behandlung von Geschäftsführern. — Von der Behandlung von Bittstellern. — Mündliche Verhandlung. — Ueber Berathungen. — Vom Parteigeiste.

Aus diesem Inhaltsverzeichnisse geht deutlich hervor, wie sehr dieses Buch für das praktische Leben bestimmt ist.

In Mußestunden soll der Mensch über Das nachdenken, was das Leben bringt und fordert — dann ist er auf Alles gefaßt und wird in allen Lagen seine Haltung nicht verlieren. — Unser Buch ist so recht der eigentliche Leitfaden.

Herzig, Dr. **L.**, Marienbad, its mineral waters and baths. 2. edition. 8. brochirt 15 Ngr.

Hoëvell, van, Dr. W. R., Aus dem Indischen Leben. Siehe Indische Bibliothek.

Initialen Siehe Sammlung.

Koch, Gabriel, Die indo-australische Lepidopteren-Fauna in ihrem Zusammenhang mit der europäischen nebst den drei Hauptfaunen der Erde. Mit einer Tafel Abbildungen „Villosa Leichardtii.“ gr. 8. XII. 119 Seiten eleg. broch. 1 Thlr. 20 Ngr.

Müller von der Werra, Das Buch der Lieder. Mit dem Portrait des Dichters. gr. 8. XII. 459 S. brochirt 1 Thlr. 15 Ngr.

gebunden 1 Thlr. 20 Ngr.

Obermüller. Wilhelm, Deutsch-Keltisches, geschichtlich-geographisches **Wörterbuch,** zur Erläuterung der Fluss-, Berg-, Orts-, Gau-, Völker- und Personen-Namen Europas, West-Asiens und Nord-Africas im Allgemeinen, wie Deutschlands insbesondere. Nebst den daraus sich ergebenden Folgerungen für die Urgeschichte der Menschheit. gr. 8.

Dieses ausgezeichnete Werk, die Frucht 10jähriger Arbeit, wird in 12—13 Lieferungen ausgegeben, von denen 10 erschienen sind. Preis der Liefrg. 15 Ngr.

Oesterreichs und Preussens Mediatisirung, die Conditio sine qua non einer monarchisch-parlamentarischen Lösung des deutschen Problems. gr. 8. 64 Seiten. brochirt 15 Ngr.

Oesterreichs Verfassungskämpfe unter Beust. Von einem Norddeutschen. gr. 8. 73 Seiten. brochirt. 15 Ngr.

Oettinger, Eduard Maria, Moniteur des Dates. Siehe Moniteur des Dates.

Oettinger, Eduard Maria, Die Weltgeschichte in einem Brief-Couvert. Siehe Weltgeschichte.

Pfaff, Bezirksarzt Dr. **E. R.,** Das Traumleben und seine Deutung nach den Prinzipien der Araber, Perser, Griechen, Juden und Aegyptier. Für Gebildete aller Stände. 8. VIII. 175 S. brochirt $22^{1}/_{2}$ Ngr.

elegant gebunden 1 Thlr.

Schramm, Dr. **Hugo**, Ein Pereat den Duellen. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Duells. gr. 8. 52 Seiten. brochirt 10 Ngr.

Schweigel, Robert, Ueber den gegenwärtigen Stand der Sprach- und Naturforschung in Bezug auf die Urgeschichte der Menschheit. gr. 8. 31 S. brochirt $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Smith, H. J., Noxia or the daughter of Gehofen. — Spare hours 16. 133 Seiten. brochirt 15 Ngr.

Tabellen für medicinisch-statistische Aufzeichnungen zum Gebrauch für praktische Aerzte und Hospitäler. 16. cart. 15 Ngr.

Trichinen-Spiegel mit vielen Abbildgn. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Vitzthum d'Eckstädt. Comte C. F., Maurice. Comte de Saxe. Siehe Maurice.

Vogel, Dr. **Friedrich**, Ueber angeborene Harnblasenspalte mit Untersuchungen über die Geschwindigkeit, mit welcher gewisse in den Körper eingeführte Stoffe im Urin wiedererscheinen. Anatomisch-physiologische Abhandlung. Mit einer Tafel Abbildung. gr. 8. 38 Seiten. brochirt 10 Ngr.

Vogel, Prof. Dr. **Julius**, Korpulenz. Ihre Ursachen, Verhütung und Heilung durch einfache diätetische Mittel. Auf Grundlage des Banting-Systems. 10. Aufl. gr. 8. XII. 60 Seiten. brochirt 10 Ngr.

Vogel, Prof. Dr. **Julius**, Das Mikroskop. Ein Mittel zur Belehrung und Unterhaltung für Jedermann, sowie des Gewinns für Viele. Mit 119 Original-Holzschnitten X. 278 Seiten. gr. 8. geb. 1 Thlr.